

RUNDBRIEF zur Förderung der Freundschaft zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente

2. Folge 1949/1950

Freiburg, Dezember 1949

Nummer 5/6

Aus dem Inhalt:

1. Die Parole von Bochum: Wiedergutmachung	
1a) EntschlieÙung des 73. Deutschen Katholikentages 1949 in Bochum zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts	Seite 3
1b)* Unsere Christenpflicht bei der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts. Referat von Oberreg.-Rat Oswald	Seite 3
1c) Mainz 1948 - Bochum 1949	Seite 5
2.* „Was die Christenheit von Gott durch die Vermittlung Israels empfangen hat. . .“ — Ansprache von Msgr. Charrière, Bischof von Genf, Lausanne und Freiburg, beim Empfang von Staatspräsident Weizmann durch die Universität Freiburg (Schweiz) am 12. September 1949 . . .	Seite 6
3. Der brennende Dornbusch von Pater Johannes Schildenberger O.S.B.	Seite 7
4.* Giovanni Papinis Papstbrief an die Juden	Seite 7
5.* Das Mysterium Israels, Gottes Wort über die Juden in Pauli Römerbrief, kommentiert von Karl Thieme	Seite 8
6.* „Ich will heiligen Meinen großen Namen“. Ein Appell an die Christenheit in den Ereignissen um Israels Staatwerden.	Seite 13
7. Erklärung des Niederländischen Reformierten Rates für Kirche und Israel. (Auszug)	Seite 14
8. Rundschau (u. a. Adenauer bejaht Wiedergutmachungspflicht) . . .	Seite 15
9. Kleine Nachrichten (u. a. Ein Deutscher rettete 6000 dänische Juden)	Seite 19
10. Aussprache und Echo: Ein Briefwechsel mit Martin Buber	Seite 20
11. Literaturhinweise (u. a. Jud Süß)	Seite 24
12. Aus unserer Arbeit	Seite 26

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit * gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche Zeilenhonorar gebeten
Als Manuskript gedruckt

1. Die Parole von Bochum: Wiedergutmachung

1a) Entschließung des 73. Deutschen Katholikentages 1949 in Bochum zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts

Die Arbeitsgemeinschaften des 73. Deutschen Katholikentages in Bochum, die sich den Beziehungen der deutschen Katholiken mit den anderen Völkern und dem Schicksal der Heimatvertriebenen widmen, wünschen — zur Verwirklichung der Grundrechte des Menschen — und im Interesse der praktischen Durchführung des vom vorjährigen Mainzer Katholikentag anerkannten Grundsatzes der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts:

1. daß diese Wiedergutmachung unverzüglich durchgeführt werde im Interesse sowohl der Berechtigten wie der Verpflichteten, und um Klarheit zu schaffen;
2. daß das Wiedergutmachungsrecht auf Bundesbasis vereinheitlicht werde;
3. daß das richterliche Ermessen erweitert werde, um Härtefälle zu vermeiden.

1b) Unsere Christenpflicht in der Frage der Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts

Referat von Oberregierungsrat Oswald auf dem Bochumer Katholikentag 1949

Das Thema „Wiedergutmachung“ ist gerade in der letzten Zeit viel erörtert worden. Zumeist ist es einer scharfen Kritik unterzogen worden. Im Wahlkampf hat man sich mit dieser Frage überhaupt nicht beschäftigt und es liegt auf der Hand, warum dies nicht geschehen ist. Die Zahl der Wiedergutmachungsberechtigten ist verhältnismäßig klein und interessiert infolgedessen die Parteien nicht. Man läßt sich, vom politischen Standpunkt aus gesehen, gern diejenigen Dinge angelegen sein, die die Masse angehen.

In denjenigen Kreisen, die zu den Wiedergutmachungsverpflichteten gehören, ist die Unbeliebtheit dieses Themas kein Wunder. Hier hat sich eine besonders starke Sinnesänderung vollzogen. Während man allgemein nach dem Zusammenbruch nicht den geringsten Zweifel darüber hatte, daß man sogenannte arisierte Vermögen — um solche handelt es sich zumeist bei der Wiedergutmachung — selbstverständlich wieder herausgeben muß, hat hier die Beendigung der Entnazifizierung die überraschendste Meinungsänderung herbeigeführt. Wir wissen aus der Praxis, daß nicht wenige Erwerber im Jahre 1945 den Geschädigten freiwillig eine Wiedergutmachung für das arisierte Vermögen angeboten haben. Diejenigen, die damals dieses Vermögen aus Zweckmäßigkeitsgründen wieder zurückgeben wollten, sind heute die hartnäckigsten Gegner in Wiedergutmachungsverfahren.

Es kommt aber noch ein Moment hinzu und zwar vom Standpunkt der Öffentlichkeit. Durch die weitere politische Entwicklung ist das vom Nationalsozialismus begonnene Unrecht durch weiteres namenloses Unrecht an Millionen von Menschen zugesagt überdeckt worden. Denken Sie an die große Zahl der Heimatvertriebenen, die mit dem Gewicht ihrer Millionenzahl und aus guten Gründen ihre

Forderungen stellen. Hinzu kommen die Bombengeschädigten, die Währungsgeschädigten — und die vielen anderen brennenden Probleme lenken die volle Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf sich. Bei dieser Fülle zu lösender praktischer Fragen entfernt man sich leicht und manchmal auch gern von den sittlichen Forderungen unserer Zeit, und dazu gehört die Frage der Wiedergutmachung. Insbesondere für den gewissenhaften Christen, der sich auf die Wurzel allen Rechts besinnt, ist nach naturrechtlicher Auffassung das Eigentum unantastbar und eine Änderung der Eigentumsverhältnisse ist nur nach Maßgabe von Rechtssätzen zulässig, die im Kern sittlich begründet sein müssen. Entziehung von Eigentum auch auf Grund staatlicher Gesetze, — sofern diese die Grundsätze christlicher Ethik verletzen — sind für den Christen nicht bindend, und es besteht unter den Kulturvölkern die einhellige Auffassung, daß solche Gesetze wieder zu beseitigen sind und daraus erwachsenes Unrecht wieder gut zu machen ist, sobald sich die politischen Verhältnisse ändern, die staatliches Unrecht erzeugt haben. Ich glaube, daß wir in diesem Kreise voll darin übereinstimmen, daß diejenigen nationalsozialistischen Gesetze, die ein Ausnahmerecht gegen die politisch und rassistisch Verfolgten schufen, als Recht im naturrechtlichen Sinne nicht anerkannt werden können. Sie banden unser Gewissen im Dritten Reich nicht und können es heute noch weniger binden. Gesetze, die Willkürakte bedeuten und einen Mißbrauch der Staatsgewalt darstellen, schaffen kein Recht vom Standpunkt des Christen und vom Standpunkt eines jeden Menschen, dem noch ein Gewissen schlägt.

Die Aufhebung der aus politischen und rassistischen Gründen verordneten Gesetzgebung des Dritten Reichs durch die Besatzungsmacht hatte daher für

uns nur einen ordnenden Charakter und war selbstverständlich. Damit wurde der frühere Rechtsstand wiederhergestellt, wie er sich aus den Vorschriften des Bürgerlichen Rechts ergibt. Weder das Bürgerliche Gesetzbuch noch die Weimarer Verfassung, die das Privateigentum ausdrücklich schützen und die Gleichheit aller vor dem Gesetz gewährleisten, sind jemals in ihren Grundzügen außer Kraft gesetzt worden, und wäre dies geschehen, so hätte man diesen Rechtsgrundsätzen nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches alsbald wieder Geltung verschaffen müssen. Es entsprach sowohl der Gesetzeslage als auch dem natürlichen Rechtsempfinden, wenn deutsche Gerichte auch ohne den Erlaß von Wiedergutmachungsgesetzen auf Grund der Bestimmungen des Bürgerlichen Rechts zur Rückerstattung entzogenen Eigentums gekommen sind. Insbesondere hat das Kammergericht in einer Entscheidung vom 29. 9. 1946 den Begriff der Kollektivdrohung aufgestellt. Bei der Abfassung des Bürgerlichen Gesetzbuches war man wohl von der Möglichkeit einer individuellen Drohung ausgegangen, wenn Rechtsgeschäfte, die unter Zwang oder Drohung zustande kommen, für anfechtbar erklärt werden. Der damaligen Auffassung von Recht und Gerechtigkeit wäre es geradezu ungeheuerlich erschienen, den Gedanken auch nur zu erwägen, daß ganze Bevölkerungsgruppen unter Zwang und unter Bedrohung von Leib und Leben gestellt werden könnten, und daß von Staats wegen solchen unter einer Kollektivdrohung stehenden Personen der Abschluß von Rechtsgeschäften zugemutet werden würde, die nur noch in den äußeren Formen „Rechtsgeschäfte“ gewesen sind. Wenn später in den verschiedenen Besatzungszonen eine Sondergesetzgebung entstand, die die Frage der Rückerstattung entzogener und noch feststellbarer Vermögensgegenstände besonders regelte, so geschah dies lediglich aus Gründen der Rechtssicherheit und einer notwendigen Klarstellung. Hierbei ist es zu bedauern, daß diese Gesetze — ich denke an das Rückerstattungsgesetz der amerikanischen Zone, der französischen Zone, der britischen Zone und für Berlin — als Militärregierungsgesetze erlassen wurden und nicht als deutsche Gesetze zustandekamen. So gesehen, verstehe ich eigentlich den Streit darüber, ob diese Wiedergutmachungsgesetzgebung gerechtfertigt ist oder nicht, überhaupt nicht. Will man im Grundsatz die sittliche Berechtigung dieser Rückerstattungsgesetzgebung bestreiten, so müßte man das auch in Bezug auf das Bürgerliche Recht tun, das den Geschädigten gleichwertige Ansprüche zubilligt. Der Streit sollte sich daher lediglich darauf beschränken, ob nicht durch gewisse Beschränkungen des richterlichen Ermessens in den Rückerstattungsgesetzen in einzelnen Fällen unbillige Ergebnisse gezeitigt werden können. Aber über das Grundsätzliche, nämlich über das Recht des Geschädigten, sein Eigentum wieder zurückzufordern, das unter Zwang hergegeben werden mußte, sollte im Interesse des Ansehens unseres Volkes eine einheitliche Meinung bestehen. Eine absolut gerechte Lösung auf dem Gesetzeswege war bei der Schwierigkeit der Materie ohnehin nicht zu erwarten. Es gibt gewisse Grenzfälle, in denen die Rückerstattung von Vermögensgegenständen zu Härten führen kann. Das sind diejenigen Fälle, in denen die jetzt Verpflichteten auf Grund freundschaftlicher Abmachungen mit den Berechtigten Vermögensgegenstände erworben haben, — allerdings auch unter staatlichem Zwang auf seiten der Verfolgten. Es ist eine alte Erfahrung, daß gute Gesetze

in der Hand schlechter Richter zu unbefriedigenden Ergebnissen führen, und daß man mit Gesetzen, die gewisse Mängel aufweisen mögen, bei guten Richtern, die Persönlichkeiten sind, zu durchaus positiven Ergebnissen kommen kann. Es wird also manche Härte im Wege kluger Auslegung vermieden werden können, und einem guten Richter mit starken Persönlichkeitswerten wird es häufig gelingen, Grenzfälle durch einen vernünftigen Vergleich zu erledigen, indem er die Parteien zu gegenseitigem verständnisvollem Nachgeben bringt. Die Praxis der Wiedergutmachungskammern hat gelehrt, daß dies tatsächlich möglich ist, und es muß die Einsicht vieler Wiedergutmachungsberechtigter lobend hervorgehoben werden, wenn sie auf diese Weise durch einen verständnisvollen Vergleich Härten vermieden haben.

Hier handelt es sich, wie die Praxis gezeigt hat, nur um eine kleine Zahl von Verpflichteten, die insbesondere in der Zeit vor den Nürnberger Gesetzen rückerstattungspflichtiges Vermögen erworben haben. Aber auch hier haben die Erwerber die Vermögensgegenstände zu behördlich vorgeschriebenen Stopp-preisen erworben, die weit unter dem Verkehrswert lagen. Bei Grundstücken lag der Stoppreis meist beim Einheitswert oder im Höchsthalle 10 % über dem Einheitswert. Kein Sacheigentümer, der nicht unter Zwang und Bedrohung stand, hätte damals Vermögenswerte abgestoßen — in einer Zeit des Wettrennens nach Sachwerten. Wenn diesen Verpflichteten eine angemessene Nachzahlung in DM im Vergleichswege zugemutet wird, was in der Praxis häufig geschieht, so entspricht dies nur der Billigkeit und wird gerade von den loyalen Erwerbern jüdischen Vermögens vollkommen eingesehen. — Jedenfalls geben diese wenigen Fälle keinen Anlaß, die Rückerstattung feststellbarer Vermögensgegenstände als neues Unrecht zu brandmarken und damit die unanständigen Geschäftemacher zu schützen, was unseren Kredit im Ausland nur vollkommen ruinieren kann. — Wir haben eben von dem Rückerstattungsgesetz gesprochen, das den individuellen Anspruch gegen einen bestimmten Verpflichteten auf Rückgewähr entzogenen Eigentums durchsetzen soll. Dieser Durchsetzung kommutativer Gerechtigkeit mußte und muß von Staatswegen die Wiedergutmachung sonstigen nationalsozialistischen Unrechts folgen, das sich gegen sonstige Rechtsgüter der politisch und rassistisch Verfolgten gerichtet hatte. Hier haben wir eine Wiedergutmachungsgesetzgebung — endlich — für die gesamte US-Zone bekommen und es besteht eine Anzahl landesrechtlicher Vorschriften, die Schädigungen an Leib und Leben, an verletztem Eigentum, und Schädigungen im Beruf wiedergutmachen wollen. Es wird niemand behaupten können, daß damit die geschlagenen Wunden geheilt werden konnten oder geheilt werden können. Ich möchte aber doch meinen, daß wir noch nicht am Ende dieser Rechtsentwicklung stehen.

Welche Forderungen haben wir zu stellen? Zunächst die Forderung, daß es Aufgabe des Bundes sein wird, auf eine einheitliche Regelung der Wiedergutmachungsgesetzgebung hinzuwirken. Noch wichtiger erscheint mir die Forderung, daß die Wiedergutmachung beschleunigt durchgeführt wird, die nun schon vier Jahre auf sich warten läßt. Gerade die eingangs festgestellte wenig günstige Stimmung für Wiedergutmachung sollte die verantwortlichen Stellen davon überzeugen, daß eine möglichst schnelle Durchführung aller dieser Maßnahmen wesentlich

zu einer Beruhigung der Gemüter auf beiden Seiten beitragen würde. Mit aller Entschiedenheit muß aber den Bestrebungen entgegengetreten werden, die Rückerstattungsverfahren zu verschleppen in der Hoffnung, daß sich auf dem Gebiete der Wiedergutmachungsgesetzgebung dieselbe Entwicklung anbahnen werde, wie bei der Entnazifizierung. Diese Spekulation, daß im Verlaufe der weiteren politischen Entwicklung der Gedanke der Wiedergutmachung fallen gelassen oder gar verworfen werde, bedeutet nichts anderes, als die Spekulation auf den endgültigen Vollzug hitlerischer Gewaltakte (kriminellen Charakters), mit denen sich wohl auch heute niemand mehr identifizieren möchte. Inwieweit eine Verbesserung der Leistungen wirtschaftlich möglich ist, kann heute noch nicht beantwortet werden, aber der Versuch muß jedenfalls gemacht werden. Dabei sollte nicht die Zahl derjenigen deutschen Staatsbürger vergessen werden, die, in allen Teilen der Welt zerstreut, als Emigranten in zum Teil außerordentlich kläglichen Verhältnissen leben. Ehemaligen deutschen Beamten und Personen anderer Berufe sollte eine Rückkehr in ihr Heimatland und in ihre Berufe gesetzlich garantiert werden. Anerkennenswerterweise haben verschiedene Länderregierungen auf dem Verwaltungswege dies bereits getan, aber man sollte dies nicht in das

Ermessen der Verwaltungsbehörden stellen, sondern es ihnen zur gesetzlichen Pflicht machen.

Denjenigen, denen unsere sittlichen Forderungen nichts zu sagen vermögen, gebe man anheim zu bedenken, daß eine aufrichtige und ehrliche Wiedergutmachung auch einem praktischen Bedürfnis entspricht und dazu beitragen würde, unser Volk in seinem Ansehen zu heben und ihm damit auch wirtschaftlich zu helfen.

Ausländische Hilfe, die heute schon energisch für die Flüchtlinge gefordert wird, kann man erst verlangen, wenn unser Wille, furchtbares Unrecht wieder gutzumachen, ehrlich und mit Energie im Rahmen des Möglichen durchgesetzt wird. Die Spekulation auf das Spannungsverhältnis zwischen West und Ost und auf sich daraus ergebende Vorteile für unser Volk ist außerordentlich fragwürdig. Wir müssen, wie es christlicher Anschauung entspricht, bei uns anfangen, Schuld zu sühnen, bevor man Forderungen an andere stellt. Wie bereits auf dem letzten Katholikentag in Mainz ausgeführt worden ist, geht es nicht um die Frage der Kollektivschuld, sondern um das Anerkenntnis, daß wir kollektiv verpflichtet sind, die Folgen der nationalsozialistischen Willkürherrschaft an unschuldigen Menschen in unserem eigenen Volke zu tilgen.

1c) Mainz 1948 — Bochum 1949

In seinem Korreferat auf dem Mainzer Katholikentag hatte Oberpräsident Dr. *Lukaschek* in klaren Worten das Prinzip einer Wiedergutmachung des nationalsozialistischen Unrechts anerkannt, und die dort angenommene Resolution hatte festgestellt, es handle sich nicht etwa „nicht bloß um die gerechte Verteilung vorhandener Güter, sondern um die Rückgabe widerrechtlich entwendeter“. (vgl. Entschließung des 72. Katholikentages 1948 in Rundbrief 2/3, S. 1).

Da der Bochumer Katholikentag unter die Parole gestellt war „Gerechtigkeit schafft Frieden“ und da die Wiedergutmachung inzwischen noch keineswegs vollendet wurde, haben die Sachbearbeiter des in Mainz konstituierten Arbeitsausschusses für die Beziehungen der deutschen Katholiken zu den anderen christlichen Nationen, zu den Juden und zu den Heiden für den Bochumer Katholikentag die ausdrückliche Behandlung des Wiedergutmachungsthemas vorgeschlagen. Nachdem es geglückt war, in der Person von Oberregierungsrat Dr. *Oswald* (Breslau, jetzt: Hauptamt für Soforthilfe, Bad Homburg v. d. Höhe) einen in jeder Hinsicht geeigneten Referenten zu finden, konnte in letzter Minute die Einordnung des Referats in die von Oberpräsident Dr. *Lukaschek* geleitete Arbeitsgemeinschaft I ermöglicht werden, welche sich vor allem mit den Sorgen und Nöten der Heimatvertriebenen befaßte, also wohl derjenigen Deutschen, die am ehesten aus der eigenen Erfahrung Verständnis für das Schicksal des nach langem Vertriebenensein zurückkehrenden deutschen Juden aufbringen können, wie es im Zusammenhang mit Dr. *Oswalds* Referat ausgeführt wurde. Auch den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft XI, die sich mit den europäischen Fragen beschäftigte, war Gelegenheit zur Teilnahme an Vortrag und Diskussion über die Wiedergutmachung gegeben. Über die drei Forderungen, die sich aus dem Referat ganz selbstverständlich ergaben, bestand volle

Einmütigkeit. Gefragt wurde von Monsignore Dr. *H. J. Schmitt*, ob eine Erweiterung des richterlichen Ermessens nicht in manchen Fällen dazu führen werde, daß die Berechtigten zu kurz kommen. Die Antwort ergab sich im wesentlichen schon aus dem Referat; im übrigen ist selbstverständlich, daß die besten Richter gerade gut genug sind, um den moralischen Schaden vor Gott und der Welt wieder gutzumachen, welcher der deutschen Ehre und dem Recht gerade durch die Hitlersche Judengesetzgebung zugefügt worden ist.

Zur besonderen Genugtuung der Bearbeiter wurden die drei Forderungen vollinhaltlich in die Hauptresolution des Katholikentages übernommen. Ihre Zuordnung zum Postulat eines „Versöhnungsgesetzes“ als Abschlußakt der „politischen Säuberung“ kommentiert *Walter Dirks* in der „Badischen Zeitung“ vom 8. 9. 49 wie folgt:

„Reinigung von politischer Schuld

Politica von einigem Gewicht waren auch zwei miteinander korrespondierende Beschlüsse zur politischen Säuberung und zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts. Der erste Beschluß fordert in klarer Erkenntnis der Tatsache, daß die „Denazifizierung“ gescheitert ist und neues Unrecht erzeugt hat, daß aber nach Lage der Dinge eine Wiederaufröhlung der Frage und der Verfahren unmöglich ist, ein abschließendes Versöhnungsgesetz, das einen Schlußstrich zu ziehen hätte: „Nur ein Akt der Versöhnung kann manchen verhärteten Menschen noch heute zur wahren Denazifizierung führen: zur Reinigung der Herzen von politischer Schuld.“ Wer der Meinung wäre, hier verstecke sich hinter idealen Worten der Wunsch nach gutem Wetter oder gar eine versteckte Sympathie mit den Nationalsozialisten, wird durch die nächste Entschließung eines besseren belehrt; ihre Forderung

gehört zu den unpopulärsten Dingen, die man heute einem deutschen Publikum zumuten kann: „daß die Wiedergutmachung unverzüglich durchgeführt werde (im Interesse der Berechtigten wie der Verpflichteten, und um Klarheit zu schaffen). „Auch jeder vermeidbare Aufschub des Lastenausgleichs ist ein Unrecht“.

Gerade hier wird klar, daß es nichts mit einem „politischen Katholizismus“ zu tun hat, wenn sich der Katholizismus auf politische Forderungen einläßt. Hier werden nicht mit politischen Mitteln konfessionelle Interessen vertreten, es wird vielmehr aus religiöser Herzensruhe ein Stück Politik beansprucht, um helfen und dienen zu können.“

2. Ansprache von Msgr. Charrière, Bischof von Genf, Lausanne und Freiburg

*beim Empfang von Staatspräsident Weizmann durch die Universität von Freiburg (Schweiz)
am 12. September 1949*

Exzellenz!

In dem Augenblick, wo Sie die Güte haben, die Universität Freiburg des Vorzugplatzes zu versichern, welchen sie auch in diesen kaum vergangenen und doch schon denkwürdigen Tagen in Ihrer Erinnerung behauptet hat, in denen der Staat Israel wiederaufgerichtet wurde, welcher in ihnen seinen Präsidenten, seinen Werkmeister und seinen Gründer erblickt, wie sollte da der Bischof dieser Stadt Freiburg, indem er Ihnen seine Grüße und Wünsche entbietet, nicht als seine Amtspflicht betrachten, all das hervorzuheben,

*was die Christenheit von Gott durch die Vermittlung
Israels empfangen hat?*

Geschah es doch in Israel, daß der Gott, Den wir anbeten, mehr als irgendwo sonst im Altertum, Seine Einheit und Seine Jenseitigkeit offenbart hat wie auch die heiligen Forderungen Seiner Gerechtigkeit und alle Milde Seines Vaterns. Es war Israel, dem das Gesetz gegeben ward und die Propheten, diese Heiligen Schriften, die das liturgische Leben und die private Betrachtung des Christen durchflechten, diese Gebote Gottes, die unsre Kinder aus dem Katechismus lernen, und diese Psalmen, die den größten Teil des Offizium Divinum ausmachen, dem jeden Tag alle Priester und Ordensleute der Christenheit obliegen. Es sind die Söhne Israels, die St. Paulus „seine Brüder“ nennt und denen, wie er sagt, „die Sohnschaft gehört und die Glorie und die Verheißungen; unter ihnen sind die Patriarchen erschienen; und vor allem ist der Christus von ihnen ausgegangen dem Fleische nach, Welcher über allen ist, Gott, benedict in Ewigkeit. Amen“ (Röm. 9, 4—6).

Daß die Christen all dies nicht einen einzigen Augenblick vergessen, will St. Paulus auch dann, wenn er ihnen die großen religiösen Gegensätze zwischen Juden und Christen entwickelt. Diese beiderseits im Lauf der Jahrhunderte so schmerzreiche Gegensätzlichkeit kann kein Kompromiß eindämmen; denn sie gehört einer überzeitlichen Ordnung an, innerhalb deren die Einigung nur als freie und volle Begegnung in der Wahrheit durch die Liebe geschehen kann. Dennoch wissen wir, der Apostel ruft es uns zu, daß eines Tages die volle und endgültige Einigung zwischen Juden und Christen zustandekommen wird und daß sich daraus für die ganze Erde eine „Auferstehung“ ergibt, ein Offenbarwerden des Lichtes und der Liebe Gottes: „Was wird ihre Wiederaufnahme sein, wenn nicht eine Auferstehung von den Toten?“ (Röm. 11, 15). Mit von Hoffnung auf diese wechselweise wunderbare Begegnung erhelltem Herzen betrachtet der Christ, der dieses Namens würdig ist, der Jünger St. Pauli, die Wech-

selfälle des Dramas Israels und des Dramas der Weltgeschichte. Er hat keinen Teil am Antisemitismus. Ihn schaudert vor oberflächlichen, ungerechten, von Mißtrauen oder Haß erfüllten Urteilen. Er entsinnt sich Pius' XI., welcher am 6. September 1938 anlässlich einer Wendung im römischen Meßbuch, wo Abraham „unser Vater“ genannt wird, bemerkte: „Nein, es ist für Christen unmöglich, am Antisemitismus teilzuhaben. Der Antisemitismus ist unannehmbar. Wir sind geistlich Semiten.“ (Documentation Cath. 1938, col. 1460). Er entsinnt sich Pius' XII., welcher in seiner Weihnachtsbotschaft 1942 seine Stimme erhebt für „diese Hunderttausende von Personen, die ohne jede Schuld von ihrer Seite bloß wegen ihrer Volks- und Rassenzugehörigkeit dem Tode oder der allmählichen Ausrottung preisgegeben worden sind.“

Er weiß wohl, daß zwischen den Menschen, solange ihre Geschichte dauert, unzählige Schwierigkeiten auftauchen. Er weiß aber auch, daß oberhalb der Kompromißlösungen, welche in der Politik oft unvermeidlich sind, es die erhabenste Lösung der gütigen Liebe gibt. Das Evangelium lehrt uns im Gleichnis vom barmherzigen Samaritanen, daß zwischen menschlichen Personen die gütige Liebe nicht nur völkische, sondern auch religiöse Trennungen überwindet. Und ich finde ähnliche Gedanken bewundernswerter Gesinnung in einer talmudischen Sammlung aus dem 14. Jahrhundert: „Es ist ein guter Brauch, den Werkmann zu grüßen, nicht nur den jüdischen, sondern auch den nichtjüdischen, mit den Worten: ‚Dein Werk gedeihe‘. Man soll dem nichtjüdischen so wenig wie dem jüdischen Armen verbieten, die Ähren nachzulesen. Man soll dem nichtjüdischen Greisen so viel Ehrfurcht wie dem jüdischen erweisen und ihm die Hand hinhalten, um ihn zu stützen. Nichtjüdische Kranke besuchen, heißt auf den Wegen des Friedens wandeln. Nichtjüdische Tote bestatten und trösten, die sie beweinen, heißt auf den Wegen des Friedens wandeln.“

In diesem Geiste können in der Tat die Schwierigkeiten beseitigt werden, die zwischen Christen und Juden hängig sind. In diesem Geiste können die Rechte gewahrt werden, an die Pius XII. kürzlich erinnerte. Ihr Erscheinen unter uns, Exzellenz, ist uns eine Bürgschaft für diesen Geist; Ihr herzbewegender Versöhnungsappell heute morgen hat ihn uns kraftvoll bewiesen. Indem wir für die große Ehre danken, die Sie uns erwiesen, indem wir Gott bitten, Sie zu segnen, beten wir auch, Er möge in uns allen das Gefühl unsrer gemeinsamen Abhängigkeit von Ihm und unsrer wunderbaren und tiefen Bruderschaft befestigen.

Übertragen aus der franz. Fassung im Amtsblatt
„La Semaine Catholique“ Nr. 38 vom 22. 9. 1949.

3. Der brennende Dornbusch

Gleich von vornherein deutete Gott mit seiner Offenbarung im brennenden Dornbusch die unerhörte Gnade an, die er dem Volke Israel gewähren wollte; er wollte ja mit diesem Volk einen Bund schließen und in seiner Mitte wohnen (Ex 19, 5 f; 25, 8). Das Feuer ist ein Sinnbild Gottes: aus dem Feuer heraus hat Gott am Sinai zu Israel gesprochen; „denn der Herr, dein Gott, ist ein verzehrendes Feuer, ein eifernder Gott“ (Dt 4, 15. 24). Der Dornbusch, ein armseliges Wüstengewächs, das vom Feuer so leicht verzehrt werden könnte, ist Israel. Wie Moses ihm keine Beachtung geschenkt hätte, wäre er nicht in Flammen gestanden, ohne zu verbrennen, so hätte Israel seiner rein natürlichen Eigenschaften wegen nicht vor andern Völkern die Blicke auf sich gezogen; aber durch Gottes unverdiente Auserwählung sollte es in göttlichem Lichte erstrahlen: „Denn wo ist ein großes Volk“, fragt Moses (Dt 4, 7), „dem seine Götter so nahe wären, wie Jahwe, unser Gott, so oft wir zu ihm rufen?“ Freilich verlangt diese Gottesnähe von Israel einen Gottes würdigen Wandel (vgl. Lv 11, 44 f; 19, 2); gegen das sündige Volk mußte sie sich oft genug als „verzehrendes Feuer“ auswirken (vgl. Ex 33, 3; Lv 10, 3; Nm 11, 1 ff; Is 33, 14 f).

Die sinnbildliche Bedeutung des brennenden Dornbusches verwirklicht sich noch unendlich vollkommener als in Israel in der Menschwerdung Gottes, in der die menschliche Natur von der göttlichen

ganz durchstrahlt und durchglüht wird, ohne von dieser versehrt zu werden und in ihr aufzugehen. Und je näher ein Geschöpf dem Schöpfer ist, umso mehr gleicht es dem brennenden Dornbusch, so besonders Maria, von der die Kirche in einer Vesperantiphon in der Weihnachtszeit (Beschneidung und Lichtmeß) singt: „Im Dornbusch, den Moses unverbrennend schaute, erkennen wir deine lobwürdige Jungfräulichkeit; Gottesmutter, bitt für uns!“

Das Bild des brennenden Dornbusches findet seine Erfüllung aber auch in der Kirche Christi als Ganzem. Wie Gott im heiligen Zelte inmitten seines Volkes wohnte, so hat das fleischgewordene Wort „unter uns gezeltet“ (Jo 1, 14) und bleibt immerdar in seiner Kirche bis zur Vollendung dieser Weltzeit (Mt 28, 20), um dann in sichtbarer Herrlichkeit mit seinem Vater bei seinen Auserwählten zu wohnen (Offb 7, 15. 17) in der heiligen Stadt, dem neuen Jerusalem (Offb 22, 3 ff). Als sichtbares Unterpfand seiner Gnadengegenwart hat uns Christus das Allerheiligste Altarsakrament hinterlassen, und am Eingang jedes katholischen Gotteshauses sollte dem Besucher das Bild des brennenden Dornbusches aufleuchten, wie es uns Mönche von Beuron am Choreingang mahnt: „Ziehe deine Schuhe von den Füßen; denn der Ort, an dem du stehst, ist heiliger Boden!“ (Ex 3, 5).

P. Johannes Schildenberger, Beuron, O.S.B.
(In: Ben. Monatsschrift. 25. [1949] H. 3/4).

4. Giovanni Papinis Papst-Brief an die Juden

Der berühmte italienische Schriftsteller Giovanni Papini hat unter dem Titel *„Briefe an die Menschen vom Papste Coelestin VI.“* eine Reihe von Episteln an die verschiedensten Arten von Adressaten gerichtet. Sie liegen jetzt auch in einer deutschen Ausgabe vor (im Edmund Gans Verlag, Gräfelfing bei München).

Unter einem Papst-Namen, den als letzter in der wirklichen Kirchengeschichte der nach kurzer Amtsführung enttäuscht abgedankte Einsiedler - Papst Coelestin V. (1294) getragen hat, wendet sich Papini an das christliche Volk im allgemeinen, an Klerus, Laien, Gelehrte, Außenstehende, um mit leidenschaftlichen Worten zu beschwören, zu klagen und aufzurufen. Es handelt sich um eines jener Bücher, das zu viel weiteren Kreisen spricht als die gewöhnliche religiöse Literatur, das hier und da wohl auch ein taubes Ohr wieder hören, ein versteinertes Herz wieder höher schlagen lassen mag. Eben wegen dieser besonderen Reichweite des Werkes scheint es uns nötig, den darin enthaltenen *„Brief an die Juden“* hier etwas genauer zu betrachten.

Es sind sehr wahre und schöne Sätze in diesem Brief enthalten, die gar nicht genug wiederholt werden können:

„... wo ist das Volk, das keine Sünde und Schande auf sich hätte ähnlich der Eurigen, wo ist das Volk, dem das Recht zukäme, den ersten Stein auf Euch zu werfen?“

„Wenn Christus aus dem geheimnisvollen, nicht vorstellbaren Gedanken heraus, daß ihm etwas fehle, Bedürfnis nach jemand hätte, so glaube ich,

er würde Hunger haben nach Euch, nach Eurer Seele, nach Eurer Liebe. Ging er nicht nach seinem Fleische als Mensch hervor aus Abraham und David? Wurde er nicht wie Ihr selbst unter dem Gesetze des Moses geboren? War die Mutter, die ihm die Milch ihrer Brust gab, nicht Jüdin? Waren nicht Juden die ersten, die auf ihn hörten, die ihm folgten, die an ihn glaubten? Auf der Erde lebten zu jener Zeit Hunderte von Völkern, und Christus hätte irgend eines von ihnen als sein eigenes wählen können. Aber er liebte die Unglücklichen, die Ausgestoßenen, die Verfolgten, die Unterdrückten, und deshalb hat er unter den Juden geboren werden wollen, weil Euer Volk damals das unglücklichste und ausgestoßenste war, von Fremden unterdrückt und mehr als jedes andere geschmäht und gehaßt.“

In diesen Worten schwingt ein echtes Verständnis für die Angeredeten mit; der fromme Jude wird auf diesen Ton hören; und der Christ, für den schließlich das Buch bestimmt ist, wird das Gesagte zu Herzen nehmen.

Es stehen aber auch noch andere Wendungen in diesem ‚Papst-Brief‘, die jeden, auch den aufgeschlossenen Leser jüdischer Herkunft nur abstoßen und den Heiden-Christen in hergebrachten aber unhaltbaren Vorurteilen nur bestärken können. Nicht weniger als dreimal wird darin gegen die Juden die absurde Anklage des ‚Gottes-Mordes‘ geschleudert. Obwohl dieser Vorwurf nicht vor dem vierten Jahrhundert auftaucht und zuerst aus der Feder des fragwürdigen halb-arianischen Hof-Bischofs Eusebius stammt, obwohl schon Augustin dagegen ausdrücklich protestiert hat (In Ps. 65, 5), obwohl vor allem

die Heilige Schrift des Neuen Testamentes selbst wiederholt ausdrücklich feststellt, daß die Wortführer der Juden „aus Unwissenheit gehandelt“ haben (Apg. 3, 17), daß, „wenn sie Ihn erkannt, sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt hätten“ (1. Kor. 2, 8), — trotz alledem wird diese ungeheuerliche Verleumdung nun immer und immer wieder von heidenchristlicher Seite gegen das alte Gottesvolk geschleudert; wann werden wir wohl erkennen, daß wir endlich aufhören müssen, mit solchen Zungen-Todsünden, „zwischen den Juden und dem Messias dazwischenzustehen und so das echte Bild des Erlösers für sie zu entstellen“, wie es Berdjajew treffend ausgedrückt hat?

Minder schwerwiegend, aber doch auch recht verwirrend sind andere Irrtümer, die Papinis ‚Papstbrief‘ zugrundeliegen. Wenn er betont, „von Eurem König Herodes“ spricht und fordert, daß „Ihr Kaiphas preisgebt und den wahren Messiaskönig anerkennt“, so übersieht er völlig, daß jeder Jude den Quisling Kaiphas und den Gauleiter Herodes (beide von Roms Gnaden) längst preisgegeben hat, daß es vielmehr beim Gläubigwerden für ihn darum geht, Bar-Abbas und Barkochba, den *Partisanen-Führer* und den — heute wieder so bewunderten, von Rabbi Akiba einst als Messias anerkannten — zeitweisen ‚Befreier‘ um Jesu willen preiszugeben. Wer das dem Bürger Israels nahelegt, der weiß, wie Schweres er ihm zumutet, und wird sich entsprechend behutsam ausdrücken; wer statt dessen offene Türen einrennt, wird am Juden vorbeireden und den Christen irreführen.

Ebenso, wenn er behauptet, „daß das jüdische Volk ein Vorbild hat im verlorenen Sohne“, während alle altchristlichen Zeugen mit der sich heute wie gestern aus dem Text zwangsläufig ergebenden Auffassung übereinstimmen, daß der vom Schweine-Fraß (!) Heimkehrende gerade den Heiden vorbildet und der ‚ältere Bruder‘ den Juden, so daß empfehlenswerter als ihm Mastkälber zu versprechen für uns Heiden-Christen und für ihn sein dürfte, darüber nachzudenken, was es bedeutet, daß der Vater zu diesem verbitterten älteren Sohne sagt: „Kind, du bist allezeit bei Mir, und alles was Mein ist, ist dein“ (Luk. 15, 31).

Auch die Art, wie von den Juden als ewigen Exulanten, die nur „das Gold und das Buch“ mitführen, geredet wird, ist im Licht der Ereignisse des letzten halben Menschenalters mehr als fragwürdig. Im ganzen muß man darum leider sagen, daß Papinis ‚Brief an die Juden‘ noch einmal eine Zusammenfassung der Gedanken über sie darstellt, welche man heidenchristlicherseits ‚im Guten und im Bösen‘ während der letzten anderthalb Jahrtausende über sie zu haben pflegte, welche aber in verschiedenen

ganz entscheidenden Punkten heute unbedingt revisionsbedürftig sind.

Diese Revision ist es ja, die unser Rundbrief einerseits befördern und andererseits vor allem auch verbreiten will. Jeder seiner Leser tut ein gutes Werk, der auch etwaige Gespräche über Papinis Papstbriefe zu solcher Verbreitung benutzt. Er wird dabei gewiß auch letztlich im Sinne des Verfassers handeln, bei welchem sich immerhin die eine richtige Erkenntnis der neuen Zeit-Situation zwischen Christen und Juden ausgesprochen, wenn eben auch noch nicht genügend ausgewertet findet: „Heute sind *Eure Feinde auch unsere Feinde*.“

Ja, das bedeutet aber nicht nur einen Appell an die Juden, ihr Verhältnis zu einer Christenheit zu revidieren, die sie 1600 Jahre nur als verfehrende oder gar verfolgende kannten und nun plötzlich als mitverfehmdte und auch mitverfolgte würdigen lernen sollen. Das bedeutet genau so gut einen Appell an jene, die wirklich Christen sein wollen: Im Judenfeind den eigenen Feind zu erkennen, nicht nur den äußeren, offen neuheidnischen, sehr oft auch den inneren Feind, ja vielleicht den Feind in der eigenen Brust.

Vor hundert Jahren sagte der fromme evangelische Christ jüdischer Herkunft Friedrich Julius Stahl, obwohl an sich nicht die Wunder das Wichtigste an der Offenbarung seien, müsse man angesichts der rationalistischen Welle seit der Aufklärungszeit sagen: Ob einer an übernatürliche Gotteswunder glaube oder nicht, daran entscheide sich „*heute*“, ob er Christ sei oder nicht. —

In der Mitte unseres zwanzigsten Jahrhunderts scheint den Menschen der Wunder-Glaube nicht mehr so schwer zu fallen, weil die Wissenschaft selbst inzwischen allzu viele Dinge zwischen Himmel und Erde entdeckt hat, von denen sich die rationalistische Schulweisheit der Aufklärer nichts träumen ließ. Aber die Existenz des Volkes, dessen jedes Glied den unzerstörbaren Charakter der priesterlichen Auserwählung vom Sinai an der Stirne trägt (Ex. 19, 6) und sich selbst und andern zum Segen oder zum Unsegen auswirkt — gleich jedem geweihten Priester auch des Neuen Gottesvolkes! —, diese Existenz ist den bloßen natürlichen Völkern heute, nicht zuletzt ‚dank‘ Hitlers Drachensaat, wieder allgemeiner denn je ein Ärgernis. Ob einer dieser aus der dunkelsten Tiefe der Instinkte aufbrandenden Welle der Juden-Feindschaft sich — sei's offen, sei's mit heuchlerischem ‚Zwar—Aber‘ — hingibt oder ob er, *wenigstens wenn man ihn christlich-brüderlich hierüber belehrt*, sich genau so wenig zum Anti-Semitismus wie zum Anti-Klerikalismus verführen läßt, das, genau das, entscheidet *heute* darüber, ob er im letzten dem Evangelium das Gehör verweigert oder ob er an Gottes ganze Offenbarung glaubt.

5. Das Myfterium Israels

Gottes Wort über die Juden in Pauli Römerbrief,

Die eingehendsten Ausführungen über das Schicksal und die Zukunft des nachchristlichen Judentums im Neuen Testament sind die Kapitel, die das Mittelstück in des Heidenapostels Paulus Brief an die Römer bilden. Die bedeutenden Sondererklärungen zu diesen Kapiteln aus der Feder von F. W. Maier und von E. Peterson sind z. Z. im Buchhandel vergriffen. Von ihnen und andern Kommentatoren (wie O. Kuß und M. J. Lagrange OP) ausgehend ist ein verhältnismäßig knapper neuer Kommentar geschaffen worden, der in einigen Jahren im Rahmen einer Übersetzung und Erklärung des ganzen Neuen Testaments publiziert werden soll. Inzwischen scheint es aber wünschenswert, die erwähnte Lücke zu füllen und im Interesse aller ernsthaft um die Erkenntnis des göttlichen Heilsplans mit Juden und Heiden Ringenden diesen Versuch einer genauen Übersetzung und Er-

klärung des so häufig mißverstandenen Textes zu veröffentlichen. (In der vorliegenden Doppelnummer 5/6 bringen wir die erste Hälfte von Text und Kommentar; der Rest soll noch innerhalb der II. Folge unsres Rundbriefs erscheinen, so daß deren Bezieher die Arbeit vollständig erhalten. Für Bibelstudienkreise ist später die Herstellung eines Sonderdrucks beabsichtigt, der bei Bezug einer größeren Anzahl verbilligt abgegeben werden kann. Subskriptions-Einladung folgt in Nr. 7 bzw. Nr. 8).

K. Th.

Das Herzstück des Römerbriefes widmet der Apostel der Heiden dem Schicksal der Juden, seiner Blutsverwandten: Auch als verstocktes ist und bleibt

Israel das Volk der Verheißung (9, 1—5); daß Gott seinen Fall zuließ, begründet keinen Vorwurf gegen Ihn (9, 6—33), erklärt sich vielmehr durch Israels eigene Schuld von der menschlichen Seite (10, 1—21) und von der göttlichen durch einen gnadenreichen Heilsplan für Heiden und Juden (11, 1—32), der Staunen, Lob und Preis wachruft (11, 33—36).

1. Paulus betrachtet und betrauert das Mysterium
des verstockten Israel 9, 1—5

„Wahrheit rede ich in Christus, ich lüge nicht, mein Gewissen bezeugt es mit mir im Heiligen Geist, daß meine Trauer groß ist und unablässiges Weh (in) meinem Herzen. Denn ich wünschte wohl, (im) Bann ich selbst von dem Christus hinweg zu sein für meine Brüder, meine Stammverwandten dem Fleisch nach; die da Israeliten sind; deren die Annahme an Sohnesstatt ist und die Glorie und die Bundesvermächtnisse und die Gesetzgebung und die Liturgie und die Verheißungen; deren die Väter sind und aus denen der Christus ist, soweit er dem Fleisch nach ist. Der da ist über alle, Gott, benedeit in die Ewigkeiten. Amen.“ (V. 1—5).

Daß die Juden sich binnen wenigen Jahrzehnten zu den erbittertsten Feinden eben jener Heilsbotschaft entwickelt hatten, die doch ganz ursprünglich gerade für sie bestimmt war und ihnen allein Rettung bringen kann, das hatte der Apostel der Heiden mit scharfen Worten ausgesprochen, wo es ihm nötig schien (1. Th. 2, 15f; vgl. unten 11, 28). Um so stärker und überdies, wohl angesichts möglicher Mißverständnisse, wie sie bei Juden und Christen seiner Haltung zum eigenen Volk nur allzu häufig begegnet sind (vgl. Apg. 21, 28; 24, 5), mit größter Feierlichkeit bezeugt nun Paulus in der Verbundenheit mit dem, der die Wahrheit ist, und in Übereinstimmung mit der Stimme seines in der Gegenwart des göttlichen Geistes der Wahrheit befragten Gewissens, wie sein innerstes Herz wirklich gegenüber denen empfindet, denen er dem Blute nach Bruder ist (V. 1). Er trauert tief um sie; ihr dunkles Los schmerzt ihn beständig; ja, er hätte — ähnlich wie Moses (Ex. 32, 32) — gewünscht, selbst dem Anathema zu verfallen, von der Gemeinschaft mit dem Christkönig ausgeschlossen zu werden, wenn er damit die Eingliederung seiner jüdischen Brüder in diese Gemeinschaft hätte erkaufen können (V. 2—3). Und nun, einerseits wohl zur Begründung seiner weit mehr als bloß natürlich-fleischlichen Liebe zu seinem Volke, andererseits wie zur Bestärkung der tröstlichen Gewißheit, daß es nicht für immer verloren sein kann, zählt er alle die Privilegien auf, die den Juden gehören und verbleiben, wenn auch erst ihre Umkehr zum Christkönig dieselben wieder voll in Kraft treten lassen wird (V. 4—5). Es handelt sich um neunerteil:

Sie sind Israeliten;
ihrer sind: die Annahme an Sohnesstatt,
die Glorie,
die Bundesvermächtnisse,
DAS GESETZ
(bzw. die Gesetzgebung),
der Gottesdienst
die Verheißungen;
ihrer: die Väter;
und aus ihnen der Christus,

soweit er dem Fleische nach wahrer Mensch ist, Er, der zugleich wahrer Gott ist, alles regierend und ewigen Lobpreises würdig, auch als Retter Seines Judenvolkes, wie sich im weiteren noch zeigen wird.

Im einzelnen besagt das: Der Ehren-Name ‚Israel‘, Gottes-Streiter, den Jakob am Ende seines Ringens mit dem Engel erhielt (Gen. 32, 29), bezeichnet ein für allemal das Volk, das nicht aufhört, um Gott zu ringen und zu eifern, wenn auch jetzt oft mit fleischlichem Unverstand und dementsprechenden Mißerfolg (9, 31; 10, 2f).

Weiter: Unter allen Menschen sind und bleiben diese Israeliten in besonderer Weise von Gott an Sohnesstatt angenommen (Ex. 4, 22; Deut. 14, 1; Os. 11, 1).

Das hat der Herr selbst sehr deutlich zu verstehen gegeben (Mk. 7, 27 par; vgl. Lk. 15, 31); und daran haben — im Sinne der Unwiderruflichkeit göttlicher Gnadenratschlüsse (11, 29), die nur suspendiert nicht aufgehoben werden können, auch die Apostel festgehalten (11, 23f; 2. Kor. 3, 15f etc.)

Wenn Paulus weiter den Juden die ‚Glorie‘, die ‚Herrlichkeit‘ zu eigen erklärt, so ist dabei zunächst zweifellos mit den meisten neueren Erklärungen an das Erscheinen der Gottes-Herrlichkeit im Allerheiligsten zu denken (Ex. 40, 34; 3 Kön. 8, 10f); darüber hinaus aber vor allem, wie etwa Thomas bezeugt, an die dadurch vorgebildete künftige Herrlichkeit (Is. 4, 5f), an welcher die endlich bekehrten Juden (Is. 4, 4) in einzigartiger Weise teilhaben werden, wie es für die Zeit nach ihrer Heimkehr ins Land Israel von Gott durch den Propheten Ezechiel verheißen ist (36, 22 ff).

Entsprechend ist bei den ‚Bundesvermächtnissen‘ nicht nur an den Gottesbund der Vergangenheit zu denken (am Sinai, vom Volke aus erneuert am Berg Ebal Jos. 8, 30 ff); sowie gegenüber Abraham Gen. 15, 18; 17, 2), sondern durchaus auch an die Verheißung des Neuen Bundes (Eph. 2, 12), der nur darauf wartet, daß auch die Juden sich in ihn aufnehmen lassen.

Erst dann wird ihnen wahrhaft gehören, was nun in der Herzmitte dieser Aufzählung folgt: das Gesetz, weil ja erst der Christus dessen letzter Sinn ist (10, 4), in welchem Gottes Geheiß und Verheißung erfüllt und allen Gutwilligen erfüllbar wird. Wahrscheinlich hat eben darum der Apostel hier nicht ‚das Gesetz‘ geschrieben, sondern: ‚die Gesetzgebung‘; daß diese gerade an das Volk Israel geschehen ist, macht seine unverlierbare Würde und Bürde aus; eben darum auch, wenn ihm einst die Augen aufgehen werden, seinen Vorrang (11, 24; vgl. Mk. 7, 28f).

Unter der Liturgie, bzw. dem Gottes-Dienst dürfte allem entsprechend nicht nur der Kult im Tempel zu Jerusalem verstanden werden, sondern im Sinne von Ps. 141, 2; Dan. 6, 10.20; Mk. 12, 32; Jac. 1, 27; Gebet und Almosen; eine Auffassung, die sich seit der Zerstörung Jerusalems auch unter den Juden allgemein durchsetzte und ihnen bis heute mit uns Christen gemeinsam ist.

Daß ihnen weiterhin auch Gottes unumstößliche Verheißungen eignen, wiewohl vor der Wendung zu Christus nur wie ein Hort in verschlossener Truhe dem, der den Schlüssel dazu verloren hat, wird noch wiederholt betont (11, 1f, 11.15.24.26.29.31).

Daß die Patriarchen „die Väter“ vor allem den Juden gehören, hat schon der Herr sehr deutlich ausgesprochen (Jo. 4, 22).

Und so stammt denn seiner Menschheit nach wesensnotwendigerweise aus ihrer Mitte auch der Messias (vgl. etwa Luk. 1, 32f).

Daß, statt dessen Gekommensein in der Person Jesu anzuerkennen, die Juden den Weg des falschen Messianismus, der Bar-abbas und Bar Kochba, verfolgen, das eben hat den guten Israeliten Paulus mit so tiefem Leid erfüllt wie etwa in unseren Tagen der falsche Messianismus der Deutschen den guten Deutschen Theodor Haecker in seinen ‚Tag- und Nachtbüchern‘.

Und darum hat der Apostel jenen fast ungeheuerlichen ‚Wunsch‘ aussprechen können, um der Rettung der Brüder willen selbst die Verlorenheit zu tragen; wozu *Chrysostomus* schreibt: „So sehr beherrschte die Liebe seinen Geist, daß er, um Christus zu gefallen, selbst das verschmähte, was von allem das Liebenswerteste ist, nämlich mit Christus vereint zu sein; ja, auch das Himmelreich, welches als die Belohnung der Mühsale erschien, hätte er um Christi willen gern verlassen.“

Wenn einst die Heidenchristen dieser Gesinnung ihres Apostels — und wahrlich erst recht seines Herrn! — von

ganzem Herzen nacheifern und dadurch auch den Juden erleichtern zu erkennen, daß dieser vermeintlich Abtrünnige der treueste Jude war. dann ist der Tag nahe, wo sie und wir „eine Herde werden, und ein Hirte“, wie es verheißen ist (Jo. 10, 16).

Anmerkung zu V. 4: „die Annahme an Sohnesstatt“ als durch keinen Abfall endgültig verfallendes Ehrenrecht der Juden (in das wir Heidenchristen erst nachträglich mitaufgenommen sind) geht besonders unzweideutig hervor aus der Isaias-Prophetie, wo Gott ankündigen läßt, daß Er die Exilierten heimholen werde: „Zur Mitternacht sag' Ich: Gib her! — und zum Mittagsland: Hindele nicht! Bring her Meine Söhne aus der Ferne und Meine Töchter; alle, die mit Meinem Namen gerufen sind...“. Solch klare Verheißung, die Präsens-Form und sorgsame Wortwahl Pauli („Gesetzgebung“) zwingen uns, mit Kuß und Maier diese „Juden-Privilegien“ als unverscherzbare Offenbart zu glauben.

2. Gott begnadet und verhärtet, wen und wozu Er will 9, 6—29

Um den Gedankengang gerade dieses zweiten Abschnitts nicht so mißzuverstehen, wie er nur allzu häufig mißverstanden worden ist, darf man keinen Augenblick vergessen, daß Paulus hier ausschließlich von „Völkern“ sowie Volks-Gruppen (Juden, Edomitern als Esau-Stamm etc.) und deren heilsgeschichtlicher Rolle spricht, nicht aber von einzelnen Individuen und ihrem Heil. Alles kreist darum, die zentrale Aussage (9, 30f) zu erklären: Dem Gesetz, dessen Erfüllung Gerechtigkeit verbürgt, hat das Volk der Juden vergeblich nachgeeifert, — während den dafür blind gewesenen Heidenvölkern jene Gerechtigkeit durch die Glaubenshingabe an den Gesetzes-Erfüller (Christus 10, 4) geschenkt ward. — Zunächst nun wird die souveräne Freiheit Gottes herausgearbeitet, die Werkzeuge und Zeichen Seines Erbarmens wie auch Seines Zornes völlig unabhängig von irgendwelchen Rechtsansprüchen derselben auszuwählen.

a) Gottes Gnadenwahl, nicht Menschenleistung bestimmt verheißungsgemäß über die Rollenverteilung in der Heils-Geschichte 9, 6—13

„Nicht solchermaßen aber (steht es), als ob das Wort Gottes hinfällig geworden wäre! Denn: Nicht alle aus Israel, selbige (sind) ‚Israel‘; und nicht weil Samen Abrahams, sind sie alle auch ‚Kinder‘ (derselben). Vielmehr (heißt es): In Isaak soll dir Same berufen werden! — Das bedeutet: Nicht die Fleischeskinder, selbige (sind) Gottes Kinder; sondern die Verheißungskinder werden als ‚Same‘ gerechnet. Denn ein Wort der Verheißung war dieses: Um diese (Jahres-) Zeit werde Ich (wieder-) kommen, und der Sara wird ein Sohn (zu eigen) werden.

Nicht allein aber (Sara), sondern auch Rebekka, die von einem einzigen Mann Empfängnis hatte, unserem Vater Isaak! Als nämlich ihre Söhne Esau und Jakob noch gar nicht geboren waren und nichts Gutes oder Schlechtes getan hatten, ward, — damit der Erwählungs-Vorsatz Gottes bestehen bleibe, nicht auf Grund von Werken, sondern auf Grund des Berufenden — derselbigen gesagt: Der Größere wird dem Kleineren dienen; — wie geschrieben steht: Den Jakob habe Ich geliebt, den Esau aber gehaßt.“ (V. 6—13).

Zunächst beseitigt der Apostel den beunruhigendsten Gedanken, den die Ablehnung des Heils durch die große Masse derer, denen es bestimmt war, hervorrufen konnte: Sollte gar Gottes Verheißungswort an Israel hinfällig geworden sein? (V. 6a).

Die Antwort, die freilich erst 9, 24ff vorläufig und 11, 1—5, 25ff endgültig positiv ergänzt wird, lautet zunächst rein negativ: Nein, schon darum weil „nicht alle aus Israel“, nicht alle Menschen jüdischer Abstammung wirklich im vollen Sinne ‚Israel‘, d. h. Verheißungserben sind, nicht alle leiblich aus dem „Samen Abrahams“ Erzeugten auch geistliche echte ‚Kinder‘ Abrahams, schon darum beeinträchtigt der Ausfall massenhafter Menschen aus Israel in keiner Weise den Wahrheitsgehalt der Verhei-

ßungen für ‚Israel‘ im vollen Sinne dieses Wortes. (V. 6b—7a).

Das wird nun sogleich zwingend bewiesen: Wenn Gott dem Abraham geradezu erklärte, nicht sein älterer Sohn (von der Hagar) Ismael, sondern allein Isaak (von der Sara) sei der Verheißungs-Sproß (Gen. 21, 12), weil eben nur Isaak ausdrücklich als solcher angekündigt worden war (Gen. 18, 10, 14), dann zeigt schon dies allein, daß Gott Sich die volle Freiheit vorbehält, unter den Nachkommen der Verheißungsträger als Verheißungs-Erben zu wählen, wen immer Er will. (V. 7b—9).

Vollends aber geht aus der Erwählung des zweitgeborenen Zwillings Jakob statt des zuerst ans Licht gekommenen Esau unter Isaaks und Rebekkas beiden Söhnen hervor, daß diese Gnadenwahl Gottes noch nicht das Allergeringste mit eigenem Verdienst oder Verschulden der dabei zum Antreten oder Nichtantreten des Erbes der Verheißung Berufenen zu tun hat, sondern nur mit des berufenden Gottes unerforschlichem Ratschluß (V. 10—13). Wie er denn schon im Alten Bunde den Israeliten ausdrücklich verbot sich einzubilden: „Um meiner Gerechtigkeit willen hat Er mich kommen lassen, dies Land zu ererben“ (Deut. 9, 4). Weder haben die Juden das leiseste Verdienst daran, daß gerade sie zuerst auserwählt wurden, noch wir Heiden-Christen, daß dann vorwiegend aus uns das neue Gottesvolk der Kirche geschaffen ward.

Anmerkungen zu V. 7: „Samen Abrahams“ nennen sich die Juden sehr betont Jo. 8, 33; die Argumentation, mit der ihnen dort Jesus widerspricht, hat aber ebensowenig wie die des Täufers Mt. 2, 8f irgendetwas mit der Pauli hier zu tun, weil es dort in beiden Fällen um die Abraham-Kindschaft verscherzendes menschliches Tun geht, hier aber um jedem solchen Tun vorangehende Kindes-Erwählung von Seiten Gottes.

zu V. 13: „Esau habe ich gehaßt“ (Mal. 1, 2f) bedeutet im Munde Gottes in keiner Weise einen (grundlosen!) Affekt, sondern eben nur die ausdrückliche Nicht-Erwählung. (Ähnlicher Sprachgebrauch im AT: Deut. 21, 15—17; illustriert etwa durch Gen. 29, 30f, Jud. 14, 16). Über das ewige Heil, das sich Esau persönlich kraft Gottes universalem Gnadenwillen für alle Menschen (1. Tim. 2, 4) verdienen oder aus eigener Schuld verscherzen konnte, ist damit überhaupt nichts gesagt. (Das Nötigste schon im AT durch Ez. 18, 4ff. 20f)

b) Gott hat diese Rollen-Verteilung ausdrücklich allein Seiner Freiheit im Hinblick auf Seine Verherrlichung vorbehalten 9, 14—23

„Was sollen wir nun sagen? Ist etwa Ungerechtigkeit bei Gott? Nimmermehr! Denn zu Moses spricht Er: Ich will Mich erbarmen, dessen Ich Mich erbarme, und will Mich's jammern lassen, daß' Ich Mich jammern lasse! — Also nun: Nicht bei dem wollenden oder laufenden (Menschen liegt's), sondern bei dem erbarmenden Gotte. Denn es sagt die Schrift zum Pharao: Eben dazu habe ich dich erweckt, daß Ich an dir Meine Macht erzeuge und daß Mein Name verkündigt werde auf der ganzen Erde. — Also denn: Wessen Er will, erbarmt Er sich; wen Er will, verhärtet er. Du wirst mir nun sagen: Was tadelt er dann noch? Denn wer widersteht Seinem Willen? — O Mensch, wer bist denn du, daß du Gott widerredst? Sagt etwa das Bildwerk zu seinem Bildner: Was hast du mich so gemacht? — Oder hat nicht der Töpfer die Vollmacht über den Ton, aus derselben Masse das eine Gefäß zur Ehre und das andere zur Unehre zu machen? Wenn aber nun Gott, willens Seinen Zorn zu zeigen und Seine Macht kundzutun, mit vieler Langmut Gefäße des Zornes ertrug reif zum Verderben; und (sogar) um den Reichtum Seiner Herrlichkeit kundzutun an den Gefäßen des Erbarmens, die Er vorherbereitet hat zur Herrlichkeit?“ (V. 14—23).

Es mag eingewendet werden: Wenn also auch das Verheißungswort an Israel durch die Messias-Ablehnung der meisten Juden nicht außer Kraft gesetzt ist, bedeutet es nicht doch eine ungerechte Bevorzugung, wenn Gott immer wieder eine in keinem menschlichen Verdienst begründete Auswahl trifft? — Keinesfalls! — antwortet der Apostel. (V. 14).

Zwei Schriftworte bietet er zum Beweis. Das erste ist jene überaus feierliche Selbstoffenbarung Gottes gegenüber Moses, der für das in der Sinai-Wüste sündig gewordene Volk Fürsprache einlegt (V. 15—16). Gerade weil Gott hier Sein innerstes Wesen als grundlose Barmherzigkeit bestimmt (Ex. 33, 19 in Verbindung mit 34, 6f), ist es vollkommen sinnlos danach zu fragen, ob denn solches *Erbar-men*, das Gott einem schenkt, auch ‚gerecht‘ sei; es ist ja seinem Wesen nach eben nicht gerechter Lohn für selbst-erworbenes Verdienst, für unser erst dadurch ermöglichtes „Wollen“ und „Laufen“ (Ph. 2, 13.16!), sondern überschwengliche Gnade, reines, freies Geschenk, für das der Geber keinem Rechenschaft schuldet (vgl. Matth. 20, 15). Niemand schuldet mehr Geschenke, als er selbst versprochen hat. Das zweite Schriftwort geht noch einen Schritt weiter (V. 17—18). In freier Abwandlung von Ex. 9, 16 (vgl. 10, 1; 14, 4.17) läßt Paulus Gott sagen, daß er den Israels Auszug aufhaltenden Pharao nicht nur, wie es dort heißt, ertragen, nein, geradezu als solchen ‚er- weckt‘, wachgerufen und aufgereizt, habe, um an der glorreichen Überwindung dieses Widerstands vor aller Welt Seine Macht zu erweisen und Seinen großen Namen zu verherrlichen. Damit ist also klar offenbart, daß Gott Selbst es Sich vorbehält, an den Stellen der Geschichte, wo es Seinen Namen — eben jenen Namen, der Ihn als den grundlos Gnädigen kennzeichnet! — kundzumachen und preisen zu lassen taugt, Kreaturen auftreten zu lassen, die sich Ihm zu widersetzen suchen und eben dadurch die Machtentfaltung von Seiner Seite herausfordern, an der sie scheitern.

Der Eingangs-Einwand ist also beantwortet: Für Sein Erbarmen mit den-einen schuldet Gott wesensmäßig keine Rechenschaft; und Sein ‚Verhärten‘ (genauer: Sich-verhärten-lassen) der anderen ist gerechtfertigt durch den Zweck, dem ihr Auftreten als Verhärtete dienen muß.

Nun folgt aber ein zweiter Einwand: Wenn Gott bestimmte Kreaturen als Verhärtete auftreten lassen will, wie kann Er dieselben dann noch wegen der von Ihm Selbst gewollten Verhärtung tadeln? (V. 19)

Paulus kann sich gegenüber Lesern, die mit ihm die Überzeugung teilen, daß Gott den Menschen als für seine trotz Gottes universaler Erst-Ursächlichkeit frei getroffenen Entscheidungen verantwortliches Wesen geschaffen hat (1, 20f; vgl. Dt. 30, 19f; Mich. 6, 8), mit der einfachen Antwort begnügen: Wenn du armseliger Mensch in deinem stets selbstverschuldeten Trotz von Gott irgendwo als Werkzeug bzw. „Gefäß“ Seines Zornes gebraucht wirst, welches Recht hast du dann, deinem Bildner zu widerreden? Bist du vor ihm nicht „Ton in des Töpfers Hand“? (Jer. 18, 6) Hat er nicht das souveräne Recht, dich völlig nach Seinem Gutdünken und Ratschluß zu verwenden? (V. 20—21).

Und vollends, wenn Er nun sogar jene, die sich selbst das Zorngericht zuzogen — wie einst den Pharao so jetzt das trotzig Israel — zwar einerseits als ihrer Würde verlustige Gefäße eben jenes Zornes verwendet, andererseits aber auch in unendlicher Langmut geduldig erträgt (Israel bis zu jener All-Erbarmung, von der unten 11, 25f die Rede sein wird!), statt sie sogleich dem Verderben anheimfallen zu lassen, für das sie an sich „reif“ (buchstäblich: zubereitet) wären, um gerade auch durch diese geheimnisvolle Duldung erst recht die Voraussetzung für das Offenbar-werden Seiner Gnadenherrlichkeit an denen zu schaffen, deren Er Sich erbarmen will? (Wie 11, 30—32 ausgeführt wird.) Wie dürfte da auch nur noch ein Wort der Widerrede laut werden? (V. 22—23).

Anmerkungen

zu V. 17: „es sagt die Schrift“, wegen der Zweckbestimmung („daß Mein Name verkündigt werde...“) erschien dem Apostel gerade Ex. 9, 16 als die geeignetste Stelle; wenn dann sehr frei zitiert ist, was Gott zu diesem Zwecke tat, so weil es letztlich dem Geist und Sinn des Gotteswortes im Buch Exodus gemäß ist, während der Apostel dem bloßen Buchstaben der Einzelstelle hier wie überall mit souveräner inspirierter Freiheit gegenübersteht. (Vgl. zu 10, 6!)

zu V. 22: „Wenn aber nun Gott — ertrug?“ ist die Kern-Aussage der Periode; zu ergänzen etwa durch einen Satz wie: Dann bleibt doch wahrlich kein Grund zu widerreden! (Sondern höchstens zu lobpreisen, wie 11, 33ff geschehen wird.) Gott „erträgt“ aber die zunächst „Widerredenden“ einerseits, weil sie sowohl Seinen Zorn

wie auch Seine Macht verspüren lassen, indem sie unter diesem Zorn dennoch langmütig bewahrt bleiben, obwohl sie sich nach dem Maßstab strikter Gerechtigkeit das sofortige gänzliche Verderben zugezogen hätten; andererseits gar, weil die Verstockung derselben in den Dienst einer um so größeren Herrlichkeits-Offenbarung an denen treten kann, deren sich Gott nun auch erbarmen will, der Heiden, wie es unten 11, 11f.15.19 ausgeführt wird. — Der strenge Parallelismus der jeweils an den Schluß gestellten Daseins-Ziele: „Gefäße des Zorns... zum Verderben“ und „Gefäße des Erbarmens... zur Herrlichkeit“ nötigt uns — ausnahmsweise abweichend von dem hervorragenden Kommentar Maiers — schon hier den Satz zu schließen (mit der Vulgata, Estius, Perk, Peterson und den letzten Revisoren sowohl der Luther- wie der Zürcher Bibel), ja sogar den ganzen Absatz (mit Thomas, Schlatter und Sickenberger). Es scheint uns nämlich, daß in dem Mittelstück, gerahmt durch das Leitwort „erbarmen“ (V. 15f.18.23), Paulus bewußt von den eigentlich „Gemeinten“ schweigt, um sie nun im Schlußstück gleich zum Auftakt V. 24 (und unter Wiederaufnahme von „Israel“ aus V. 6 in V. 27) ausdrücklich zu nennen. — Der ganze größere Abschnitt 9, 6—29 dürfte gerahmt sein durch „Wort“ (6.28), „berufen“ (7.12.24—26) und „Samen“ (7f.29); das erste Teilstück 9, 6—13 vielleicht durch „Israel“ (6) und „Jakob“ (13); für den Schlußteil kommt wohl nur das Leitwort „Heiden“ (24) mit der gelegentlich auch sonst zu beobachtenden „Außen-Rahmung“ 9, 30 in Frage.

c) *Außer dem ‚Rest‘ der Juden sind nun auch die Heiden laut der göttlichen Verheißung als Erwählte berufen.* 9, 24—29

„Als solche berief er auch uns, nicht allein aus den Juden, sondern auch aus den Heiden, so wie Er auch bei Hosea spricht:

Ich werde „Nicht-Mein-Volk“ rufen: Mein Volk, und die Ungeliebte: Geliebte;

und geschehn wird's: An dem Ort, wo ihnen gesagt ward: Ihr seid nicht mein Volk;

dort soll'n sie gerufen werden: Söhne des lebendigen Gottes!

Isaías aber ruft aus über Israel:

Wär' die Zahl der Söhne Israels wie der Meeres-sand, (nur) der Rest wird gerettet werden;

denn vollendend und zusammenschneidend wird auf Erden handeln der Herr.

Und wie auch Isaías vorhergesagt hat:

Hätte der Herr der Heerscharen uns nicht Samen gelassen, wie Sodom wurden wir, glichen Gomorrha!“ (V. 24—29).

Der Schleier fällt: Wer sind jene, von denen es eben hieß, daß Gott sie als Gefäße Seines Erbarmens von Ewigkeit her bereitet hat zur Teilhabe an Seiner Herrlichkeit? — Wir, jubelt Paulus, wir, die Er sowohl aus den Juden wie nun gar auch aus den Heidenvölkern dazu berief! (V. 24).

Den Schrift-Beweis dafür, daß dieser Vorgang durchaus verheißungsgemäß war, wird nun in Ergänzung des rein negativen von 9, 6 ff positiv vollendet. Zunächst werden zwei Stellen, die beim Propheten Hosea (Osee) unmittelbar auf die abtrünnigen Nord-Israeliten gemünzt waren, in vertauschter Reihenfolge (erst Os. 2, 25 LXX: 2, 23; dann 1, 10, LXX: 2, 1) als typologisch auf die Heiden-Berufung deutend erklärt; durchaus sinngemäß, denn von den Zeiten Abrahams und seiner Sippe an sind diejenigen, welche die Verehrung des wahren Gottes mit Götzendienst zuerst vermischen und schließlich vertauschen, als die ‚Heiden‘ anzusprechen; wenn wir mit Paulus (1 Kor. 10, 11) und vor allem Jesus selbst (Luk. 24, 27.44) in allen Heiligen Schriften des Alten Bundes den Hinweis auf den Neuen suchen dürfen und sollen, so sprechen Buchstabe und allerweitester Sinngehalt dieser Propheten-worte wahrlich unzweideutig genug. Wenn nun vollends Paulus seine Zitierfreiheit durchaus nicht dazu benutzt, um im zweiten Zitat irgendwie zu verhüllen, daß dort ursprünglich dieselben Personen, denen zuerst die Gottes-Volk-Eigenschaft abgesprochen worden war, gar als ‚Gottes-Söhne‘ wieder angenommen werden (und noch dazu „an dem Ort“ ihrer einstigen Verurteilung!), sollte da nicht — mit Theodor v. Mopsueste — angenommen werden dürfen, daß nun umgekehrt wie vorher durch die verheißene Versöhnung mit den Nord-Israeliten die mit

den Heiden, hier durch die Sohnschafts-Annahme der Heiden: die entsprechende Wiederannahme der Juden hindurchschimmert? (V. 25—26).

Ausdrücklich ist vom ‚Israel nach dem Fleisch‘ nun freilich erst in den beiden abschließenden Isaias-Zitaten die Rede (V. 27—29). Das erste (Is. 10, 22f) erklärt, daß für eine bestimmte Phase der Heilsgeschichte ohnedies nur ein ‚Rest‘ aus der Gesamtmenge der Söhne Israels für die Rettung vorgesehen war (näheres dazu 11, 2ff). Das zweite (Is. 1, 9) bestätigt, daß durch die eigene Schuld Israel kein besseres Schicksal als Sodom und Gomorrha verdient hat, ihm aber wenigstens solch ein ‚Rest‘ von Gott übriggelassen ist; indem derselbe nun hier als ‚Same‘ bezeichnet ist, leuchtet wieder die unerschütterliche große Zukunftshoffnung durch.

Anmerkung zu V. 28: „zusammenschneidend“ übersetzen wir mit Maier (ähnlich Sickenberger und nach Estius auch ältere Zeugen), weil wir mit ihm wegen des einleitenden ‚denn‘ für wahrscheinlich halten, daß der Apostel mit dem Ausdruck eine ähnliche Beschränkung des Verheißungserbenkreises angedeutet sah wie mit dem Worte ‚Rest‘; immerhin bleibt auch die von Lagrange und anderen verfochtene Übersetzung „verkürzend, beschleunigend“ möglich, da sie dem zitierten Prophetenwort (Is. 10, 23) besser entspreche.

3. Im Gegensatz zu den Heiden haben die Juden die Glaubens-Gerechtigkeit verfehlt, obwohl Gott sie darauf vorbereitet und dazu aufrief. 9, 30—10, 21.

Dieses innerste Herzstück des ganzen Römerbriefs spricht zunächst das ungeheure Paradox endlich mit dünnen Worten aus: Daß das von den Juden gesuchte Heil zunächst den Heiden ungesucht zuteil ward (9, 30—10, 4), entwickelt dann ganz knapp, als wer dieses Heil in Person schon durch die Offenbarung im Alten Bunde hindurchleuchtet (10, 5—10), und zeigt, daß Gott schon dort den Heilsweg bahnte, aber auch ankündigte, daß jenes Paradox bevorstehe.

a) In Christi Person haben die Juden die eifrig gesuchte Gesetzeserfüllung an die Heiden verloren, welche dieselbe gar nicht gesucht hatten. 9, 30-10, 4.

„Was sollen wir also sagen? Daß Heiden, die nicht die Gerechtigkeit verfolgt haben, die Gerechtigkeit ergriffen haben, die Gerechtigkeit aber aus Glauben; Israel jedoch, das ein Gerechtigkeitsgesetz verfolgte, ist nicht zum Gesetz gelangt! Warum? Weil (es hinstrebte) nicht aus Glauben, sondern wie aus Werken! — Sie sind angestoßen am Steine des Anstoßes; wie geschrieben steht: Siehe, ich setze in Sion einen Stein des Anstoßes und einen Felsen des Argernisses; und wer auf ihn sein gläubiges Vertrauen setzt, wird nicht zuschanden werden.“

Brüder, wahrlich, der Wunsch meines Herzens und das Gebet zu Gott für sie (geht) auf ihre Rettung. Denn ich bezeuge ihnen, daß sie Eifer haben für Gott, aber nicht nach rechter Erkenntnis. Denn die Gerechtigkeit Gottes verkennend und die eigene aufzustellen bestrebt, unterwarfen sie sich nicht der Gerechtigkeit Gottes; ist doch Endsinn des Gesetzes Christus, zur Gerechtigkeit jedem, der glaubt.“ (9, 30—10, 4).

Nicht ohne Zögern, das in der vorausgeschickten Frage zum Ausdruck kommt, spricht nun endlich der Apostel die heilsgeschichtliche Grundtatsache der Epoche zwischen Christi Himmelfahrt und Wiederkunft aus (V, 30—31): Jene Heiden, welche in ihrer gewaltigen Masse weit davon entfernt waren, erstlich um eine Daseinsform zu ringen, wie sie Gott als ‚gerecht‘ offenbart hatte, sie haben plötzlich in großer Anzahl den Glauben geschenkt bekommen, der gerecht macht. (Wenn ihm die Auswirkung in der Liebe nicht fehlt; vgl. 13, 10; Gal. 5, 6). Die Juden aber, welche ganz überwiegend mit leidenschaftlichem ‚Eifer für Gott‘ (10, 3) jene in der Gesetzes-Offenbarung vorgezeichnete Gerechtigkeit verfolgten wie der Jäger das Wild, sie sind — „nicht zum Gesetz gelangt“. Dieser

rätselhafte Ausdruck, ganz besonders alarmierend für den Juden, dessen beglückendstes Privileg ihm selbst gerade der Besitz des Gesetzes zu sein schien (s. o. zu 9, 1—5!), wird verständlich, wenn im Schlußsatz des Abschnitts als ‚Endsinn‘, gleichsam: Summe, des Gesetzes Christus enthüllt wird, auf den es als auf seinen Erfüller hinweist (10, 5—10), und in dessen Nachfolge allein es für Menschen erfüllbar wird (10, 1—4; vgl. 1 Tim. 1, 5).

Indem die Juden diesem Jesus Christus die gläubige Nachfolge überwiegend verweigerten, durch die sie gerecht werden konnten, haben sie der fleischgewordenen Gottes-Gerechtigkeit, dem Gesetze in Person, den Gehorsam aufgesagt; sie haben diese Gerechtigkeit verkannt; ihr Eifer war — und ist solange sie daran festhalten, — ein unerleuchteter; und die Fürbitte ist fast noch das Einzige, was Paulus in seinem Schmerze für sie tun kann. (10, 1; vgl. 9, 3 und zu Mk. 9, 29f)

Warum ist dies den Juden zugestoßen? Die doppelte Antwort lautet (9, 32f; 10, 3): Einmal, weil sie sich nicht zu jenem Hingabe-Akt des rein empfangenden Glaubens angesichts der Gesetzes-Sinn-Enthüllung im gekreuzigten und auferstandenen Christus entschließen konnten, sondern „wie aus Werken“, d. h. vermeintlich durch Anhäufung von Gesetzes-Erfüllungen (Mizwoth), gerechtfertigt werden wollten; das heißt aber andererseits: weil sie sich auf die ‚eigene‘, unabhängig von zuvorkommender Christus-Gnade selbst erworbene Gerechtigkeit berufen zu können wähnten (vgl. Luk. 15, 29f; 16, 15; 18, 11f). Auf diese Weise hat sich das Wort des Propheten (Isaias 8, 14) vom „Stein des Anstoßes“ erfüllt, als der Gott Selbst Sein Volk auf die Probe zu stellen angekündigt hatte; zusammen mit dem anderen Wort vom „köstlichen Eckstein“ (Is. 28, 16) — daß es *derselbe* Stein ist, betont Paulus, indem er diese Wendung durch die obige ersetzt! — welchen Gott auf dem Sionsberg als Fundament Seines lebendigen Tempels zu legen verheißen hat (Eph. 2, 20ff!); ihm und damit also letztlich Gott das gläubige Vertrauen zu schenken ist die Vorbedingung des Heils (9, 33; 10, 11).

Anmerkung zu 10, 4: „Endsinn des Gesetzes Christus“ übersetzen wir, weil uns K. Emmerich in einer leider noch ungedruckten Basler Preisarbeit ‚Telos‘ nachgewiesen zu haben scheint, daß dieses Wort hier — wie an der genau parallelen Stelle 1. Tim. 1, 5! — geradezu die Übersetzung des hebräischen Kelal darstellt: Zusammenfassung, Summe, Rekapitulation. Als Kelal des Gesetzes ist auf die dahin zielende Frage von Jesus selbst das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe — im vollen Einvernehmen mit den besten Schriftgelehrten (Mk. 12, 32f) — bezeichnet worden. Wenn auf die darauf weiter folgende Frage bei Lukas: „Wer ist mein Nächster?“ Jesus mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter antwortet, das ihn selbst nach dem übereinstimmenden Väterzeugnis als diesen ‚Samariter‘ kennzeichnen soll (Luk. 10, 29.36f; vgl. Jo. 8, 48!), dann ist in Bild und Gleichnis das Entsprechende gesagt wie hier ohne Bild: Jesus Christus gläubig liebend nachfolgen, das ist der Weg zur Gerechtigkeit durch die Erfüllung des Gesetzes. Die starke traditionelle Verwurzelung dieses erst in neuerer Zeit durch die unhaltbare Fehlübersetzung von ‚Christus Ende des Gesetzes‘ in den Hintergrund gedrängten Text-Verständnisses bezeugen Thomas („Christus, auf welchen das ganze Gesetz hingeeordnet ist“) und noch deutlicher Estius („Christus, durch den allein das Gesetz erfüllt wird“), der auch schon treffend auf 1. Tim. 1, 5 als Parallelstelle und dort dann auf Mt. 22 verweist. Daß im Sinne von Matth. 5, 17f und des Hebräer-Briefs, ja sogar noch Barnabas', keineswegs nur die ‚überzeitlich‘ verdünnte Forderung der 10 Gebote, sondern das ganze, auch das Ritual-Gesetz in Christus erfüllt ist und in seiner Nachfolge von den Christen erfüllt wird, bis — am jüngsten Tage — „alles geschehen ist“, gehört zu den elementaren Wahrheiten unseres Glaubens, ohne deren Wiedererweckung weder mit Protestanten noch vollends mit Juden sinnvolle Aussprachen möglich sind. (Näheres in ‚Kirche und Synagoge‘. Olten 1945, unserer kommentierten Neu-Ausgabe des Barnabas-Briefes und des Justin-Diologs mit dem Juden Tryphon).

b) Erst Christus hat ja die Gerechtigkeit in greifbare Nähe des gefallenen Menschen gebracht. 10, 5—10.

„Moses nämlich schreibt von der Gerechtigkeit, der aus dem Gesetz (hergeleiteten): Der Mensch, der danach tut, wird in ihr das Leben haben. — Die Gerechtigkeit aber aus dem Glauben spricht so: Sage nicht in deinem Herzen: Wer wird in den Himmel hinaufsteigen? — Nämlich, um Christus herunterzuführen! Oder: Wer wird in den Abgrund hinabsteigen? — Nämlich, um Christus von den Toten heraufzuholen! Sondern, was spricht sie? Nahe ist

dir das Wort, in deinem Munde und in deinem Herzen! — Dies ist das Wort des Glaubens, welches wir verkünden. Denn wenn du mit deinem Munde Jesus als Herrn bekennt und glaubst in deinem Herzen, daß Gott ihn auferweckt hat von den Toten, wirst du gerettet werden. Das Herz nämlich vertraut gläubig zum Gerechwerden; mit dem Munde aber bekennt man zum Gerettetwerden.“ (V. 5—10).

Daß letzter Sinn, Ziel und Erfüllung des Gesetzes erst in Jesus Christus offenbar, wirklich und für Menschen möglich geworden (10, 4), das beleuchtet nun der Apostel durch zwei Stäbe, die einander ergänzen. Einmal die unabdingbare Forderung der Gesetzes-Gerechtigkeit des Alten Bundes: Nur, wer nach dem Gesetze wirklich tut, wer es in seinem vollen Umfang hält, wird in der so erworbenen Gerechtigkeit das Leben haben (V. 5 gleich Lev. 18,5; vgl. Gal. 3, 11f; 5, 3). Dem Nachweis, daß unter dieser unabdingbaren Voraussetzung ohne Christus schlechthin alle Menschen des ewigen Todes wären, hat Paulus im ersten Teil des Briefes geführt.

So lange er selbst sich unter dieser bei allem guten Willen unerfüllbaren Forderung (vgl. 3, 9ff; Ps. 14, 1ff) wie unter einem Fluch befand (Gal. 3, 13) war auch dem Pau-

lus das andere Wort wie ein Hohn erschienen, das die Nähe- und Leicht-Erfüllbarkeit des Gesetzes triumphierend verkündet (Deut. 30, 12, 14). Seither aber war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen und nun wußte er's (V. 6—10): Wenn dort gefragt ward, ob man etwa erst noch in den Himmel hinaufsteigen müsse, um die Lebens-Quelle zu finden, so deutete das im Mysterium schon darauf, daß der Christus ja vom Himmel gekommen ist, also nicht erst heruntergeholt zu werden braucht. Wenn als Gegenstück gemäß Ps. 107 (LXX: 106, 26) — auch gefragt werden mochte, ob man in den Höllen-Abgrund hinunter müsse, so lautete die Antwort: Christus ist ja schon „niedergefahren zu den Unteren und am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten (vgl. 1. P. 3, 19, 21f). Wenn es also bei Moses hieß: Nahe ist dir das Wort . . ., dann war dies wahr, wirklich wunderbar wahr geworden, in Gestalt des Wortes vom Glauben an den auferstandenen Herrn, dessen in Liebe tätiges Bekenntnis (wie es der dritte Teil des Briefes 12, 1ff entwickelt) uns die Rettung bringt.

Anmerkung zu V. 6: „Die Gerechtigkeit aus dem Glauben spricht“, P. will hier nicht einen ‚Schriftbeweis‘ gegen die Juden führen, wie solche meinen und ihm dann ‚Schriftfälschung‘ vorwerfen, weil er das zweimalige „danach tun“ Dt. 30, 12, 14 wegließ (obwohl er es doch eben V. 5 als ‚mosaisch‘ klar genug zitierte!). sondern er will den christlichen ‚Brüdern‘ (10, 1) zeigen, wie die scheinbar überkühnen Worte Moses' in Christus bewahrheitet sind (2. K. 1, 20; Apk. 3, 14): Weil Er tat, können wir — nach-tun.

6. „Ich will heiligen Meinen großen Namen“

Ein Appell an die Christenheit in den Ereignissen um Israels Staatwerden

Anläßlich der Jahresversammlung der Schweiz. Evang. Judenmission in Basel am 29. Juni 1949 wurden einige Mitteilungen gemacht, die zu fruchtbarem Nachdenken über Gottes Absichten mit dem neuen Staate Israel Anlaß geben könnten und darum hier skizziert sein mögen.

Dr. Lilli Wreschner aus Jüdisch-Jerusalem berichtete von ihren dortigen Erfahrungen während der Belagerungszeit. Sie war mit einigen wenigen anderen evangelischen Christen auch nach Ablauf des englischen Mandats geblieben, damit die Stadt nicht ganz von Zeugen Jesu Christi verlassen werde. Sie erwartete aber — wie die anderen Christen, mit denen sie Verbindung hatte, — angesichts des fanatischen Nationalismus der Zionisten und der ganz enormen materiellen Übermacht der vereinigten Araberstaaten nichts anderes als ein Gottesgericht über einen eigenmächtigen Versuch, die Zerstreuung des Gottesvolkes unter die Völker zu beenden.

Um so mehr überraschten dann die tatsächlichen Ereignisse. Was Jerusalem anlangt, so wäre die jüdische Neustadt im Frühling 1948 binnen kurzem dem Durst erlegen, weil das sie beliefernde Wasserwerk in Latrun von den Gegnern besetzt war, wenn nicht vorher die Araber im von ihnen bewohnten Teil der Neustadt Zisternen hätten vollaufen lassen und dann am 15. Mai 1948 in grundloser Panik geflohen wären: Das Wasser der Araber ermöglichte dann den jüdischen Bewohnern der Stadt, zunächst einmal bis zum ersten Waffenstillstand durchzuhalten. Dieser kam genau im rechten Moment; denn an seinem Vorabend hatte jeder Verteidiger noch je zwei Schuß Flintenmunition. Artillerie, Mörser und dergleichen gab es in Jerusalem während dieser ersten Kriegsphase überhaupt nicht. Andererseits begingen die Araber absolut unbegreifliche militärische Fehler im Einsatz ihrer weit überlegenen Waffen, nicht nur gegenüber Jerusalem, so daß auch nüchterne, ja unreligiöse Beobachter (wie Scott

Morrison in „Judaica“, V, S. 193 bezeugt), sich dem Eindruck nicht entziehen konnten, hier sei auf übernatürliche Weise dafür gesorgt worden, daß eine nach dem Naturlauf hoffnungslose Minderheit sich gegen eine ungeheure Übermacht im Heiligen Lande behaupten konnte. (Stellenweise scheint es bis zu Ereignissen von der Art des 2. bzw. 4. Kön. 7, 6 berichteten gekommen zu sein, wie der Bericht-erstatte Augenzeugen erzählt hatten). Jene Christen, die das an Ort und Stelle miterlebten, wurden angesichts alles dessen auf jene Prophetie Ezechiels (Kap. 36) aufmerksam, wonach die Heimkehr der Juden in ihr Land nicht als Folge, sondern als *Voraussetzung* ihrer Umkehr von Gott veranlaßt werden würde, weil Er Seinen großen Namen heilig halten lehren will, der durch des Gottesvolkes Zerstreuung und Verhalten unter den Weltvölkern entweiht wurde. So wäre Israels Sieg nicht Lohn für wohl erworbenes Verdienst, sondern reiner Gnaden-Anruf, sich Verdienst — in dankbarem Hinhören — zu erwerben.

In diesem Zusammenhang mußte ein starker Eindruck auf die Zuhörer davon ausgehen, daß der Leiter der Versammlung, Pfarrer Robert Brunner, im Anschluß an Dr. Wreschners Bericht aus Jerusalem mitteilte, der Vertreter der Schottischen Kirche, Scott Morrison, habe aus Israel von Unterredungen mit Unterrichtsminister Rabbi Fishmann und anderen Behördenvertretern die überraschende Mitteilung heimgebracht, daß diese nichts gegen eine Wiederaufnahme der missionarischen, auch der ‚judenmissionarischen‘ Arbeit, christlicher Kleriker einzuwenden hätten. (Wie wir hören, ist inzwischen schon H. Kosmala vom früheren Institutum Judaicum Delitzschianum, Leipzig, von London nach Israel abgegangen). „Es mag seltsam erscheinen, aber es ist so, daß die neue Freiheit im eigenen Staate allen Juden eine freiere Stellung der christlichen Evangelisation gegenüber gebracht hat“,

schreibt hierzu *Scott Morrison* selbst („Judaica“ V, S. 197).

Wachet und betet! Wofern hier wirklich eine neue Stunde der Heilsgeschichte schlägt, möchten wir katholischen Christen sie nicht verschlafen! Beten wir zuerst, daß alle, denen in diesen Dingen Verantwortung zufällt, hören und tun mögen, was Gott uns durch das im Lichte Seines Wortes betrachtete Geschehen zu geben verheißt und zu tun heißt. Und erwägen wir sodann jenes unseren evangelischen Brüdern so erhellend scheinende Ezechiel-Wort (36, 20—27) in unseren Herzen:

„Als sie unter die Heiden kamen, wo sie nun hingekommen waren, da entheiligten sie Meinen heiligen Namen, indem man von ihnen sagte: Des HERRN Volk sind diese; aus Seinem Lande mußten sie wegziehen, — Da dauerte Mich Meines heiligen

Namens, welchen das Haus Israel entheiligt hatte unter den Völkern, zu denen sie gekommen waren. Darum sprich so zum Hause Israel: So spricht der HERR, mein Gebieter: Nicht eurentwillen, Haus Israel, tu Ich es, sondern um Meines heiligen Namens willen, den ihr entheiligt habt unter den Heiden, zu denen ihr gekommen. *Ich will heiligen Meinen großen Namen*, der entheiligt ist unter den Völkern, den ihr entheiligt habt unter ihnen, damit die Völker erfahren, daß Ich der HERR bin, wenn Ich Mich an euch als der Heilige erweisen werde vor ihren Augen. Denn Ich will euch von den Völkern wegnehmen und euch sammeln aus allen Ländern und in euer Land zurückführen. Dann will Ich euch mit reinem Wasser besprengen, daß ihr rein werdet . . . Ich gebe euch ein neues Herz . . . Meinen Geist, Ich lege Ihn in euch . . .“

7. Auszug aus der Erklärung des Niederländischen Reformierten Rates für Kirche und Israel

Der Reformierte Rat für Kirche und Israel will durch seine Arbeit die ganze Kirche wachrufen, nicht nur für, sondern auch *durch* seine Arbeit.

In diesem Ruf an die Kirche geht es dem Rat nicht nur darum, Liebe für das Volk Israel zu wecken, sondern auch Verständnis, Einsicht und Kenntnis. Es fällt uns täglich auf, wie weit sich die Gemeinde von Israel eigentlich entfernt hat, nicht nur von Israel als einer nationalen Einheit, sondern als dem Offenbarungsvolk, als gottgewolltem geistlichem Kern der Menschheit.

... Wir sehen ein begrenztes Interesse eines Ausschnittes der Gemeinde als „Freunde Israels“; es bestehen innerhalb des kirchlichen Gebietes einzelne Enklaven, die sich für die Sache der Judenmission einsetzen, ohne daß die Gemeinde als Ganzes in Bewegung kommt. Wir haben eine humanistische Verkürzung der Eschatologie und eine große Blutarmut in unserem historischen Denken. Eine Folge davon ist die Überschätzung der Kirche als Kirche, ein fehlendes Bewußtsein, daß die Kirche ja nur Interimscharakter trägt und eine vorläufige Aufgabe hat . . .

Wir können dies alles unter *einen* Nenner bringen: wir sehen nicht das überwältigende Einheitsmotiv der Heiligen Schrift, dessen Bezeugung Israel aufgetragen ist, das Israel jeden Tag in seinem Bekenntnis bekennt: „Höre, Israel, der Herr unser Gott ist ein einziger Gott“, und dem es nachstrebt in der Jichud, der Vereinigung von Seele und Welt mit Gott, und damit dem „Einswerden“ der Seele selber und der Welt selber. Nie kann Israel in der Kirche das wahre Israel, die legitime Fortsetzung seines eigenen Lebens erkennen, wenn diese unerschütterliche Einheit, im Wesen, Handeln, Denken und Lehren, nicht das Erste ist, was in der äußeren Erscheinung der Kirche auf Erden auffällt.

Und die Kirche hat ja im Grunde noch eine viel größere Möglichkeit als das jüdische Volk selber, die Einheit als das Wesen der Religion zu offenbaren, weil das Faktum Jesus Christus solch eine starke zentripetale Kraft bedeutet und das Kreuz von Golgatha mit seinem „Es ist vollbracht“ alle Menschen und Dinge selber hinanzuziehen vermag zu dem einen Mittelpunkt, dem magnetischen Pol

der Welt und der Geschichte, der alle Zeiten und alle Orte zu einem Augenblick und einem Punkt zusammenzieht.

Als Folge all dieser Einsichten und Erwägungen gestaltete sich nun das ganze Bild von der Aufgabe und Methode unseres Rates neu.

Die Methode der Judenmission bestand stets — und sie darf natürlich nicht vernachlässigt werden — im individuellen Zeugnis zum Juden als einzelnen. Über die Tatsache hinaus, daß individuelle Arbeit nie auf mehr als individuellen Segen rechnen kann, wurde dabei vergessen, wie der Aspekt der Kirche als Ganzes — Israel als eine fremde Religion erscheinend oder im besten Fall als eine freundschaftliche Nebenreligion — diesem Zeugnis direkt entgegenarbeitet.

Auch das weitergehende Ziel unseres Rates, das offizielle Gespräch der Kirche als Ganzem mit den Vertretern der Synagoge als Ganzer, konnte so nicht zu seinem Recht kommen. Nicht nur deswegen, weil die Synagoge in ihrer heutigen Zusammenstellung diese Begegnung nicht wagte . . . Das moderne Judentum ist nicht länger erfüllt mit Haß gegenüber der Person von Jesus von Nazareth. Sofern es noch nicht ganz zu einer säkularistischen Gleichgültigkeit abgesunken ist, hat es im Gegenteil eine große Ehrfurcht vor Jesus und seiner Lehre. Es kann dem Anspruch von Jesus nicht länger aus dem Weg gehen. Die Möglichkeit einer wirklichen Begegnung mit dem Christus der Schrift zu entgehen, hat es gesucht in der Konstruktion einer tiefen Kluft zwischen dem Urchristentum und dem späteren Christentum, zwischen Jesus und Paulus. Dieser jüdischen Beurteilung der Evangelien boten wir Stütze durch ein betrübliches Stück neutestamentlicher Wissenschaft in unserem Protestantismus. Das moderne Judentum hat sogar Wege gefunden, Jesus für sich zu fordern als einen der edelsten Zeugen des Judentums . . .

... Die heutige Synagoge beschuldigt die Kirche, das Evangelium von Jesus entjudaisiert und paganiert zu haben. All diese Entwicklungen brachten den Rat für Kirche und Israel zu einer ganz andern und neuen Methode der Judenmission. Kein Jude wird nach der Überzeugung des Paulus je zu Chri-

stus bekehrt, denn allein so, daß er „eifersüchtig“ wird auf die Kirche als die wahre Erfüllung der Berufung Israels. Zudem kommt die endzeitliche Erwartung immer stärker in Sicht, daß nicht kleine Grüpplein von einzelnen, sondern Israel als Ganzes den Christus erkennen wird.

Aber dieses Eifersüchtigmachen von ganz Israel wird zu geschehen haben durch die Art des Auftretens und noch mehr durch das Wesen und die Gestalt der *ganzen* Kirche.

Unser Aufruf, der in Wort und Schrift Tag für Tag in die Kirche hinein erfolgt, ist darum nicht länger bloß ein Stück Propaganda für unsere eigenen Interessen oder ein Stück energische Kollektieraktivität, sondern er wird zu einem Stück direkter Judenmission. Indem wir gegenüber der Kirche Zeugnis ablegen, tun wir es auch gegenüber Israel...

... Nur eine bekehrte Kirche wird Israel die Gründe wegnehmen können, um in ihr nicht das wahre Israel Gottes zu sehen. Und diese Bekehrung der Kirche wird zustande kommen durch ganz einfache Mittel: indem wir der Existenz des Volkes Israel in unserer Mitte und in der Mitte der Welt unsere Aufmerksamkeit schenken, indem wir dem Gebet um die Bekehrung Israels einen Platz einräumen

im Dienst ihrer öffentlichen und verborgenen Gebete, indem wir die Bibel historisch real und konkret lesen und auslegen, gerade so wie sie durch Gott an diese historisch real und konkret denkenden Kinder Israels geoffenbart ist. Diese *Bekehrung der Kirche*, die sicher nicht ihren Ursprung, aber *ihren Weg* finden muß in der *Zuwendung* ihres Herzens *zu Israel*, wird nach der apostolischen Erwartung die Zuwendung des Herzens Israels zum lebendigen Christus zur Folge haben. Der Name unseres „Rates für Kirche und Israel“ ist deshalb in jeder Beziehung richtig. Er dient Israel, aber indem er Israel dient, dient er der Kirche, und indem er der Kirche dient, dient er Israel. Es ist ein Rat, „durch die Kirche für Israel“, aber dadurch zur gleichen Zeit ein Rat „durch Israel für die Kirche“. Wer sich bemüht um die Fragen und Nöte Israels, gewinnt dadurch ein Zeugnis, das die heutige Kirche retten muß und das sie auch dringend nötig hat, und stellt gerade so die Kirche instand, sich priesterlich und apostolisch um Israel zu bemühen. Israel wird so wahrlich ein Segen sein unter den Heiden (Sach. 8, 13).

(Aus J. H. Grolle: Die Niederländische Reformierte Kirche und das Gespräch mit Israel in Judaica, 5 (1. 6. 49) Heft 2, S. 108ff.).

8. RUNDSCHAU

1) Zeichen des Antifemitismus in Deutschland

Verschiedene Vorfälle der letzten Monate haben das Vorhandensein eines vorerst noch heimlichen Antisemitismus in Deutschland sichtbar gemacht. Vor dieser Tatsache darf man die Augen nicht verschließen, um diesem da und dort schon wieder aktiven Antisemitismus wachsam begegnen zu können. Man darf dabei ebensowenig übersehen, wie gerade diese Vorfälle gezeigt haben, daß die Mehrheit des deutschen Volkes solche antisemitischen Äußerungen verurteilt. Da aber begreiflicherweise dem Ausland die Anzeichen eines Antisemitismus in Deutschland nach allem, was hier geschah, stärker auffallen, wird dem deutschen Volke von dem relativ kleinen Kreis der aktiven Antisemiten großer Schaden zugefügt. Wir registrieren an dieser Stelle die in der Öffentlichkeit am meisten diskutierten Vorfälle, um damit zu zeigen, wie notwendig die Aufklärungsarbeit und die Förderung der christlich-jüdischen Freundschaft ist.

a) „Judenfrage als Prüfstein“

Die „Süddeutsche Zeitung“ und die Münchener Vorkommnisse

Die in München erscheinende „Süddeutsche Zeitung“ hat auf einen grundsätzlichen Artikel „Judenfrage als Prüfstein“ von W. E. Süskind (Nr. 90 vom 2. 8. 49), der den Antisemitismus in Deutschland nüchtern-sachlich, aber natürlich ablehnend, behandelte, eine Fülle von Zuschriften erhalten, aus denen sie vier Stimmen in ihrer Spalte „Briefe an die S. Z.“ (Nr. 93 vom 9. 8. 49) veröffentlichte. Unter diesen Leserbriefen, die einen Querschnitt aus den verschiedenartigen Meinungsäußerungen geben sollten, befand sich auch eine ausgesprochen antisemitische Hetzstimme von abgründigem Haß. Darin heißt es u. a.:

„... Geht doch nach Amerika, aber dort können sie euch nicht gebrauchen, sie haben genug von diesen Blutsaugern. Ich bin beim Ami beschäftigt, und da haben Verschiedene schon gesagt, daß sie uns alles verzeihen, nur das eine nicht, und das ist: daß wir nicht alle vergast haben, denn jetzt beglücken sie (die Juden) Amerika... Ich gehöre zu den sogenannten „Stillen im Lande“

und die Flüsterpropaganda ist mehr wert als hundert Zeitungen...

Wir sind ein ganz kleiner Kreis (noch), und alles geht von Hessen aus...

Später, bzw. zur gegebenen Zeit, hören Sie wieder etwas mehr von mir. Bitte veröffentlichen Sie diese Zeilen, wenn Sie ‚Demokrat‘ sind.“

Dieser Brief war unterzeichnet: „Adolf Bleibtreu· München 22, Palestrinastraße 33“.

Obwohl diese Unterschrift und Adresse sofort als anonym und fingiert zu erkennen waren, hat der zuständige Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“ (der seither die Redaktion verließ) unbegreiflicherweise und entgegen den Gepflogenheiten der Presse, anonyme Zuschriften in den Papierkorb zu werfen, diesen Brief in der gleichen Weise veröffentlicht wie die anderen Zuschriften, ohne sich durch eine redaktionelle Bemerkung ausdrücklich davon zu distanzieren oder den ungeheuerlichen Inhalt zu brandmarken. Das hätte man zum mindesten tun müssen, wenn man den Brief der Öffentlichkeit bekanntgeben wollte, um darzutun, daß es in Deutschland noch derartige Haßverblendung gibt.

Die Veröffentlichung führte zu Demonstrationen der Juden in München, die damit ihren Protest gegen eine solche Beleidigung kundtun wollten. Dabei kam es in der Möhlstraße zu Zusammenstößen mit der Polizei, in deren Verlauf die Polizei von der Schußwaffe Gebrauch machte. Es gab auf beiden Seiten mehr oder weniger schwer Verletzte. Der Vorfall hat natürlich großes Aufsehen erregt. Die „Süddeutsche Zeitung“, deren Leitung selbst in keiner Weise des Antisemitismus verdächtig ist, hat das Vorkommnis auf das tiefste bedauert und ihrerseits durch einen Wechsel innerhalb der Redaktion Maßnahmen getroffen, um einen solchen Fall in Zukunft auszuschließen. In einem Artikel „In eigener Sache“ (Nr. 96 vom 16. 8. 49) hat der Mitherausgeber Werner Friedmann, der ebenso wie der Mitherausgeber und Chefredakteur Dr. F. J. Schöningh sich zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des

„Bleibtreu“-Briefes im Ausland befand, sich eindeutig gegen die Veröffentlichung erklärt. In dem Artikel heißt es u.a.:

„Ich muß gestehen, daß ich meinen Augen nicht getraut habe angesichts dieser ekelregenden Äußerung eines anonymen Subjektes, dessen pure Existenz mir die Kläglichkeit unserer so theoretischen Säuberungsversuche zu beweisen schien. Noch mehr überrascht aber war ich über den unglücklichen Einfall der Zeitung, diese zynische Äußerung kommentarlos der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Die traurigen Folgen sind bekannt und bedürfen keiner Darstellung mehr. Wohl aber bedarf es der Feststellung meinerseits, daß ich die Veröffentlichung dieses Pamphlets eines Schurken, der unverdient den Weltuntergang überleben durfte, während ungezählte wertvolle Menschen starben und verdarben, auf das schärfste mißbillige und für schädlich und unklug halte, obwohl ich weiß, daß die Beweggründe der Redaktion für den Abdruck sehr wohlgemeinte gewesen sind. Es sei mir, da das Betrübliche nun einmal geschah und, aufgebauscht durch bewußt bössartige Mißdeutungen und Sensationsgier, größere Wellen in der internationalen Presse geschlagen hat, als es Leserzuschriften an eine Zeitung gemeinhin tun, gestattet, zu dem Geschehen ein paar grundsätzliche Worte zu sagen, mag es noch so ungewöhnlich sein, daß ein Herausgeber gegen seine eigene Zeitung Stellung zu nehmen sich gezwungen sieht.“

Im Hinblick auf die Wirkung im Ausland schreibt Friedmann ferner:

„Es gilt, ein tiefeingewurzelttes Mißtrauen zu zerstreuen, das die Welt uns entgegenbringt. Dabei sind leider genügend Kräfte am Werk, dieses Mißtrauen zu nähren. Es liegt an uns, ihnen das Material für ihre Agitation zu liefern oder nicht. Tausend gute Worte und Gefühle werden durch einen „Bleibtreu“ zunichte gemacht, wenn man dieses Dokument der Unmenschlichkeit abdruckt, statt es in den Papierkorb zu werfen, da es keinen Anspruch erheben darf, eine Stimme jenes Deutschland zu sein, das sich mit überwältigender Mehrheit zu einer demokratischen Wahl bekannte. Aber jene Kreise, die uns mit feindseligen Augen in unserem Glashause betrachten, werden sie kräftig als eine solche auswerten. Ein anonym Lump, dessen Gesinnung von 99 Prozent aller Deutschen verabscheut wird, erhält durch die Veröffentlichung seines Briefes ein Gewicht, das ihm so wenig zukommt, wie man einen Brandstifter unter hunderttausend anständigen Menschen als Prototyp dieser Menschen hinzustellen berechtigt ist.“

Auf der anderen Seite drückt Werner Friedmann in seinem Artikel auch sein Befremden darüber aus, daß die Demonstranten in der Möhlstraße sich gegen die Redaktion der „Süddeutschen Zeitung“ selbst wandten, „deren Herausgeber ihre Haltung in der Nazizeit mit Mißhandlungen, Gefängnis und Arbeitsverbot bezahlt haben“.

Wir haben uns zur Aufklärung der Angelegenheit auch an die israelitische Kultusgemeinde in München gewandt, die uns folgende Stellungnahme schickte:

„Betreffs der Briefe in der „Süddeutschen Zeitung“ gibt es wohl nur die einzige Meinung, die auch Sie selbst vertreten haben, daß es ein unverzeihlicher Mißgriff war, den „Bleibtreu“-Brief ohne den geringsten Redaktionskommentar zu veröffentlichen, wobei 2 Zeilen bereits genügt hätten. Im übrigen hätte es der Redaktion genügen müssen, den Brief in den Papierkorb zu geben, sobald man das Pseudonym erkannt hatte und dies hat wohl jedes 12jährige Kind als solches erkannt. Das geschah aber alles nicht und die dadurch entstandene Aufregung der jüdischen und auch der christlichen Bevölkerung war wohl erklärlich.“

Was nun die Folgen jener Unterlassung anbelangt, so möchte ich auf Ihre Anfragen Folgendes antworten:

1) Eine Beilegung des Streitfalles vor der Demonstration ist versucht worden von dem Präsidenten des Central-Komitees der befreiten Juden in München und auch von dem Generalanwalt Dr. Auerbach. Die Masse, die übrigens nicht aus 3000 sondern nur aus

600 Personen bestand, war aber leider nicht zu beruhigen.

2) Zweck der Demonstration war ein geschlossener Zug nach der Redaktion der Zeitung unter Vorantragen entsprechender Protestaufschriften. Jedenfalls wollte der Protestzug die Redaktion entsprechend „aufklären“, wieweit allerdings die Aufklärung dann erfolgen sollte, das entzieht sich der Beurteilung, da eine aufgeputschte Menge von D.P.s schließlich auch zu Gewalttätigkeiten bereit sein dürfte.

3) Die Polizei hat ihre Kräfte deshalb eingesetzt, weil der Demonstrationzug weder von der deutschen noch der amerikanischen Behörde genehmigt war. Anfangs waren es geringe polizeiliche Kräfte, die zum Einsatz kamen. Erst als die Demonstranten auf die mit Gummiknüppeln ausgerüsteten Polizeikräfte nicht hörten und einen Lautsprecherwagen der Polizei demolierten, wurden weitere Kräfte von dem Sicherheitsinspektor telefonisch herbeigeholt, die denn auch mit einem Überfallwagen herbeikamen, der aber von den Demonstranten mit Benzin übergossen und angezündet wurde. Die dann herbeigerufene Feuerwache wurde am Löschen gehindert. Das war denn auch der Zeitpunkt, da man Schüsse hörte. Diese Schüsse waren aber auch wieder die Ursache einer ausgebreiteten Abwehr mit Holz- und Eisenstäben von seiten der Demonstranten, denen wiederum Schüsse noch in guter „Erinnerung“ waren.

Erst das Erscheinen der M.P. brachte die Menge zur Zerstreuung.

Dieser Vorfall hat sowohl im Inland wie im Ausland eine begreifliche Erregung verursacht, weil man in dem ganzen Hergang eine antisemitische Aktion vermutete. Ich selbst nahm von Beginn an — ohne daß ich bei der Demonstration zugegen war oder auch nur über eine geplante Demonstration unterrichtet war — eine der allgemeinen Anschauung widersprechende Meinung ein: Die Erregung der Menge war nach dem unglücklichen Artikel verständlich. Eine Demonstration in geschlossenem Kreise war zu befürworten.

Der Demonstrationzug war polizeilich sowohl deutscher- wie amerikanischerseits verboten. Gegen die Übertretung eines Verbotes mußte die Polizei eingreifen. Die Mittel, die sie angewandt hat, entsprachen der üblichen Steigerung. Die Schüsse, die sie abgab, waren schließlich — zum Bedauern von beiden Seiten — der letzte Versuch zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung....

gez. Dr. Spanier

Präsident der Isr. Kultusgemeinde München

Mitglied des Bayer. Senats

Vorstandsmitglied der Vereinigung zur

Christl.-Jüdischen Verständigung
München“.

Eine Erklärung des Münchener Polizeipräsidiums bestätigt im wesentlichen diese Darstellung Dr. Spaniers.

b) Der Offenbacher Fall

Der Magistrat der Stadt Offenbach hat bei der Besetzung der Chefarztstelle in der Offenbacher Städtischen Frauenklinik den zunächst mit Mehrheit gewählten Dr. Herbert Lewin nachträglich noch in der gleichen Sitzung abgelehnt, weil Dr. Lewin Jude ist, und in einer zweiten (nicht geheimen Wahl einen anderen Arzt, Prof. Tietze, gewählt. Nach der Wahl Dr. Lewins soll, wie die Frankfurter Rundschau in Nr. 215 vom 15. 9. 49 berichtete, Bürgermeister Dr. Kasperkowitz erklärt haben: „Meine Herren, Sie sind sich doch darüber klar, daß es bei dieser Wahl unter keinen Umständen bleiben darf. Sie können den Offenbacher Frauen nicht zumuten, daß sie einem Mann, wie Dr. Lewin ausgeliefert (!) werden. Ganz abgesehen von seinen fachlichen Qualitäten handelt es sich hier um einen Mann,

der aus dem Konzentrationslager kommt und dessen Familie, wie sie von ihm selbst gehört haben, entweder vergast oder ermordet worden ist, der also mit den Ressentiments seiner Rasse und mit dem Rachegefühl eines KZlers seine Arbeit antreten wird. Keine Frau könnte sich mit ruhigem Gewissen seiner Behandlung anvertrauen. Die Existenz der Frauenklinik stünde auf dem Spiel". Obwohl ein Magistratsmitglied diesen unglaublichen Verdächtigungen widersprach, stimmte Oberbürgermeister Rebholz den Ausführungen von Kasperkowitz zu.

Nachdem dieser Sachverhalt in der Öffentlichkeit bekannt geworden war, hat sowohl die Militärregierung, als auch das hessische Innenministerium eine Untersuchung der Angelegenheit eingeleitet.

Die „Frankfurter Rundschau“ nennt diesen empörenden Fall in einem Leitartikel ein Zeichen des „stillen Antisemitismus, der wesentlich in der Ablehnung der jüdischen Mitbürger und ihrer Ausschaltung im öffentlichen Leben besteht und seiner negativen Erscheinungsform wegen schwer zu fassen ist.“

Das „Mitteilungsblatt der Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen“ bezeichnet (in Nr. 9, September 49) den Vorfall als, „einen schweren Verstoß gegen die Grundrechte der neuen Bundesverfassung“ und erwartet „daß dieser Vorfall Anlaß zu einer Stellungnahme der Bundesregierung wird, um ein für alle Mal durch einen Präzedenzfall festzustellen, daß Vorgänge dieser Art ungesetzlich sind und unter Strafe stehen. Wir sehen zwar in dem Offenbacher Vorgang einen Einzelfall, müssen aber befürchten, daß er Schule machen könnte, wenn nicht allen etwaigen Wiederholungen energisch vorgebeugt wird“.

Der Regierungspräsident von Darmstadt, Wagner, teilte mit, daß er den Offenbacher Bürgermeister Kasperkowitz von seinem Amt suspendiert habe. Der Direktor der amerikanischen Militärregierung für Hessen, Dr. Newman, sagte in einer Pressekonferenz in Wiesbaden, an der auch Ministerpräsident Stock und Innenminister Zinnkann teilnahmen, er sei befriedigt über die Maßnahmen der hessischen Staatsregierung zur Beilegung der skandalösen Vorfälle bei der Wahl des Chefarztes der Offenbacher Frauenklinik. Die Offenbacher Stadtverordnetenversammlung sprach in einer fünfstündigen Sondersitzung dem zweiten Bürgermeister Dr. Kasperkowitz (CDU) einstimmig ihr Mißtrauen aus. Ein Mißtrauensantrag gegen den Offenbacher Oberbürgermeister Rebholz (SPD) wurde mit großer Mehrheit abgelehnt. Die Berufung des

an Stelle Dr. Lewins zum Chefarzt der Frauenklinik gewählten Dr. Tietze wurde aufgehoben.

(In: „Der Weg“, 7. 10. 49, Nr. 40)

c) Synagogenschändungen

In Marktreidwitz in Bayern wurde die Synagoge durch den Hotelbesitzer Hans Rief, der durch ein Gericht denazifiziert worden war, beschädigt. Rief stieg nachts in die Synagoge ein, zerbrach die Fenster, zerriß die Gebetbücher und Thorarollen. Der Gemeinderat erließ eine Erklärung, daß er die barbarische Handlung schwer verurteile. Den Juden der Stadt wurde vom Gemeinderat ein anderes Lokal für die Gottesdienste am Jom Kippur zur Verfügung gestellt.

(In: Israelitisches Wochenblatt 40. 49 (Zürich, 7. 10. 49, S. 22)

Das Freiburger „Katholische Kirchenblatt“ (Nr. 41 vom 9. 10. 49) meldet im Zusammenhang damit:

Das bischöfliche Ordinariat Regensburg mißbilligte in schärfster Form die Schändung der Synagoge in Marktreidwitz, erklärte Generalvikar Josef Franz, Regensburg. Ein derartiges sakrilegisches Verbrechen spreche dem Prinzip der christlichen Liebe hohn und stehe in völligem Widerspruch zu der gebotenen Achtung vor der Überzeugung des Mitmenschen. Die Synagogenschänder hatten die Eingangstüre und den Altarschrank gewaltsam geöffnet und die liturgischen Bücher auf dem Boden zerstreut.

In Frankfurt wurden eine Anzahl Jugendliche verhaftet, welche die Fenster der Synagoge eingeworfen hatten.

(In: Israelitisches Wochenblatt 49 (Zürich, 14. 10. 49) 41. S. 8)

d) Morddrohung und Mordversuch

In dem unterfränkischen Städtchen Wiesenfeld am Main wurde der jüdische Viehhändler G. Steigerwald von unbekannten Tätern erneut bedroht, nachdem vor wenigen Tagen gegen ihn ein mißglücktes Sprengstoffattentat verübt worden war. Auf einem Zettel, der ans Hoftor geklebt wurde und der mit einer entsprechenden Zeichnung illustriert war, wurde St. in Aussicht gestellt, gelyncht zu werden. Unbekannte Täter hatten ihm sein Schlafzimmerfenster eingeschlagen, einen toten Hund und eine tote Katze vor die Haustür gelegt und im Hof Giftweizen gestreut.

(In: „Süddeutsche Zeitung“ Nr. 148 vom 31. 10. 49)

8. 2) Offizielle Persönlichkeiten zur deutschen Haltung gegenüber den Juden

McCloy zur deutschen Judenfrage

Auf einer Konferenz deutscher jüdischer Delegierter aus den Westzonen und Berlin betonte McCloy, es hieße die Möglichkeiten einer demokratischen Entwicklung verleugnen, wollte man die Auffassung übernehmen, daß Juden in Deutschland nicht wie in anderen Ländern leben könnten. Die Welt wird den neuen westdeutschen Staat sorgfältig überwachen und einer der Prüfsteine, an denen er gemessen wird, wird in seiner Haltung gegenüber den Juden bestehen. (REUTER)

(In: JCCJ, Nr. 3017 vom 15. 8. 49)

Die Bundesregierung zum Antisemitismus

In seiner am 20. September 1949 vor dem Bundestag abgegebenen Regierungserklärung sagte Bundeskanzler Dr. Adenauer unter anderem:

„Lassen Sie mich ein Wort zu hier und da anscheinend hervorgetretenen antisemitischen Bestrebungen sagen. Wir verurteilen diese Bestrebungen auf das Schärfste, und wir halten es für unwürdig und an sich für unglaublich,

daß nach allem, was sich in nationalsozialistischer Zeit begeben hat, noch Leute in Deutschland sein sollten, die Juden deswegen verfolgen oder verachten, weil sie Juden sind.“

(Zitiert nach „Mitteilungsblatt der Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen“, (Hamburg, September 1949) 9. S. 2)

Dr. Adenauer bejaht Wiedergutmachungspflicht

Bundespräsident und Bundeskanzler zum jüdischen Neujahrstfest

Bundespräsident Theodor Heuß und Bundeskanzler Adenauer haben neben anderen deutschen Staatsmännern und Politikern den jüdischen Gemeinden in Deutschland ihre Glückwünsche zum jüdischen Jahreswechsel am 23. September übermittelt. Der Bundespräsident schrieb in seiner Neujahrbotschaft, die Juden würden und die Deutschen dürften die Zeit der Verfolgung und des satanischen Vernichtungswillens nicht vergessen, aber sie müßten zusammen über das schlimme Erbe hinwegkommen. Das Wissen um die Würde des Menschen müsse zu einer Kraft

werden, die den anderen nicht nur dulde, sondern achte. Bundeskanzler Dr. Adenauer spricht die jüdischen Landsleute als gleichberechtigte Mitbürger an, „deren vollgültigen Anteil am geistigen, politischen und sozialen Aufbau unseres Landes wir wünschen. Wir bejahen die Verpflichtung, an den Juden begangenes Unrecht wiedergutzumachen, soweit es irgend möglich in unseren Kräften steht.“

(„Badische Zeitung“, Freiburg 24/25. 9. 49)

Dazu äußerte sich „Der Weg“, Zeitschrift für Fragen des Judentums, Berlin, 7. 10. 49:

„Bevor unsere diesjährigen Feiertage zu Ende gehen, möchten wir den Persönlichkeiten der deutschen Regierung für ihre Glückwünsche zum Beginn des jüdischen Jahres danken. Wir sind uns der Bedeutung, die wir diesem Glückwunsch beimessen, voll bewußt, denn es ist zum erstenmal seit nunmehr 16 Jahren, daß deutsche Regierungsbeamte in diesem Sinne zu unserer Gemeinschaft sprachen. Möge es ein gutes Omen sein.“

Eine Erklärung Dr. Schumachers

In einer Aussprache zwischen Vertretern der jüdischen Gemeinden in Deutschland und dem Vorstand der SPD erklärte Dr. Schumacher in Bonn, die SPD wolle alles tun, um durch Gesetzesvorlagen die jüdischen Gemeinden gegen antisemitische Ausschreitungen und Propaganda zu schützen. Die SPD werde sich dafür einsetzen, daß die materiellen, politischen und geistigen Voraussetzungen für eine befriedigende Lösung der jüdischen Probleme geschaffen werden.

(In: „Der Weg“, 7. 10. 49, Nr. 40)

Die deutschen Kommunisten an die Kommunisten Israels

In einem Schreiben an das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Israels dankte der Vorsitzende der KPD, Max Reimann, für die herzliche Einladung zum 11. Parteitag der KPI und bat darum, dem Kongreß die schriftlichen Grüße der deutschen Kommunisten zu übermitteln. Leider ständen im Augenblick der Entsendung einer Delegation von hier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

In der Grußadresse heißt es: „Wir deutschen Kommunisten sind uns der furchtbaren Schuld bewußt, die das deutsche Volk dem jüdischen Volk gegenüber auf sich geladen hat. Wir wissen, daß es keinen jüdischen Bürger Israels gibt, der nicht einen seiner Angehörigen oder

Verwandten in den Todeslagern der Ghettos verloren hat. Wir wissen, welch große Verantwortung wir deutschen Kommunisten im Kampf gegen die barbarische Rassenhetze und den kannibalen Antisemitismus haben.“

(Aus: „Unsere Stimme“, Schwenningen, 6. 10. 49)

Bischof Dibelius über die Wiedergutmachung

In seiner Predigt in der Marienkirche am 12. Juni 1949 sagte Herr Bischof Dr. Dibelius, einen „Schadenersatz“ könne man auch mit Gewalt erzwingen, eine „Wiedergutmachung“ aber müsse aus dem freien Willen dessen kommen, der Unrecht verschuldet habe.

(In: Der Weg, Zeitschrift für Fragen des Judentums, 4 (Berlin, 24. 6. 49) 25. S. 2)

„Kirche und Synagoge“

Kirchenpräsident D. Stempel bat in einer Predigt in Landau (Pfalz) um öffentliche Pflege der Stätten, auf denen die zerstörten Synagogen standen. In der Niedrigkeit der Not und im Taumel neu aufbrechender Lustbarkeit sei noch nach dem Kriege manches geschehen, was der Würde des deutschen Volkes nicht gedient habe. Es sei eine Aufgabe von entscheidender Bedeutung, Volk und Jugend wieder dazu zu erziehen, daß sie das Heilige heilig halten. (Evangelischer Kirchenbote.)

(Zit. nach: Mitteilungsblatt der Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen, Hamburg, Juli 49)

Landesbischof Bender zur Judenfrage

Landesbischof Dr. Bender erließ aus Anlaß der Fürbitte für die Judenmission in den evangelischen Kirchen Deutschlands ein Rundschreiben an die Pfarrer in Baden. In diesem Schreiben werden die Pfarrer gebeten, den Gemeinden vom Evangelium her zur rechten christlichen Haltung gegenüber dem jüdischen Volke zu verhelfen. „Die Tatsache“, schreibt der Landesbischof unter anderem, „daß faktisch heute nur noch wenige Juden in Deutschland leben, enthebt uns nicht der Pflicht, unsere christlichen Gemeinden zur Überwindung tiefgewurzelter feindseliger Empfindungen gegenüber dem jüdischen Volke zu ermahnen. Wo Christi Barmherzigkeit empfangen wird, kann sich keine Feindschaft, auch nicht eine Feindschaft gegen das jüdische Volk, halten.“

(„Badische Zeitung“, Freiburg, 23. 8. 49)

8. 3) Das Verhältnis der christlichen zur jüdischen Welt

Weizmann-Ehrung i. d. katholischen Universität Fribourg

Am 12. September 1949 fand in der katholischen Universität Freiburg i. d. Schweiz ein festlicher Akt statt, bei dem die Universität die Erneuerung des Doktordiploms vornahm, das die Universität Freiburg vor 50 Jahren dem damaligen Chemiestudenten und heutigen Staatspräsidenten von Israel, Chaim Weizmann, verliehen hatte. Fakultätsdekan Prof. Blum überreichte Prof. Weizmann das erneuerte Doktordiplom, das die überragenden wissenschaftlichen Leistungen des Jubilars wie sein Wirken als Präsident des Staates Israel in lateinischen Worten verzeichnet. Professor Weizmann versicherte, daß er stets den zwei Leitsternen seines Lebens, der Wissenschaft und Palästina, die Treue gehalten habe.

Ein feierlicher Empfang im Hotel de Fribourg, auf dem auch der Präsident der freiburgischen Regierung, ein Studienkollege Weizmanns, sprach, erreichte seinen Höhepunkt mit zwei grundsätzlichen, für das Verhältnis der christlichen zur jüdischen Welt bedeutsamen Ansprachen von Msgr. Charrière, Bischof von Lausanne, Genf und Fribourg, und Staatspräsident Weizmann.

Bischof Charrière begann seine Ausführungen mit dem Hinweis auf all das, was das Christentum durch den Kanal Israels von Gott empfangen habe, und er gab seiner Gewißheit Ausdruck, daß über alle schmerzlichen Divergenzen hinaus eines Tages eine tiefe und endgültige Einigkeit zwischen Christen und Juden entstehen werde. In scharfen Worten geißelte Bischof Charrière den Antisemitismus. „Der Christ, der dieses Namens würdig ist“, so führte er aus, „hat keinen Teil am Antisemitismus“. Er verabscheue oberflächliche und ungerechte Urteile, die von Mißtrauen oder Haß erfüllt seien. Msgr. Charrière erinnerte an die Worte von Papst Pius XI. im Jahre 1938, daß es für den Christen unmöglich sei, den Antisemitismus mitzumachen, und daß alle Christen geistlich Semiten seien. Er wies auf das Eintreten von Papst Pius XII. in der Weihnachtsbotschaft des Jahres 1942 für die Hunderttausende hin, die ohne jedes Verschulden dem Tod oder der allmählichen Vernichtung überliefert würden. Bischof Charrière schloß seine Ansprache, an Professor Weizmann gewendet, mit den Worten: „Indem wir Ihnen für die große Ehre danken, die Sie uns erweisen, und indem wir zu Gott beten, daß er Sie segnen möge, bitten wir

ihn, daß er in uns allen das Gefühl unserer gemeinsamen Abhängigkeit ihm gegenüber unserer geheimnisvollen und tiefen Brüderlichkeit verstärken möge."

In seiner bewegten Dankesansprache gab Professor Weizmann in seiner Eigenschaft als Staatspräsident eine Erklärung über die *Beziehungen der katholischen Welt zum Staat Israel* ab, der wir nachstehende Teile entnehmen:

"Seit der Begründung des Staates waren wir uns der Pflichten der zivilisierten Menschheit gegenüber bewußt: der Sorge um die Sicherheit, das ungestörte Wirken und den freien Zugang zu den Heiligen Stätten und Institutionen, die sich auf unserem Staatsgebiet befinden. Es gab verschiedene Schwierigkeiten und Übergriffe, aber dies geschah während der durch uns nicht verschuldeten Feindseligkeiten. Seitdem wiederum Ruhe und Ordnung herrschen, haben unsere Behörden keine Mühe gescheut, um die im Krieg erfolgten Schäden wieder gutzumachen und es den religiösen Institutionen zu ermöglichen, ihr edles Werk fortzusetzen. Ich kann mit Genugtuung feststellen, daß es heute enge und freundschaftliche Beziehungen zwischen unserer Regierung und den verschiedenen kirchlichen Behörden und Missionen in Israel gibt, und daß alle diese Stellen unsere Aufrichtigkeit und den Erfolg unserer Bemühungen anerkannt haben..."

Unsere Regierung ist bereit, die Sicherheit, den freien Zugang und das ungestörte Wirken der im jüdischen Sektor Jerusalems und innerhalb der Staatsgrenzen Israels befindlichen Heiligen Stätten feierlich zu garantieren. Und um diese Garantien in lebendige Wirklichkeit umzusetzen, begrüßen wir die Möglichkeit einer direkten internationalen Aufsicht über die Heiligen Stätten und Institutionen."

(Nach dem Bericht im „Israelitischen Wochenblatt“, Zürich, 16. 9. 49, Nr. 37)

Zu Falschmeldungen über Palästina

Anläßlich seiner ersten außenpolitischen Rede vor dem Parlament drückte der israelitische Außenminister Mosche Scharett sein Bedauern darüber aus, daß einige katholische Persönlichkeiten von der arabischen Propaganda gegen Israel beeinflusst worden seien. Gleichzeitig äußerte er die Hoffnung, daß „Seine Heiligkeit, der Papst, dessen Gebete für den Frieden ein Echo in den Herzen von uns allen finden“, die Tatsachen richtigstellen werde, damit religiöse Angelegenheiten und die Frage der heiligen Stätten nicht als Vorwand für eine Propaganda gegen Israel dienen könnten. (In: „Der Weg“, Zeitschrift für Fragen des Judentums 4 (Berlin, 24. 6. 49) 25. S. 2)

Zu der vorstehenden Meldung möchten wir bemerken: Man wird in Israel gewiß bereit sein, sich klarzumachen, daß der Vatikan und vollends der Papst selbst nicht alle Falschmeldungen bzw. Propagandabeauptungen richtigstellen kann, welche irgendwo im kath. Schrifttum über irgendeine Angelegenheit von öffentlichem Interesse auftauchen.

Wir selber haben in Rundbrief Nr. 4 (vgl. S. 10/11) eine ganze Reihe von Richtigstellungen falscher Behauptungen über angebliche Übergriffe Israels gegen religiöse Institutionen gebracht, und hoffen, daß auch die Redaktionen, die vorher Falschmeldungen gebracht hatten, die entsprechenden Richtigstellungen vornehmen.

9. KLEINE NACHRICHTEN

Ein Deutscher rettete 6000 dänische Juden

Der dänische Staatsminister *Hedtoft* gab voriges Jahr bekannt, daß ein Konsulatsbeamter bei der damaligen deutschen Botschaft die Pläne der Nazis, Dänemark von allen Juden zu befreien, durchkreuzte. Jetzt offenbarte sich dieser Beamte, Herr *G. Duckwitz*, nunmehr inoffiziell deutscher Konsul, in einer Versammlung, wo er vor über 500 dänischen Juden einen Vortrag hielt. Er erzählte..., daß Best sich stets geweigert habe, Geiseln erschießen zu lassen, und daß er sich nie zu antijüdischen Aktionen habe verleiten lassen. ... Aber im August 1943 sei er

In Israel herrscht Toleranz

Im Zusammenhang mit gewissen Klagen über Behandlung der Christen in Israel dürfte das Ergebnis einer Untersuchung über die religiöse Freiheit im Staate Israel interessieren, die unlängst von einem Mitarbeiter der angesehenen katholischen Zeitung „*La Liberté*“, Fribourg, in Israel selbst durchgeführt worden ist. Der Berichterstatter der „*Liberté*“ stellt insbesondere fest:

Das Kultusministerium von Israel hat Geldmittel für die Wiederinstandsetzung von christlichen Gebäuden, die während des Krieges Schaden gelitten haben, zur Verfügung gestellt und sogar gewisse Schäden ausbessern lassen, die arabische Granaten an katholischen Gebäuden in der jüdischen Zone angerichtet haben. Die Ausübung des Kultus in den katholischen Kirchen vollzieht sich in Israel weiterhin in der gleichen Freiheit wie zur Zeit des englischen Mandates, und die spezifisch katholischen Institutionen bestehen weiterhin. „Alle diese Tatsachen, ebenso wie die Lehre, die sich aus den letzten Wahlen in Israel ergibt,“ so stellt der Berichterstatter der „*Liberté*“ zusammenfassend fest, „beweisen, daß sich gegenwärtig in Israel ein „*Geist von religiösem Liberalismus*“ entwickelt. Es wäre zu wünschen, daß man in den arabischen Ländern einen ähnlichen Geist von Toleranz in Bezug auf die Muselmanen, die Christen werden wollen, und gegenüber der apologetischen christlichen Presse begnügen würde.“

(In: Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz, 49 (Zürich, 1. 7. 49) 26. S. 9.)

Israel und die christlichen Kirchen

Eine katholisch-jüdische Kommission wurde zur Untersuchung der Beschädigungen an römisch-katholischen Kirchen während des arabisch-jüdischen Krieges ernannt... Die Anregung zur Schaffung der Kommission ging vom Prior der Benediktiner, B. Stolz, aus. Den Vorsitz der fünfgliedrigen katholischen Delegation wird Rev. *Terence Kühn*, der römische Vikar für Südisrael, übernehmen.

(In: Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz (Zürich, 22. 7. 49).)

Katholische Kreise in Jerusalem haben einen neuen Plan zum Schutze der Heiligen Stätten ausgearbeitet. Sie sehen eine Kommission der Konsulate zur Überwachung vor und dazu die Exterritorialität der Heiligen Stätten.

(In: Israelitisches Wochenblatt 49 (Zürich, 7. 10. 49) 40. S. 6)

.... Zum heiligen Jahr werden 150 000 Katholiken in Israel erwartet. Die Regierung hat eine Kommission eingesetzt, um die damit zusammenhängenden Probleme zu studieren. Es handelt sich um die Erteilung der Visa, Unterbringung der Pilger und Schutzmaßnahmen.

(„Israelitisches Wochenblatt“, Zürich, 9. 9. 49)

Der große Irrtum, in dem die Menschen heute befangen seien, sei die Ansicht, daß das Judentum eine bekehrende Tätigkeit ablehne. ... Dieses Problem, sagte Rabbiner Schwarzschild, würde auch das Hauptthema des Weltkongresses für liberales Judentum in London darstellen.

(In: Der Weg, Zeitschrift für Fragen des Judentums, 4 Berlin, 8. 7. 49 27. S. 2)

nach Berlin berufen und abgesetzt worden, und General von *Hanneken* seien seine Befugnisse übertragen worden. Als die Order zur Judenverfolgung kam, sagte *Duckwitz* zu Hanneken, so etwas sei eine Schande für das deutsche Militär, und Hanneken hätte ihm beigeppflichtet, aber es kam Order, daß andere Amtsstellen für diese Aktion zuständig sein sollten. Da begann *Duckwitz*, seine ausländischen Verbindungen um Hilfe zu bitten. Von dem damaligen, leider verstorbenen schwedischen Staatsminister *Per Albin Hansson* erhielt er die Zusage, daß alle dänischen Juden in Schweden Aufenthaltsbewilligung er-

halten würden... „Es ist nicht immer gut, tüchtig zu sein und einen guten Posten zu bekommen. Wesentlich ist, ein Mensch zu sein.“ Mit diesen Worten schloß Herr Duckwitz seine Ausführungen, die einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer machten.

(„Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz“, Zürich, 23. 9. 49)

Studenten gegen Diskriminierung von Juden

Anläßlich einer von Dr. *Conrad Hoffmann jr.*, Direktor des Internationalen Missionsrates, geleiteten Diskussion, die einer Vorführung des Filmes „Der Ruf“ folgte, beschlossen die anwesenden Studenten der „Freien Universität“ in Berlin einstimmig, Bedingungen zu schaffen, die jedem jüdischen Studenten nicht nur die Möglichkeit geben, seine Studien in Berlin fortzusetzen und zu ergänzen, sondern auch nach Absolvierung seiner Studien seinen Beruf oder seine Laufbahn zu verfolgen, ohne irgendwelcher Zurücksetzung oder Belastung ausgesetzt zu sein. (EPS)

(In: JCCJ. Nr. 3014, 1. 7. 49, S. 6)

Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit

Dr. *Everett R. Clinchy*, Präsident des Internationalen Rates der Christen und Juden aus den USA (President of the International Council of Christians and Jews) nahm Ende September 1949 an der Tagung des Gesamtvorstandes der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in der amerikanischen Zone teil. Es ist geplant, in der britischen Zone entsprechende Gesellschaften unter Beteiligung maßgebender Persönlichkeiten aus allen Gebieten des täglichen Lebens zu gründen.

(In: „Mitteilungsblatt der Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen“, Hamburg, September 1949)

* * *

Deutsche Liebestätigkeit für DP's.

Der Deutsche Caritasverband und die Evangelische Liebestätigkeit sowie die anderen Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege haben sich bereit erklärt, nach Auflösung der IRO die Sorge für diejenigen in Deutschland noch befindlichen DP's zu übernehmen, die nicht mehr transportfähig sind oder aus anderen Gründen nicht auswandern können. Die Zahl dieser DP's wird gegenwärtig (September 1949) auf etwa 50 000 geschätzt.

* * *

Die Deutsche Jahresversammlung der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) hat für die Arbeit der Gruppen angeregt, überall dort, wo sich in der Nähe DP-Lager befinden, eine Verbindung mit deutschen Freunden herzustellen.

(„Der Quäker“, Bad Pyrmont, Sept./Okt. 49)

150 Millionen Dollars Schaden

Israel Goldstein, der Schatzmeister der Agence Juive, der von einer Reise durch Europas DP-Lager zurückkehrte, bezifferte den durch die Nazis den deutschen Juden verursachten Sachschaden auf 150 Millionen Dollars. Zum Ausgleich könnte Deutschland, so lautet sein Vorschlag, an Stelle von Reichsmark vorfabrizierte Häuser liefern, über die es in großer Menge verfüge und die Israel dringend benötige.

(„Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz“, Zürich, 22. 7. 49)

10. ECHO UND AUSSPRACHE

Ein Briefwechsel mit Martin Buber

Talbiyeh, Jerusalem, Israel, 12. 6. 49

Verehrter Herr Thieme —

Ich las mit einiger Verwunderung im „Rundbrief“ Nr. 2/3 auf S. 51 diese von Ihnen herrührenden Worte:

„...als eine Versuchung, die Juden für unrettbar, 'geistlich tot', d. h. für unbekehrbar zu halten.“

Ich war bisher überzeugt, daß Ihnen an einer echten Verständigung mit jenen gläubigen Juden gelegen sei, die für die Tatsache eines gläubigen Christseins Verständnis

Der jüdische Kalender

Vom Parlament Israels wurde bei der *Wehrpflichtdebatte* beschlossen, den *jüdischen Kalender* in der Festsetzung der Termine anzuwenden. Der Antrag ging durch, nur die Mitglieder der radikalen Linken stimmten für die Einführung des gregorianischen Kalenders.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, Zürich, 7. 10. 49)

Gedenksteine für die Opfer des Nazismus

Die Gemeinde *Luzern* wird in der Abdankungshalle ihres neuen Friedhofs eine Gedenktafel anbringen, die in hebräischer und deutscher Sprache die Inschrift trägt: „Zur ewigen Erinnerung an die Märtyrer, die als Juden ihr Leben lassen mußten in den Jahren des Schreckens 1933 bis 1945“.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, Zürich, 7. 10. 49) 40. S. 9)

Auf dem Weg zum religiösen Staat

In einem Vortrag sagte Rabbi Dr. *Kalman Kahane* über „Die politischen Probleme des religiösen Judentums in Israel“ unter anderem „...Es ist klar, daß alle Erfolge des religiösen Blocks nur Teilerfolge sind, auf Kompromissen beruhen. Aber durch ständige Vergrößerung der religiösen Erziehungswerke wird in der überwiegenden Mehrheit künftiger Generationen doch einmal der Wille zu einem wirklich thoragemäßen Staat geweckt werden.“

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, Zürich, 7. 10. 49)

Jerusalem als religiöse Weltzentrale

Oberrabbiner Dr. *Herzog*, der kürzlich von einer großen Reise nach USA, England und Europa zurückkehrte, erklärte bei einer Pressekonferenz, daß ihm in diesen Ländern von rabbinischen Autoritäten der Vorschlag für die Erneuerung des Synhedrions gemacht wurde. In der ganzen Welt herrscht unter Juden eine tiefe Sehnsucht nach einer zentralen religiösen Autorität. Wenn Oberrabbiner Herzog auch glaubt, daß die Zeit für die Erneuerung des Synhedrions noch nicht gekommen sei, ist es trotzdem möglich, einen rabbinischen Zentralrat in Jerusalem zusammenzustellen, der unabhängig von irgendwelchen politischen oder religiösen Parteien der Orthodoxie amtieren soll. Eine rabbinische Gesandtschaft soll in die Golah geschickt werden aus Jerusalem. Es gibt heute verschiedene Fragen, Auslegung verschiedener religiöser Gesetze, die von verschiedenen rabbinischen Autoritäten verschieden interpretiert werden. Eine solche Weltzentrale würde diese Anarchie im Religionsgesetz beseitigen. Außerdem gibt es lebenswichtige Fragen der Anpassung und Änderung des religiösen Lebens und religiöser Probleme der Golah an die Forderungen der Wirklichkeit des selbständigen jüdischen Volkes im selbständigen jüdischen Staat.

(In: „Der Weg“, Zeitschrift für Fragen des Judentums, 4 (Berlin), 9. 9. 49) 36. S. 2)

Die internationale Vereinigung zur Bekämpfung des Antisemitismus

(International Council of Christians and Jews) stellt ihre Tätigkeit in der Schweiz ein und schließt mit Ende Oktober ihr Zentralbüro in Genf.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, Zürich, 21. 10. 49)

haben. Wie aber soll eine solche Verständigung noch möglich sein, wenn Sie für die Juden geistliches Leben mit Bekehrbarkeit identifizieren. Ich habe mein geistliches Leben in der Unmittelbarkeit zwischen Gott und mir, und mein leibliches Leben dazu. Ich kann ebensowenig es für von Gott erlaubt halten, daß ein Christ dies in Frage stelle, wie ich es für von Gott erlaubt halten kann, daß ich dergleichen einem Christen gegenüber tue. Judentum und Christentum stehen miteinander im Geheimnis unseres Vaters und Richters: so darf der Jude vom Christen und der Christ vom Juden nicht anders als in Furcht und Zil-

lern vor dem Geheimnis Gottes reden. Auf dieser Grundlage allein kann es zwischen Jude und Christ echte Verständigung geben.

Ihr Ihnen ergebener
gez. Martin Buber

Basel, den 18. Juni 1949.

Sehr verehrter Herr Buber!

Mit aufrichtiger Dankbarkeit gehe ich an die Beantwortung Ihres Briefes und meine — im Sinn der von Ihnen gelernten Dia-Logik — zunächst sagen zu müssen, aus welcher eigenen Lage heraus ich das Recht Ihrer Kritik an einer Gleichsetzung von ‚Bekehrbarkeit‘ und geistlichem Leben der Juden anerkenne.

Aufgewachsen als — nur vorübergehend um die Zwanzig herum gnostizistisch abgeirrter — evangelisch-lutherischer Christ bin ich zwar schon verhältnismäßig früh durch Befassung mit der alten Kirchengeschichte zur intellektuellen Anerkennung der Legitimität des römischen Papstes als Stellvertreter Christi gekommen, hoffte aber auf ein allmähliches Heranreifen meiner, ‚hochkirchlich‘ zu erneuernden, Gemeinschaft zur Wiedervereinigung mit der inzwischen biblisch zu belebenden, Katholischen Kirche. Erst der ‚deutsch-evangelische‘ Arierparagraph von 1933 und der Umstand, daß gerade nur die am wenigsten ‚katholischen‘ Kreise dagegen rebellierten, veranlaßte mich, den festen Rechtsboden da aufzusuchen, wo ich ihn allein noch finden konnte. Ich vollzog also am 30. Januar 1934 für meine Person die Wiedervereinigung mit der Römischen Kirche und bemühe mich seitdem vor allem, ihr eignes biblisches Erbe zu möglichst allseitig fruchtbarem Besitz entwickeln zu helfen.

Nun: Wenn mir jemand bestreiten wollte, daß ich schon vor jenem Moment mit geistlichem Leben beschenkt worden sei, dann müßte ich das ebenso entschieden zurückweisen wie Sie den Gedanken, daß der Jude nicht schon unmittelbar und noch ganz abgesehen von irgend einer ‚Bekehrbarkeit zu Jesus als Christus‘ geistlich lebendig sein könne. Daß es der fromme Jude sogar unter neutestamentlicher Perspektive ist, dafür sprechen Worte Jesu wie das gewaltige im ‚Gleichnis vom verlorenen Sohn‘ vom Vater an dessen ‚älteren Bruder‘ (Typus des Juden!) gerichtete: „Mein Kind, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein“ (Luk. 15, 31); oder an Nathanael — vor dessen Huldigung! — „Siehe, in Wahrheit ein Israelit, an welchem kein Falsch ist“ (Jo. 1, 47; verwandt Mk. 12, 34) so wie auch Pauli Aufzählung der Privilegien Israels im Präsens (Röm. 9, 4f); alles Zeugnisse neutestamentlicher Anerkennung geistlichen Lebens auch beim nicht — für den Glauben: *noch* nicht — ‚bekehrten‘ Juden.

Aber mit dieser Überzeugung, die zu gewinnen schon mich selbst ein halbes Menschenalter immer intensiverer Beschäftigung mit dem Wort des Gottesvolkes und dem Volk des Gotteswortes gekostet hat, bin ich *heute* meinen meisten Brüdern im Glauben *noch* beträchtlich voraus. Wenn ich dieselben dafür gewinnen will, die Erkenntnis-Schritte nachzuvollziehen, welche ich selbst z. T. erst in allerletzter Zeit geführt wurde, dann muß ich zunächst immer wieder von der anderen Seite ausgehen, die jener relativen Anerkennung des Judentums polar als absolute Gewißheit seines *endzeitlichen* Erfülltwerdens in der Huldigung vor dem wiederkehrenden Jesus gegenübersteht; hier und nur hier ist der archimedische Punkt, von dem aus die bei der Menge der nicht übelwollenden aber ununterrichteten Gläubigen, Laien und Klerus, landläufige Vorstellung von der „Verwerfung“ der Juden (contra Röm. 11, 11), von dem „Volk, das seine Stunde verkannte, und nun den Gottes-Fluch trägt durch die Jahrhunderte — in die Ewigkeit“, wie ich es voriges Jahr ahnungslos von einer Kanzel sagen hörte, zu Luk. 19, 41—44, ein für allemal aus den Angeln gehoben werden muß und kann.

Ich schrieb schon Anfang dieses Jahres einmal an den Berner Rabbiner Dr. Messinger, der ähnliche Bedenken geäußert hatte wie jetzt Sie: „Was Ihre Bemerkungen über die Missionsfrage anlangt, so habe ich auch da im Laufe der letzten Zeit gegenüber früher zugehört. Zwar meine ich, daß jenes Verständnis, welches Jules Isaac an-

läßlich der einschlägigen Aussprache am französischen Radio dafür bekundet hat, „que, évidemment, un Chrétien ne peut pas abdiquer cette tâche missionnaire et qu'il doit avoir constamment devant les yeux les fameux versets de l'épître romaine de saint Paul, n'est ce pas, que l'adhésion d'Israël sera la résurrection d'entre les morts“ im Prinzip jedem zugemutet werden sollte, der sich ernsthaft mit der Frage des Verhältnisses zwischen den beiden Völkern von der jüdischen Seite her befaßt. Aber andererseits ist es mir selbst schon so gegangen, daß mir ein gewisser naiver Bekehrungseifer christlicherseits unangenehm auffiel. Ich verstehe auch vollständig, daß man jüdischerseits nicht mit zu missionierenden Heiden zusammengeworfen zu werden wünscht, weil es sich da wirklich um eine ganz andere Kategorie von Anzusprechenden handelt. (Viel weniger um ein echtes Zwiesgespräch) . .

Vor allem entscheidend aber ist, daß der Heidenapostel St. Paulus die Wiedervereinigung von Kirche und Synagoge zu dem *einen* Volke der Verehrer des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs nicht früher erwartet, als bis die Christen aus den Heiden ihren jüdischen ‚älteren Brüdern‘ neben dem ‚alttestamentlichen Schriftbeweis‘ für ihren Glauben auch den Beweis des praktischen Lebens der Liebe aus diesem Glauben geleistet haben. Je weniger dieser Beweis erbracht ist, desto weniger Recht haben die Christen, den Juden Verstockung vorzuwerfen. Von hier aus ist *im Sinne der christlichen Überlieferung* — und *nicht* durch oberflächliche *Kritik* daran — eine wirklich fundamentale Revision des Verhältnisses *aller* ernstesten Christen zu den Juden allein erreichbar.“ Herr Messinger schrieb mir dazu, er „halte diese Gedankengänge für eine brauchbare Grundlage zur Förderung der Freundschaft zwischen Christen und Juden. Ich glaube, daß sich die große Mehrheit der Juden der Meinung von Jules Isaac, die Sie in Ihrem Schreiben erwähnen, anschließen kann“.

Ich vermute, daß dies auch von Ihrer Seite der Fall ist und es mehr die gewiß in dieser Form nicht eben glückliche übermäßig verkürzte Formulierung war, was Ihnen anstößig erschien. Abgesehen von unserer die Aussprache auf S. 49 einleitenden Bitte an unsere nichtkatholischen Leser, „zu verstehen, wenn die Sprache, die wir sprechen, die der unmittelbaren Adressaten ist“, möchte ich wenigstens noch erwähnen, daß mit diesem einen Worte „unbekehrbar“ natürlich nicht nur eine — vom christlichen Glauben verneinte — endgültige Nichtversöhnbarkeit mit Jesus von Nazareth gemeint war, sondern auch der — für diesen Glauben damit verknüpfte, darum gleichfalls hoffnungsgewiß verneinte — Gesamtkomplex einer endgültigen jüdischen Verkrampfung in dem Willen, „sein zu wollen wie andere Völker auch“, der heute *scheinbar* dominiert.

Ich hoffe, daß so wenigstens der Schein eines Widerspruchs zwischen unserer echten Anerkennung auch noch ‚nachchristlichen‘ Judentums als auf geheimnisvolle Weise ‚von Gott gemeinte‘ Religiosität und unserer unerschütterlichen Zuversicht auf deren schließliches Vollendetwerden in der Anerkennung Jesu als Gott und König beseitigt ist. Erhofft nicht andererseits auch der gläubige Jude den gläubigen Christen als einen solchen, der am *Ende* in Jesus doch nur einen menschlichen Propheten sehen wird, der auch ihn zum *einpersönlichen* Gott geführt hätte? Entsprechen so unsere Hoffnungen füreinander sich nicht gegenseitig? Bedeutet das nicht ein viel tieferes Aufeinanderhingewiesensein — den andern verstehen müssen, um vom andern verstanden werden zu können! — als wenn wir einander nur wie jene ‚Parallelen die sich in der Unendlichkeit schneiden‘, über eine innergeschichtlich unausfüllbare Kluft hinweg gelten ließen?

Mit der Bitte um die Erlaubnis, unseren Briefwechsel, der vielleicht auch andern zu gedanklicher Klärung hilft, in unserem Rundbrief veröffentlichen zu dürfen, und in dem Empfinden einer durch die wahrlich noch ganz unabsehbaren und nimmermehr zu bagatellisierenden Differenzen letztlich völlig unzerstörbaren Verbundenheit begrüße ich Sie

als Ihr Ihnen ergebener
gez. Karl Thieme.

Jerusalem, 25. 6. 49

Sehr verehrter Herr Thieme —

Nachdem Sie von der substantiellen Tiefe der Person und ihrer Erfahrung aus zu mir gesprochen haben, ist es mir weder erwünscht noch erlaubt, in der Erörterung fortzufahren. Nur das meine ich noch sagen zu sollen, daß jedenfalls ich — der ich freilich keineswegs ein gläubiger Jude im repräsentativen Sinn bin — *keine* Endzeithoffnung habe, die ich in einem „nur“ oder „doch nur“ zu fassen vermöchte: ich glaube daran, daß Gottes Geheimnis, hervorgetreten, alle menschenüblichen Fragen nach der Beziehung zwischen Gott und Mensch verbrennen wird, also auch die, deren verschiedene Beantwortung Juden und Christen von einander trennt. Es ist mir also letzter Ernst mit der Überzeugung, daß wie die Juden keine Christen, so auch die Christen keine Juden zu werden bestimmt sind.

Selbstverständlich steht es Ihnen frei, meinen Brief vom 12. 6. zur Kenntnis der Rundbriefleser zu bringen.

Wie immer der Ihre
gez. Martin Buber.

Ohne mir Schoepsens Vorwurf einer „Schriftfälschung“ irgend zu eigen machen zu wollen, möchte ich doch darauf hinweisen, daß eine vollständige Zitierung Dt. 30, 14 — also mit dem entscheidenden „es zu tun“ in Röm. 10, 8 das darauf folgende „das bedeutet...“ unmöglich gemacht hätte. (Die LXX waren Paulus *darin* nicht vorangegangen.) Was *υετανοια* betrifft, so bedeutet es zwar nicht Verwandlung, aber die LXX haben doch sprachnotwendig aus einer Wesensumkehr (der ganze Mensch kehrt um) eine bloße *νοος*-Änderung, ein Umdenken oder Umsinnen gemacht. — Erlauben Sie mir übrigens noch zu bemerken, daß ich die Alternative „oder er hat gelogen“ in Ihrer Rezension nicht verstehe: wenn etwas, was jemand sagt, unzutreffend ist, so braucht es doch wahrhaftig keine Lüge zu sein! Gott sei Dank, habe ich nicht dazwischen zu wählen, Jesus für den *μωρογενής υιός του θεού* oder für einen Lügner zu halten!

Basel, den 20. September 1949.

Sehr verehrter Herr Buber,

erst heute antworte ich eingehender auf Ihren mir in mehrfacher Hinsicht besonders lehrreichen Brief vom 25. Juni, nachdem ich nun in der Lage bin, in Gestalt der Anmerkung meines inzwischen entstandenen Kommentars zu Röm. 9—11 (in der Anlage angestrichen) eine mir hieb- und stichfest scheinende Antwort auf Ihren Einwand zum Deuteronomium-Zitat in Röm. 10, 8 zu geben: Paulus durfte verkürzen, weil er dort nicht argumentierte, — sondern jubilierte.

Daß ein echtes ‚Umdenken‘ für den Griechen mit ‚Wesensumkehr‘ gleichbedeutend ist, notwendig zu ihr führt, werden Sie gewiß anerkennen; — wie andererseits gern zugegeben sei, daß das sinnenhafte hebräische Wort noch stärker ist, welches das handgreifliche ‚Kehrtmachen und in der entgegengesetzten Richtung Weitergehn‘ bezeichnet.

Am schwersten fällt mir das Verständnis für Ihre Bemerkung zu meinem Satz in der Schoeps-Besprechung (Rundbrief Nr. 4, S. 16): „Entweder ist Jesus von Nazareth Gottes eigener Sohn... wie er selbst gesagt hat, — *oder er hat gelogen* und kann die Nichtjuden genau so wenig erlösen wie die seiner vermeintlich nicht bedürftigen Juden.“ Ich gebe gerne zu, daß ich hier ‚lügen‘ im Sinne von ‚objektiv die Unwahrheit sagen‘ gebraucht habe, während Sie ‚Lüge‘ nur von der subjektiven Unwahrheit zu verstehen scheinen. Das war — anders als für das griechische ‚Pseudos‘ — zweifellos der dominierende deutsche Sprachgebrauch des letzten Jahrhunderts; ich habe allerdings den Eindruck, daß seit der Hitlerzeit, in der so über die Maßen viel ‚gutgläubig‘ gelogen wurde, das Wort durchaus wieder in dem Sinne verwendet werden kann, wie es etwa üblich war, wenn man jemandem — völlig abgesehen von einem Urteil über seine Wahrhaftigkeit — ins Gesicht sagte: „Das lügst du!“ — Soweit liegt also nur eine verschiedene Nuancierung des Wortgebrauchs zwischen uns. Aber dicht dahinter steht dann gleich das

Ganze: Wie schmerzlich ist es für uns, die *Wahrheitsfrage* jüdischerseits gerade beim Synhedrion, das Jesu Gottheitsanspruch *ernstnahm* und ihn dafür verurteilte, am meisten ernstgenommen — und bei denen beiseitegeschoben zu sehen, deren Interpretation des Jüdischen sonst dem Christen am meisten Gesinnungsverwandtes in demselben empfinden läßt! Und muß es uns nicht hoffen lassen: Wenn diese Jesus gesinnungsverwandtesten Juden, den Schleier einer schlechten NT-Philologie durchstoßend, sehen werden, daß dieser Jesus Sich mit jedem Wort als Gott erklärte, — werden sie Ihm den Glauben nicht verweigern können!?

Durchaus verstanden zu haben meine ich Ihre berichtigten Bemerkungen zu meiner Frage, ob nicht der gläubige Jude hoffe, daß zuletzt auch der Christ Jude werde. Vielleicht kann man das, was ich meinte, richtiger so ausdrücken: Wir sind beide gewiß, daß unser Gott Sich am Ende *vollkommen* offenbaren wird. („Die Erde wird einst voller Erkenntnis werden, wie das Wasser den Meeresgrund bedeckt“, lese ich als Schlußsatz von Maimonides' Hauptwerk zitiert.) Also sind wir auch gewiß, daß wir dann über Ihn einig sein werden. Da wir wohl beide nicht annehmen, daß dies in Gestalt unserer magischen Verwandlung ohne Gewirktwordensein in unserem diesem Ende entgegenreifenden gemeinsamen Leben geschehen wird, und da wir mit dem baldigen Hereinbrechen des Endes jederzeit rechnen sollen (und dürfen!), ist uns jederzeit aufgegeben: das Bemühen, einander auf diese künftige Einigkeit hin zu verstehen.

Mit dem Wunsche, daß dem auch dieser unser Briefwechsel gedient haben möge, begrüße ich Sie

als Ihr Ihnen sehr ergebener
gez. Karl Thieme.

Jerusalem, 10. 10. 49.

Sehr verehrter Herr Thieme —

Da meine Zeit gegenwärtig von der Arbeit an der Begründung einer volkspädagogischen Institution übermäßig beansprucht ist, muß ich mich heute auf ein paar geradezu schematische Bemerkungen beschränken.

Gerade von der Wahrheitsfrage aus hatte ich Ihrer Alternative widersprochen: Gottes Wahrheit läßt sich meines Erachtens nicht in die höchst menschliche Dialektik eines solchen Entweder-Oder einfangen. Nicht die Sohnschaft sondern die Einzigkeit der Sohnschaft steht zwischen uns in Frage. Ich sehe sowohl ein Nein wie ein Ja, die geschichtsmächtig sind und denen meine arme, auch höchst menschliche, aber doch: Gotteserfahrung sich nicht fügen kann und darf. Um diese geht es nämlich, überhaupt um Erfahrung und nicht um Philologie. Ich *höre* in Mk. 10, 18 eine andere Stimme als in Joh. 14,6 und ich halte mich zu jenem Sprecher und nicht zu diesem. Ich glaube Grund zu haben, meinen hörenden Ohren, den von Gott „gebohrten“¹⁾ und von ihm „erschlossenen“,²⁾ zu vertrauen — wie könnte ich anders! Im übrigen bin ich gewiß, und Sie wohl auch, daß Gott, wen er erlösen will, erlösen kann durch wen er will; warum müßte also Jesus von Nazareth, wenn er nicht Gottes eingeborener Sohn ist, sondern nur einer seiner Söhne und Boten, die Nichtjuden genau so wenig erlösen können usw.“ Ich freilich sehe überhaupt die Erlösung nicht als vollzogen, und wieder sind es meine Augen, die dies nicht sehen. Verstockung? oder eine Gnade, wiewohl eine furchtbare? Ich halte dafür, daß Er Ihnen und mir gnädig ist, jedem von uns anders, aber beiden in Seinem unbegreiflichen Geheimnis. Daß es am Ende vollkommen offenbart wird, glaube ich wie Sie; nur bin ich dessen gewärtig, daß *aller* Menschen-glaubensinhalt darin aufgelöst wird. Es liegt mir fern, Paulus „Schriftfälschung“ vorzuwerfen; ich meine nur, solche Zitate seien eher Schriftverwendung als Schriftdeutung zu nennen. Da die Verwendung im Glauben geschieht, darf sie nur so wie ich es tue, nicht anders angefochten werden.

Den Matthäus-Aufsatz las ich mit großem Interesse.

Wie immer der Ihre
gez. Martin Buber.

1) Ps. 40,7; 2) Js. 50,5

Basel, den 15. Oktober 1949.

Sehr verehrter Herr Buber,

es ist sehr gut und ich bin Ihnen aufrichtig dankbar dafür, daß Sie sich trotz Ihrer Inanspruchnahme noch einmal zu meinem letzten Brief geäußert haben, insbesondere zur Wahrheitsfrage; so wird es auch Lesern unsres Rundbriefs, die solchen Gesprächen weniger gewohnt sind, wesentlich erleichtert, beide Standpunkte zu verstehen und zu würdigen.

Was das Deuteronomium-Zitat Pauli Röm. 10, 8 anlangt, so sind wir also nun offensichtlich darüber einig, daß die dort gegebene Auslegung den christlichen Glauben nicht beweisen will, sondern voraussetzt, also nur *'theologisch'* mitsamt diesem Glauben selbst diskutiert werden kann, *nicht* jedoch, wie es Schoeps tat, aber gewiß nicht aufrechterhalten wird, rein *'philologisch'* profanwissenschaftlich als unredlich abgetan werden darf.

Nicht wesentlich anders steht es nun aber auch mit dem scheinbaren Widerspruch zwischen Joh. 14, 6: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater denn durch mich“ und Jesu Antwort an den ‚reichen Jüngling‘, der ihn als ‚Guter Meister!‘ angeredet hatte: „Was heißt du mich gut? Niemand ist gut als nur der Einzige, Gott!“ (Mark. 10, 18).

Selbstverständlich, außerhalb des Zusammenhangs der Gesamtverkündigung des Evangeliums nach Markus gelesen, kann das als bescheidene Zurückweisung der Qualifikation als ‚sündlos‘, geschweige denn als ‚göttlich‘ verstanden werden. Aber gerade dieses Verständnis ist es, was ich in meinem vorigen Briefe, vielleicht etwas pauschal, als vom „Schleier einer schlechten NT-Philologie“ getrübt bezeichnete. Das Grundprinzip aller guten Philologie fordert, daß jede Aussage aus ihrem Kontext, aus dem Zusammenhang heraus verstanden werden müsse, in welchem sie steht. Nun, dieser Satz steht im Zusammenhang eines Evangeliums, das vom ersten Satze (1, 1) bis zum letzten (16, 19f) Verkündigung von der Gottheit Jesu von Nazareth ist, an den Akzentstellen unverhüllt, an allen übrigen in der verhüllten Form, die Jesus selbst bis zu seinem letzten klaren Bekenntnis vor dem Synhedrium wählte und aus pädagogischen Gründen wählen mußte. Kann denn irgendjemand im Ernste annehmen, daß Markus (wie Lukas) diesen Satz gebracht hätte, wenn er ihn als Selbst-Dementi der Gottheit Jesu verstanden hätte?

Wie können, wie dürften also die Evangelisten diesen Satz verstanden haben? Kann ihr Verständnis, das Jesu selbst gewesen sein? „Dieser“, ich zitiere meinen seit Jahren abgeschlossenen Kommentar, dessen Kurzfassung jetzt gerade gedruckt wird und Ihnen hoffentlich noch vor Weihnachten zugehen kann, „wies zunächst die — durchaus ungewöhnliche — Anrede des Jünglings streng zurück; so gewiß er untadelig war (Joh. 8, 46), so gewiß durfte, wer ihn bloß als einen Menschen unter Menschen ansah, ihn nimmermehr in jenem höchsten Sinne als ‚gut‘, d. h. Spender alles Guten, alles Heils anreden, wie bloß Gott Selber es ist. (Wenn aber — so ist damit angedeutet — Jesus *ganz* gut war, ist Er dann nicht als Gott erwiesen?)“

Diese, von Überlieferungszeugen ersten Ranges wie Ambrosius und Beda vertretene, heute z. B. von Ketter und Dillersberger festgehaltene Auffassung scheint mir *an sich* möglich und vom *Gesamtzusammenhang* des Evangeliums geradezu *gefordert* zu sein. Hinter diesen Gesamtzusammenhang auf angeblich von den Evangelisten verbogene ursprüngliche Meinungsäußerungen Jesu zurückgreifen zu wollen, ist schlechthin Willkür, die sich durch unversöhnlichen Widerspruch nachgerade zahlloser ‚Richtungen‘ in der Wiedergabe dieser ‚ipsissima verba‘ und ihres Sinnes selber längst und gründlich ad absurdum geführt hat.

Um nun von niemandem mißverstanden zu werden, möchte ich selbst ausdrücklich unterstreichen, daß das von mir

angenommene traditionelle Verständnis der Worte Jesu sicherlich nur dem naheliegen wird, der vom Auferstehungszeugnis der Apostel für den Glauben an Ihn als Gottes Sohn schon gewonnen ist. Insofern kehre ich nun nicht den Spieß um, werfe nicht den ‚schlechten Philologen‘ meinerseits ‚Schriftfälschung‘ vor. Ich meine nur, daß dieselben wissenschaftlich gewissenhafter wären, wenn sie sich in diesen Dingen *jeden* Urteils enthalten würden, wenn sie sagten: „Der Evangelist dürfte den Ausspruch so verstanden haben, wie die zitierten Überlieferungszeugen es vertreten; was Jesus selbst gemeint hat, wenn er diese Worte ausgesprochen hat, das ist *rein* profanphilologisch so undurchsichtig wie einigermaßen alles, was von ihm überliefert ist, weil alles auf Andeutung einer Vollmacht herauskommt („Ich aber sage euch . . .“), an die der Gläubige glauben mag, die für Nichtgläubige — im christlichen Sinne — jedoch schwer mit dem gesunden Menschenverstande des Sprechers vereinbar erscheint.“ (Wie schon Joh. 8, 48 zu Jesus gesagt wird: „Du bist vom Dämon besessen!“)

Das Maximum, was allenfalls ein nichtchristlicher Philologe leisten könnte, wäre der freilich hier wohl ‚übermenschliche‘ (‚übernatürliche‘) Kräfte verlangende Versuch, die Frage zu beantworten: Wie muß dieser Jesus gewesen sein, wenn die vier verschiedenen Spiegelbilder von vier verschiedenen Standorten aus, die uns als die vier Fassungen des Evangeliums von ihm überliefert sind, alle vier zuverlässig und *nicht* gegeneinander ausspielbar sein sollten? Gäbe das gewissermaßen einen wirklichen (wenn auch einzigartigen) plastischen Menschen, — so wie der analoge Versuch Julius Stenzels, alle die scheinbar einander widersprechenden Zeugnisse von Sokrates positiv ernstzunehmen (in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie) einen wirklichen plastischen Menschen zutagezutreten läßt, der viel glaubwürdiger ist als der *bloß* ‚platonische‘, *bloß* ‚aristotelische‘ oder gar *bloß* ‚xenophontische‘ Sokrates? (Entsprechend dem *bloß* ‚johanneischen‘ oder *bloß* ‚synoptischen‘ Jesus!)

Verzeihen Sie, daß ich zu dem zentral wichtigen von Ihnen aufgeworfenen Problem der einander (scheinbar, sage ich) widersprechenden ‚Stimmen‘ im Neuen Testament so ausführlich werden mußte.

Dafür kann ich Ihnen um so lieber zustimmen in der Gewißheit, daß Gott Sich als eines Werkzeugs der Erlösung für unsre menschlichen Augen bedienen kann, wessen Er will, so daß es eine Aussage christlichen *Glaubens*, *nicht* des *Schauens* ist, wenn wir wiederum in allen diesen Werkzeugen (auch den ‚nichtchristlichen‘) Jesus Christus wirkend sehen. Wenn jedoch nun dieser sich zwar als Gott Selbst ausgegeben — aber damit die *objektive Unwahrheit* gesagt und also vom Synhedrium mit Recht den Urteilsspruch erhalten hätte, — wie es Schoeps konsequent vertritt —, dann hätte der *wahrhaftige* Gott *dieses* Werkzeug doch höchstens wie einen Judas Iskariot oder allenfalls wie den sicherlich gutgläubigen ‚Lügenpropheten‘ Hananja (Jer. 28) brauchen können, — statt Millionen durch den absurdesten Aberglauben in die Irre zu führen.

Daß Sie aber „die Erlösung nicht als vollzogen“ sehen, — wie fern liegt es uns, *darin* ‚jüdische Verstockung‘ zu erblicken! Wir *sehen* diese ‚nachchristliche‘ und nachjüdische Welt täglich unerlöst werden. Sehen selbst den Acker, auf den die gute Saat in erster Linie gesät ist, weithin überwuchert von Unkraut. Sehen freilich auch die guten Ähren, die dazwischen ebenfalls der Ernte zureifen — und sogar *weit* ringsherum auf andern Äckern, und *vor* allem, *trotz* allem gerade auch in Gottes Lieblings-Garten Israel.

In der Verbundenheit durch die über alles noch Trennende hinweg gemeinsame Erwartung dieser uns vereinigenden Ernte begrüße ich Sie

als Ihr Ihnen sehr ergebener
gez. Karl Thieme.

11. Literaturhinweise

Johannes Kleivinghaus, Die theologische Stellung der apostolischen Väter zur alttestamentlichen Offenbarung. Gütersloh 1948, C. Bertelsmann, 157 Seiten.

Dieses äußerst anregende Werk mißt das alttestamentliche und damit überhaupt das Offenbarungs-Verständnis bei ‚Barnabas‘, Klemens, Ignatius, Hermas und in der ‚Lehre der 12 Apostel‘ am radikalen Paulinismus. Danach war also das Gesetz zunächst unerläßliche Offenbarung des Gotteswillens, ließ aber dessen rein menschliche Unerfüllbarkeit erkennen und wurde gerade dadurch ‚Erzieher zu Christus‘. Er erst führt zum Leben „dadurch, daß ‚in ihm‘ auch der im Gesetz offenbar gewordene Wille Gottes ... erfüllt ist.“ (S. 140)

Dementgegen zeigen nun die analysierten Schriften — wenn auch mit sehr instruktiven Nuancendifferenzen voneinander —, daß die Christenheit des 2. Jahrhunderts den Unterschied zwischen einem die Sünde erst richtig bloßstellenden Gesetz und dem davon erlösenden Christus-Evangelium nicht mehr versteht, sondern das letztere einfach als ein neues, bruchlos weitergeführtes und bestätigtes Gesetz auffaßt, das den Heiden als heilbringende Gottes-Weisung nun (auch) gegeben worden sei. Hier wird, zitiert K. beifällig einen Rabbiner „ein nach Christus benanntes Judentum“ gelehrt (S. 149) — und z. T. durch römisch-stoische (Klemens), z. T. durch griechisch-mystische Momente (Ignatius) angereichert. Bei aller Bemühung, die behandelten Väter gegen zu weitgehende ‚Vorwürfe‘ solcher Art zu verteidigen (insbesondere den relativ höchstgeschätzten Ignatius S. 82 und S. 106f) scheint es dem Verfasser nun freilich doch weitenfern zu liegen, sich heils-geschichtlich zu fragen, ob die ‚Judaisierung‘ der Christenheit nicht vielleicht der einzig mögliche Weg war, auf dem das Neue Gottesvolk die Erfahrung des Alten gewinnen konnte, um am Ende jene Reife zu erreichen, auf Grund deren dann beide „eines werden“ können, wie es verheißen ist (Jo. 10, 16); den durchlaufenen Weg skizzierten wir in ‚Gott und die Geschichte‘, S. 192f). Gerade die beglückte Dankbarkeit, welche die apostolischen Väter dafür äußern, daß nun auch die vormaligen Heiden den heiligen Gotteswillen kennen und zu tun anheben, sollte uns viel eher positives Verständnis für die ‚Gesetzesfreude‘ das Psalmen abtönen als schulmeisterhafte Geringschätzung für die ‚Gesetzlichkeit‘ jener ‚Unmündigen‘, von denen doch auch K. immer einmal wieder zugeben muß, daß die festen Wortprägungen, in denen schon ihnen das Depositum fidel überliefert war, die noch weit über ihre Fassungskraft hinausgehende Fülle des Evangeliums als kräftigen Keim auch in ihrer Verkündigung am Leben erhielten. Aber abgesehen von diesem unhistorischen ‚Erwachsenen-Hochmut gegenüber Säuglingen‘ (vgl. Hebr. 5, 15), der wahrlich nicht ihm allein eignet, ist K. mit wahrhaft liebevoller Versenkung in die jeweils besondere Schriftauffassung der von ihm behandelten Autoren eingedrungen und hat damit einige Grund-Typen des bei ihnen entwickelten vorläufigen christlichen AT-Verständnisses herausgearbeitet, aus deren sinngemäßer Komplettierung, Ko- und Subordination ein endgültiges und vollständiges zu entwickeln nachgerade an der Zeit wäre.

Denn weder das, „was wir jetzt als ‚biblische Geschichte‘ zur ersten Einführung in den Schriftinhalt den Kindern bieten,“ und was den moralischen Muster-Zusammenstellungen des 1. Klemensbriefs entspricht (wie K. S. 150 nach Vollmer zitiert), noch das, was der Barnabasbrief an undialektischer Kritik jüdischer Fleischlichkeit des AT-Verständnisses aus eben diesem AT herausliest, genügt je für sich genommen oder ist etwa schlechtweg ‚falsch‘. Sondern das Offenbarungsverständnis, das allen solchen Momenten ihren Platz und ihre Grenzen anweist, ist die Forderung des Tages. Sie zu erfüllen, hat K. wertvolle Vorarbeit geleistet.

Hans Joachim Schoeps, Theologie und Geschichte des Judentums. Tübingen 1949. Verlag I. C. B. Mohr. 526 Seiten.

Der Verfasser des ‚Jüd.-Christl. Religionsgespräch‘ (Rundbrief Nr. 4, S. 16) bietet in diesem neuen ebenso material- wie geistreichen Werke zunächst ein gelehrtes Buch für Gelehrte. Aber es ist sehr zu hoffen, daß dadurch nicht nur die Forschung, sondern auch Religions- und Geschichtsunterricht in Kirche und Schule angeregt werden, eine bisher viel zu kurz gekommene geschichtliche Erscheinung endlich gebührend zu würdigen: Das konsequente Judentum der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung.

Im Schoße der Jerusalemer Urkirche selbst sind ja schon jene „Gläubig gewordenen aus der Sekte der Pharisäer“ als geschlossene Gruppe hervorgetreten, welche die Einhaltung des Buchstabengesetzes auch für Heidenchristen heilsnotwendig erklärten (Apg. 15, 5), wenn dieselben wirklich zmu Gottesvolke gehören sollten. Dieser Kreis hat sich unter den „Zehntausenden von Gläubig gewordenen unter den Juden“ (Apg. 21, 20) behauptet und man kann ihn wohl mit Sch. „den konservativen rechten Flügel der christlichen Front nennen, der in den Antijudaisten auf der linken Seite ... den Feind gesehen hat, mit dem es keine Versöhnung geben konnte“

(S. 306). Während nun dieser ‚linke Flügel‘ vielleicht schon mit „Nikolaos, Proselyt aus Antiochia“ (Apg. 6, 5), dem vermutlichen Protagonisten der ‚Nikolaiten‘ (Apg. 2, 6.14f) und jedenfalls mit Marcion aus der Einheit des neuen Gottesvolkes ausschied, indem die alttestamentliche Gesetzesoffenbarung nicht mehr als verbindlich anerkannt, ja der ‚Judengott‘ vom Vater Jesu Christi unterschieden wurde, scheint sich jene jüdisch-konservative ‚Rechte‘ erst nach dem Zeugentode des am gesamt kirchlichen Zusammenhang festhaltenden ersten Bischofs von Jerusalem, Jakobus Alphaei (Apg. 1, 13; 12, 17; 21, 18), im Zusammenhang mit der Flucht aus der dem Untergang geweihten Stadt ins (‚galiläische‘ S. 270ff!) Ostjordanland um 70 n. Chr. endgültig abgespalten und ihre Sonderlehren in voller Starrheit auskristallisiert zu haben.

Zu diesen gehört einmal die Anerkennung Jesu nur als Messias und ‚neuer Moses‘, nicht aber als Gottessohn, womit das Judentum geradezu auf Mohammed eingewirkt und also zum Islam hinübergeführt zu haben scheint (S. 334ff; ähnlich wohl auch mit sehr fleischlichen Vorstellungen vom ‚kommenden Aeon‘, S. 82ff).

Dann aber, und das dürfte um so beachtlicher sein, je weniger es bisher bekannt ist, haben die Judenchristen oder ‚Ebionim‘ (d. h. ‚Armen‘ Gal. 2, 10; Röm. 15, 26) ein Verständnis des alttestamentlichen Gesetzes entwickelt, das durchaus nicht einfach im unveränderten Festhalten am Buchstaben der fünf Bücher Moses‘ bestand, sondern im Rückgriff auf zahlreiche Prophetenworte den blutigen Opfern und dem Jerusalemer Tempel ähnlich kritisch gegenübertrat, wie es uns in der Apostelgeschichte die große Stephanusrede bezeugt. (Daß dieselbe in Wirklichkeit auf Jakobus zurückgehe und Saulus-Paulus daraufhin diesem zu Leibe gewollt habe, ist unter den nicht ganz seltenen überkühnen Konjekturen des Verfassers eine, die uns durch Pauli eigne Bemerkungen über Jakobus in den Episteln eindeutig ausgeschlossen zu werden scheint.) Gerade, was Schoeps über die ‚bibelkritische‘ Gesetzes-Reform der Judenchristen (S. 147ff; 220ff) und ihren konsequenten Antignostizismus zu berichten hat (S. 305ff), verdient größte Beachtung und — wenn sich bestätigend — sowohl Verankerung im geschichtlichen Selbstbewußtsein der Christenheit (die Erfahrung vergangener Kämpfe hilft zur Bewährung in künftigen!) wie auch systematische Durchdenkung, soweit es sich um die noch keineswegs überall gewonnene volle Klarheit über unser Verhältnis zum Gesetz handelt, von welchem jedenfalls der katholische Christ ja wahrlich nicht einfach sagen kann, was Sch. als heidenchristliche Lehre hinstellt, daß Jesus es „aufgehoben habe und das Evangelium gesetzsfrei sei“ (S. 143).

Wo immer die gewaltige Aufgabe der heutigen Christenheit erkannt ist, endlich für die Anliegen unserer ‚älteren Brüder‘ so viel Verständnis zu gewinnen, daß ein echtes Gespräch wieder — wie zur Apostelzeit — möglich wird, da muß dieses Buch über das Verbindungsglied zwischen den beiden Gottesvölkern die verdiente Beachtung finden; umso mehr, als es zu den nicht übermäßig zahlreichen wissenschaftlichen Werken gehört, die eine gewaltige Stoffmasse nicht nur ausbreiten und irgendwie eintellen, sondern wirklich geistig durchdringen.

Martin Buber, Moses. Zürich 1948. Gregor Müller-Verlag. 351 Seiten.

Edmond Fleg, Moses. Kuppenheim 1948. Elpis-Verlag. 180 Seiten.

Der Moses der Geschichte und der Moses der Legende sind in diesen Büchern beide je von einer Meisterhand geschildert.

Buber bietet auf Grund umfassender Forschung ein in den wesentlichen Zügen hieb- und stichfestes Bild jenes durchaus in wesentlichen Zügen faßbaren Mannes, der die zwischen Wüste und Nilland ansässig gewordenen und dann versklavten Hebräer aus der Knechtschaft herausgeführt hat, nachdem ihm am brennenden Dornbusch das Wesen des Vätergottes klar wurde als Dessen, der ewig IST und darum auch immer da ist und da sein wird, wenn Sein Volk Ihn anruft. Die ‚zehn Gebote‘ werden als die keimhafte ‚Staatsgrundgesetz‘ treffend analysiert, das sie sind. Auch das Geschehen in der Wüste erweist sich zu beträchtlichen Teilen als auf selbst der kritischsten profanwissenschaftlichen Methode standhaltendes Überlieferungszeugnis hin historisch verifizierbares. Es ist äußerlich nicht sehr viel, was solchem ätzenden Scheidewasser unangreifbar bleibt; aber es ist das Entscheidende (über das hinaus für den Glauben noch manches hinzukommt); und es genügt um zu sagen: Moses hat wirklich gelebt, und durch ihn hat der Gott Israels Sein Volk geformt und geführt.

Weil das so ist, hat sich nun an diesen Moses die mythenbildende Phantasie mit ihren Legenden anklammern können, wie sie Fleg in fast überreicher Fülle um die Geschichte ranken läßt, wobei er sich im wesentlichen an die rabbinische (haggadische) Überlieferung hält. Hier spricht nun zu uns das religiöse Selbstbewußtsein des alten Gottesvolkes, und der Christ entdeckt — vielleicht mit Staunen —, wie jene Züge, die uns als ‚selbstgerecht‘ erscheinen, durchaus ihr

Gegengewicht in jenen andern finden, in denen Gottes Wahl als reine unverdiente Begnadung anerkannt wird. („Zwar verdienten die Hebräer keine Rettung, denn ihre Sünden waren ohne Zahl, aber der Ewige gedachte dessen, was Er den Ervätern verheißt, und wollte, daß aus der Schmach dieses Volkes ein Segen hervorgehe für alle Völker.“ Einmal und immer!) Auf's Ganze gesehen, kann man sagen, daß die Entscheidung zwischen trotziger Selbstrechtfertigung und demütiger Selbsthingabe an Gottes Erbarmen bei dem Volke, das diesen Moses verehrt, noch so wenig endgültig gefallen ist wie zur Zeit Jesu. Sie wird erst fallen; sie wird für Ihn fallen; vertrauen wir! Und bedenken wir den anderen Satz aus diesem Buche: „Israel hat Fehler ohne Zahl, geh ab aber wird es wegen seiner Tugenden“.

Jakob Littner, Aufzeichnungen aus einem Erdloch. München 1948. Verlag Herbert Kluger. 148 Seiten.

In gehaltener Sprache und mit nirgends versagendem Takt erzählt hier ein jüdischer Münchener Briefmarkenhändler polnischer Staatszugehörigkeit, was er zwischen Herbst 1938 und Sommer 1944 zuerst in dem Lande, das ihm von Jugend auf zur Heimat geworden war, dann in Polen vor und während der russischen Besetzung, unter der deutschen und wieder unter russischer erlebt hat. Obwohl das unvorstellbar Schreckliche, das den jüdischen Menschen geschehen ist, ganz klar herauskommt, kann man auch „zartbesaiteten“ Gemütern zumuten, es in dieser vorbildlichen Form nun einmal ernsthaft zur Kenntnis zu nehmen, weil hier in einem Geiste von den Dingen gesprochen wird, den die folgende Probe kennzeichnen möge, Sätze, die dem Verfasser vom Anblick betender Leidensgefährten im Gefängnis, Frühjahr 1938, entlockt werden:

„Ich hatte seit den Tagen meiner Kindheit keinen Juden öffentlich beten sehen. Ich hätte vielleicht vor kurzer Zeit noch dazu geneigt, die Betenden mit einem Lächeln überlegener Skepsis zu betrachten. Jetzt erkannte ich, daß die Frommen in ihrem Gottvertrauen eine Stütze hatten und auch im Elend die Menschenwürde, als von einem Höheren gegeben, wahren konnten. Über allem Hin und Her, über unsere Trauer, unsere Hoffnung, unsere Verzweiflung und unsere Empörung, über dem Weinen der Kinder und den hebräischen Worten der Beter schwebte der Geruch des Gefängnisses, ein alter, abgestandener, zäher Geruch menschlicher Not, menschlicher Armut, menschlicher Exkremente und menschlicher Schuld. Vielleicht bin auch ich früher an dem Armen, den wir schuldig werden lassen, mit hartem Herzen vorbeigegangen.“

Jud Süß, Historisches und juristisches Material zum Fall **Veit Harlan** von Dr. H. Pardo und S. Schiffner. Hamburg 1949. Auerdruck, 70 Seiten.

„Wer diese Schrift vorurteilslos durchgelesen hat, wird anerkennen müssen, daß sie bestrebt ist, das greifbare historische Material objektiv vorzulegen...“, beginnen die ‚Schlußbemerkungen‘ dieses Heftchens. Leider ist aber diese Anerkennung unmöglich. Schon die allgemeine geschichtliche Charakteristik des jüdischen Schicksals wimmelt von groben Schnitzern („Alfons v. Castilien und Isabella v. Aragonien“ statt: „Ferdinand v. A. u. Isabella v. C. etc.“), so daß es schwer fällt, den historischen Ausführungen der Autoren Vertrauen zu schenken. Die besondere Berichterstattung von Süß-Oppenhelmer aber versucht nun noch, als Sündenbock für die skandalösen württembergischen Hof-Zustände der Zeit Karl Alexanders (1733/37) den Juden zu ersetzen — durch die Jesuiten. (Hat man denn noch immer nichts von der gegenseitigen Verwandtschaft des Antisemitismus und des Antiklerikalismus begriffen?). Und dann heißt es gar in der ‚juristischen‘ Würdigung von Harlans Schand-Film: „Zunächst, und das ist wohl der wichtigste Punkt, war Süß-Oppenhelmer tatsächlich kein Volljude, sondern hatte einen christlichen Vater.“ Gewiß, er scheint einem Ehebruch seiner Mutter, der Rabbinerstochter und Rabbinersfrau Michaela Süßkind, geb. Selmele zu entstammen, aber Jude wird man durch Aufwachsen im alten Gottesvolke, nicht durch das ‚Blut‘; letzteres zu behaupten ist ein naturalistischer Rassismus, der nun endlich überwunden sein sollte!

Ist also diese Broschüre in ihren Hauptbestandteilen total verfehlt, so enthält sie doch auch einiges Bemerkenswerte: Die eindrucksvolle Kennzeichnung des jüdischen Daseins „im kriegsführenden Deutschland“ (ab 1939) aus der Feder von Norbert Wollheim (Lübeck) und mehrere nicht unbeachtliche, wenn auch höchst unerfreuliche Briefe an und von Veit Harlan, zu denen erst die wahrhaft würdige Abfuhr seines Anbiederungsversuchs an den Rabbiner Dr. J. Prinz, aus dessen Feder das unvergleichlich überwiegende Gegengewicht bietet.

Dieser Harlan, der im Brief an Prinz versichert, „daß ich mit der Partei, mit dem Antisemitismus und mit der gesamten nationalsozialistischen Ideologie nicht das geringste zu tun hatte“, obwohl sein „Bekenntnis zum Nationalsozialismus“ nebst Eselsfußtritt für die „herrschenden jüdischen und marxistischen Herren“ schon im „Völkischen Beobachter“ vom 5. 5. 1933 schwarz auf weiß gedruckt steht, ist nun also von jedem ‚Verbrechen gegen die Menschlichkeit‘ freigesprochen worden, das durch die aufhetzende filmische Geschichtsfälschung begangen gewesen wäre.

Mangels eigener Kompetenz können wir dazu nur zitieren, was der frühere deutsche Landgerichtsrat und jetzige innenpolitische Redakteur des ‚Rheinischen Merkur‘ P. W. Wenger dort (Nr. 18 vom 30. 4. 49) den Richtern und der gratulierenden Menge ins Stammbuch schrieb:

„Es ist hier nicht der Ort, die Gründe des überraschenden Freispruches auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen, zumal das Urteil mit der Formel, daß das Schicksal der Juden mit oder ohne den Film das gleiche gewesen wäre, zeigt, von welcher erhabener Warte aus man die Frage der persönlichen Schuld Harlans in des Wortes doppelter Bedeutung „übersehen“ hat. Auf derselben Ebene liegt die groteske Feststellung des Gerichtes, daß der „Jud-Süß“-Film die jüdische Rasse nicht beleidigt habe, weil die Handlung des Filmes als solche „historisch“ sei.

Kann es angesichts solcher amtlicher „Objektivität“ wundernehmen, daß „das Volk“ die Tendenz der Urteilsbegründung mit einer Sympathiekundgebung begleitet hat, die auf eine antisemitische Demonstration hinausläuft?

Wir fürchten, daß nicht nur die Kosten des Veit-Harlan-Verfahrens, sondern auch diejenigen der „Abschlußkundgebung“ zu Lasten dieses Volkes gehen werden. Die selben Kreise aber, die hier im Namen des Volkes „Hoch Harlan“ riefen, wollen wir daran erinnern, daß Harlan in seinem Schlußwort — ebenso unverschämt verallgemeinernd — gesagt hat, daß im Dritten Reich alle, gleichgültig wo sie standen, des Teufels gewesen seien“.

Jean-Paul Sartre, Betrachtungen zur Judenfrage. Zürich 1948. Europa-Verlag. 135 Seiten.

Diese geistreiche Causserie des französischen ‚Existenzialisten‘ zeigt in ihrer psychosozialen Analyse des Antisemitismus und des Juden von heute (besser: von gestern) noch zahlreiche Eier- schalen der (vulgär-) marxistischen Vergangenheit des Verfassers: Der Antisemit ist ein Kleinbürger, der es als Händler oder in ähnlichen Berufen mit lauter menschlichem Willen zu tun hat und darum (‚manichäisch‘) eine böswillige Menschenart hinter allem Mißfälligen sucht. („Ich nehme hier die Ingenieure, Naturwissenschaftler und Bauunternehmer aus, unter denen man übrigens selten Antisemiten findet“, — weil dieselben es, wie die Arbeiter, beruflich mit gesetzmäßig wirkenden Kräften, nicht mit individuellen Willensträgern zu tun haben!) Der Jude — sowohl der ‚verschämte‘ wie auch der seltenere ‚aufrechte‘ ist nach S. das, was der Antisemitismus aus ihm gemacht hat. Also: „Der Antisemitismus ist kein jüdisches Problem, er ist unser Problem.“ Partielle Wahrheit auf Grund von totalem Irrtum.

Bibliographische Notizen

Wir machen zunächst aufmerksam auf eine Artikelreihe in der ‚Göttinger‘ bzw. seit 1. 10. ‚Deutschen Universitätszeitung‘:

1. v. Rad, Gerhard, Die Entstehung des Judentums GUZ 17 (2. 9. 1949)
2. Kosmala, Hans, Die Juden GUZ 18 (23. 9. 1949)
3. Thiele, Karl, Die Judenfeindschaft DUZ 21 (4. 11. 1949).

Von demselben Verfasser erschien in ‚Judaica‘ 1949, Heft 3, S. 161 bis 182 der Schlußteil der Studie ‚Matthäus, der schriftgelehrte Evangelist‘ mit dem Versuch des Nachweises, daß derselbe das Evangelium in 5 Bücher gegliedert hat, die den 5 Büchern Moses‘ entsprechen wie die Erfüllung der Verheißung. Ebendort S. 182—191:

Schmaus, Michael, Das Verhältnis der Christen und Juden in katholischer Sicht; das Münchner Referat, über das wir in Nr. 4, S. 9 kurz berichteten. — Erwähnt seien ferner:

- Oepke, Walter, Die evangelische Christenheit und die Juden. In: Die Zeichen der Zeit. Evangel. Verlagsanstalt Berlin 1949, 7/8. S. 257.
Mühlen, Norbert, Die Schießerei in der Möhlstraße (The shooting on the Moehlstraße).

In: ‚Commentary‘. New York 1949, p. 355—360; wohl die objektivste Darstellung der Ereignisse und ihres Zusammenhangs, die bisher in einer jüdischen Zeitschrift erschienen ist. Auszugsweise übersetzt und publiziert in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ Nr. 152 vom 5./6. 11. 1949.

12. Aus unserer Arbeit

Der im Rundbrief für diese Sparte vorgesehene Raum soll diesmal nur einige Bemerkungen zur Frage der Auswanderung enthalten. Sie beziehen sich auf die Sonderbestimmung, die nach dem Fünfmächteabkommen von 1946 für die ehemals vom Nationalsozialismus Verfolgten deutscher und österreichischer Staatsangehörigkeit besteht; aber nur in wenigen Fällen tatsächlich bisher verwirklicht wurde.

Zuständig ist für diese für den Reparationsfonds Zugelassenen (persons found „eligible“) die IRO.

Die IRO in Genf ist der Ansicht, daß nunmehr endlich die Auswanderung denen, die sie wünschen und die für den Reparationsfonds „eligible“ sind, so schnell wie möglich gelingen sollte. Es ist also erneut zu hoffen, daß die einzelnen IRO-Missionen im Lande, die seit Juli für Feststellung der sogenannten „eligibility“ (d. h. die Zulassung) verantwortlich sind, diese Arbeit leisten und die Auswanderung bald gelingen möge.

Eine wesentliche Lücke zeigt sich bei der Einwanderungsgesetzgebung des diesbezügl. DP.-Gesetzes von 1948 für die Vereinigten Staaten. Es ist nämlich in den Bestimmungen nur die Einwanderung vorgesehen für die aus sogenannten „rassischen“ Gründen Verfolgten, also für die Glaubens-Juden und für die Christen aus Israel sowie für alle anderen, die als „rassisch“ Verfolgte gelten. Dagegen ist es unterlassen worden, auch für die aus politischen und religiösen Gründen Verfolgten die Durchführung zu klären. Es sind Bemühungen im Gange, die Lücke zu schließen. Jedoch sind auch die politisch und religiös Verfolgten für den Reparationsfonds „eligible“ (zugelassen).

Nach Süd-Amerika ist die Aus- und Einwanderung grundsätzlich für alle, gleich aus welchen Gründen Verfolgten möglich und zwar eben mit Hilfe des Reparationsabkommens.

Da die IRO die Eligibility einer Familie nach dem Haushaltsvorstand, d. h. dem Mann entscheidet, wurden Fälle abgelehnt, in denen die Frau „rassisch“ verfolgt war, der Mann aber nicht; selbst in Fällen, in denen der (von der IRO sogenannte „deutsche“) Ehemann wegen der Herkunft seiner Frau in Zwangsarbeitslagern oder Konzentrationslagern war. Wenn die Frau verwitwet oder geschieden ist, kann sie „eligible“ sein und auswandern. *Es sind infolgedessen Fälle vorgekommen, in denen die IRO den Frauen geraten hat, sich scheiden zu lassen. Dies ist ein Beispiel dafür, wie weit die Terminologie des Dritten Reiches weiter wirkt.*

Nach Verhandlungen mit der IRO hat diese anerkannt, daß es unbillig und ungerecht sei, diesen Verfolgten die Anerkennung nicht zu geben und ist deshalb bereit, in Fällen, in denen die Frau als eligible gilt, die eligibility auf die Familie auszudehnen.

Wenn es nun gelungen ist, grundsätzliche Klarheit zu schaffen, so ist wohl auch berechtigte Hoffnung vorhanden,

den, daß endlich die jahrelang immer wieder Enttäuschten sich nicht nur erneut wechselnden Formalitäten unterziehen müssen, sondern auch wirklich doch noch ihr Ziel erreichen. Die in Frage kommenden freien Wohlfahrtsorganisationen sind bemüht, in Zusammenarbeit mit der IRO die Auswanderung für diese Betroffenen zu verwirklichen.

* * *

Herr Professor *Buber* bittet uns mitzuteilen, daß er durch starke anderweitige Inanspruchnahme am 10. 10. verhindert war und auch z. Z. verhindert ist, auf K. Thiemes Briefe vom 20. 9. und 15. 10. alles das zu antworten, was ihm dazu gesagt werden zu müssen scheint. Er verweist aber auf sein demnächst erscheinendes neues Buch „*Zwei Glaubensweisen*“, worin der an diesen Fragen interessierte Leser seine Stellungnahme dazu finden wird. — Wir werden uns bemühen, dieselbe den Rundbrieflesern auf Grund des Buches, sobald es uns vorliegt, bekanntzumachen.

* * *

Die *Druckerlaubnis* für den obenstehenden Kommentar zum Mittelstück des Römerbriefs erteilte das *Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg i. Br.* am 30. 11. 1949.

* * *

Wir freuen uns, mitzuteilen, daß Herr Dr. *Karlheinz Schmidthues*, Freiburg i. Br., unserem Herausgeberkreis beigetreten ist.

* * *

Wir bitten unsere Leser zu entschuldigen, daß Rundbrief Nr. 5/6 erst im Dezember statt, wie vorgesehen, im Oktober erscheint, was vor allem auf die ungemein schwierige Finanzierung zurückzuführen ist. Es ermöglicht uns dies allerdings zwei nachträgliche Hinweise:

1. „*Judaica*“, Heft 4 vom 1. 12. 49 enthält u. a. auf S. 311—320 eine höchst bemerkenswerte Diskussion zwischen dem Staatsbeauftragten für die Wiedergutmachung in Württemberg/Baden, Rechtsanwalt *Otto Küster*, Stuttgart, und Oberregierungsrat Dr. *C. Radlauer*, Berlin, über das Thema der *Wiedergutmachung* und des angeblich den Nutznießern der nationalsozialistischen Judenverfolgung durch die Wiedergutmachungsgesetzgebung geschehenden „neuen Unrechts“.

2. „Der bayerische römisch-katholische Theologe und Religionslehrer N... N... gebrauchte lt. „Nürnberger Nachrichten“ vom 25. Juli 1949 über die *Juden im Religionsunterricht* abfällige Äußerungen, u. a. die Worte „*verworfen und verflucht*“. Theologieprofessor X... X... behauptete nun als Sachverständiger vor dem Gericht, daß diese Worte aus der christlichen Heilslehre (!) stammten und kein Werturteil über das jüdische Volk darstellten (!!). Die Bamberger Große Strafkammer sprach den Angeklagten wegen Rassenwahn und Völkerhaß frei...“ (Aus „*Jüdisches Gemeindeblatt*“, Düsseldorf, vom 28. 10. 1949.)

Aus dem voraussichtlichen Inhalt von Nr. 7:

Kardinal Graf Preysings Hirtenwort gegen Rassenhaß und für Wiedergutmachung.

Unsere jüdischen Mitbürger und Nächsten (Das Problem der in Deutschland verbleibenden Juden)

Diplomatische Beziehungen zwischen Israel und der Deutschen Bundesrepublik?

„Wenn ich dein vergesse, Jerusalem...“ (Die neue Papst-Botschaft und der Fortgang des Gesprächs über die internationale Kontrolle des freien Zugangs zu den heiligen Stätten).

„Evangelische Kirche und Judentum“ (Die Kasseler Tagung Anfang März 1950).

Das Mysterium Israels (Fortsetzung und Schluß des Kommentars zu Römer 9—11).

Dringende Bitte an die Leser dieses Rundbriefes

Daß Nr. 5/6 dieses Rundbriefes erscheinen kann, verdanken wir wieder ganz vereinzelt Spendern, insbesondere der

„Katholischen Arbeitsgemeinschaft für die geistige Erneuerung“
in Balthoven (Holland).

Dagegen sind aus dem Kreise derer, denen Nr. 4 zugesandt wurde (Auflage 1500 Exemplare!) trotz unserer herzlichen Bitte im Anschluß an das freundliche Echo aus allen Lagern (S. 14) noch nicht annähernd genügend Abonnenten zusammengekommen, um die weitere Veröffentlichung zu sichern. Gibt es wirklich nach allem, was im letzten halben Menschenalter mit dem „alten Gottesvolk“ in Deutschland, Europa und Palästina geschehen ist, nicht genug katholische Christen deutscher Zunge, deren Gewissen davon angerührt wurde, um diesen bescheidenen Rundbrief im Dienste der Versöhnung aufrechtzuerhalten?

Wir möchten dies, vollends angesichts des oben an letzter Stelle wiedergegebenen Bedürfnisnachweises für unsere Arbeit, nicht glauben und wenden uns darum noch einmal mit der dringenden Bitte an alle, denen dieser Rundbrief zugeht, zu abonnieren und Abonnenten zu werben

Die Herausgeber

RUNDBRIEF zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente

II. Folge 1949/1950

Freiburg, April 1950

Nummer 7

Aus dem Inhalt:

1. Palästina und die Heiligen Stätten	
1a) Eine Ermahnung Papst Pius XII. zum Gebet für das Heilige Land . . .	Seite 3
1b)* Die Heiligen Stätten von P. Démann	Seite 3
1c)* Ein Brief über die Lage der Christen in Palästina	Seite 4
1d) Zur Frage der Internationalisierung Jerusalems	Seite 5
2. Israelische Selbstkritik	
2a) Ein heilig Volk	Seite 5
2b) Kulturkampf	Seite 6
2c)* Interview mit Martin Buber	Seite 7
2d) Israels geistige Sendung. — Zur Auseinandersetzung Thieme-Buber von Schalom Ben Chorin	Seite 8
3. Ein Verbrechen, das beispielloso dasteht. — Kardinal Graf Preysings Hirten- wort gegen Rassenhaß und für Wiedergutmachung vom 9. November 1949	Seite 8
4. Das Mysterium Israels Gottes Wort über die Juden in Pauli Römerbrief (II. Teil)	Seite 9
5. Von der ‚Juden-Mission‘ zum ‚Dienst für Kirche und Israel‘ Eindrücke von der Kasseler Studentagung ‚Kirche und Judentum‘	Seite 14
6. Echo und Aussprache	
6a) Aus der Antwort der Herausgeber an einen Theologen auf dessen Abbestellungsbrief	Seite 15
6b) Freundschaft oder Missionsarbeit?	Seite 15
7. Rundschau (u. a. Jüdische Jugend befragt Karl Barth)	Seite 17
8. Kleine Nachrichten (u. a. Deutscher Pfarrer und belgischer Priester in Israel)	Seite 21
9. Literaturhinweise (u. a. Wilkinson, Was hat Gott mit den Juden vor?)	Seite 23
10. Aus unserer Arbeit	Seite 24

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit * gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche Zeilenhonorar gebeten
Als Manuskript gedruckt

1. Palästina und die Heiligen Stätten

1a) Eine Ermahnung des Papstes Pius XII. zum Gebet für das Heilige Land

Papst Pius XII. hat unter dem 8. November 1949 an die Bischöfe die Adhortatio Apostolica „Sollemnibus documentis“ gerichtet:

In feierlichen Sendschreiben und Ansprachen haben Wir bei jeder gegebenen Gelegenheit der letzten Zeit Unsere Söhne auf dem weiten Erdenrund ermahnt, inständig Gott zu bitten für jenes Heilige Land, „aus dem allen Völkern von dem tiefsten Dunkel der Vorzeit her ein so großes Licht der Wahrheit aufgeleuchtet ist“ (Enzykl. „Auspicia quadam“, Acta Ap. Sed. 1948, p. 170).

Heute aber, da in öffentlichen Versammlungen über die Verfassung des zukünftigen Staates Palästina verhandelt wird, bitten und beschwören Wir kraft Unseres Apostolischen Amtes alle, die des christlichen Namens sich rühmen, daß sie ohne Unterlaß um Frieden, Liebe und Gerechtigkeit für jene Heiligen Stätten beim Allmächtigen Gott bitten und flehen.

Wissen doch alle, daß auf Bethlehems Flur die Engel, das „Ehre sei Gott“ singend, Frieden den Menschen eines guten Willens verkündet haben (vgl. Luc. 2, 14). Wissen doch alle, daß in den Städten, Dörfern und Flecken Palästinas Jener Wohltaten spendend einherging (vgl. Apostelgesch. 10, 38), der den Sterblichen, die Schäflein ohne Hirten gleich umherirrten (vgl. Matth. 9, 36), das Gebot und das Beispiel der Liebe eingegeben. Wissen doch endlich alle, daß auf Golgatha der Gottmensch Christus als schuldloses Opferlamm für die Sünden aller sich darbrachte und den Sieg wahrer Freiheit und Gerechtigkeit durch die Hingabe seines Blutes uns erworben hat.

Weil mit diesen Heiligen Stätten das teure Gedenken solch großer Gnadenerweise verbunden ist, so

ist es heute mehr als je zuvor unsere schwere Verpflichtung, innige Bittgebete zum Himmel zu richten für jenes Land, das im Ablauf der Jahrhunderte unzählbare Christen als fromme Pilger bei sich aufnahm, das ihre Seelen entflammte und sie stark machte alles zu ertragen und das voreinst und heute ihr Herz und ihre Liebe in ganz besonderer Weise erfüllt hat und erfüllt.

Möge die Gottesmutter Maria in der liebevollen Güte ihres makellosen Herzens — so hoffen wir und so erflehen wir es heiß, die Gnadengabe vom Göttlichen Erlöser erwirken, daß durch diesen neuen Gebetsfeldzug Jerusalem und ganz Palästina baldigst zu einer Ordnung gelange, die auf dem Boden des Rechtes begründet ist, und daß damit dem Krieg und der Zerstörung Einhalt geboten und sie für alle Zukunft verhindert werden. Es sollen durch diese Rechtsordnung jene Stätten in ihrem Charakter als Heilige Stätten der Verehrung und der Liebe den Nachfolgern Jesu Christi gesichert bleiben. Es sollen in Kraft dieser Regelung alle Rechtsansprüche gesichert werden, die die Kinder der Kirche in frommem Eifer, in heißem Bemühen und in harter Arbeit in vergangenen Zeiten der gesamten katholischen Kirche erworben und erhalten haben.

In dieser Hoffnung erteilen Wir euch allen und jedem einzelnen von euch, Ehrwürdige Brüder, und den eurer Sorge anvertrauten Gläubigen als Unterpfand übernatürlicher Gnaden und als Zeichen Unseres Wohlwollens den Apostolischen Segen.

Gegeben zu Castel Gandolfo bei Rom am 8. November 1949, im elften Jahre Unseres Pontifikates.

Pius pp. XII.

(In: Oberhirtliches Verordnungsblatt für das Bistum Speyer, 43 [Speyer, 10. 1. 50] 1 S. 1 u. 2).

1b) Die Heiligen Stätten

Der im Folgenden wiedergegebene Beitrag erschien zunächst in den „Cahiers Sioniens“ der Prêtres de Notre Dame de Sion, Paris, Nr. 7 vom 1. 8. 1949, dann in einer gekürzten und nicht immer ganz genauen Übersetzung in „Der Weg, Zeitschrift für Fragen des Judentums“, Berlin, Nr. 1, S. 2 vom 6. 1. 50. Wir geben nachstehend die unverkürzte deutsche Übersetzung der uns wichtig erscheinenden Stellungnahme eines katholischen Missionspriesters zu diesem schwierigen Thema:

Die Frage der Heiligen Stätten hat einen gewissen Aufruhr hervorgerufen, der das Herz des Christen nur mit tiefer Trauer erfüllen kann. Noch niemals vielleicht hat die „Politik“ die „Mystik“ derart an

sich gerissen, ins Spiel gezogen, verraten und verdrängt wie im gegenwärtigen Fall. Sollten die durch die Passion Christi geheiligten Stätten dazu auseinander sein?

Glaube, Pietät, päpstliche Direktiven — mit der sie notwendig umgebenden Diskretion — Herzensfeier, fromme Regungen, Hilfsaktionen, alles kann ausgebeutet werden und *wird* ausgebeutet für politische, strategische und geschäftliche Interessen. Vor einer neuen komplexen und schlecht erkennbaren Situation ist es so leicht, den Tatsachen Gewalt anzutun und sie zu entstellen. Es ist so leicht, Verwirrung zu stif-

ten: geographische, politische, rechtliche und geistige. Es ist so leicht, an den leidenschaftlichen Eifer zu appellieren, im vorliegenden Fall: an den antisemitischen Eifer, um ihn im Großzüchten auszubeuten. Ach! Man wird immer genug Christen finden, im Orient und im Okzident, die gleichzeitig Gott und dem Mammon dienen wollen, oder Gott mit Mitteln dienen, die kein Zweck rechtfertigen kann. Man braucht sich nur anzusehen, mit welcher Willfährigkeit sich gewisse Organe zu diesem Spiel hergeben, die sich bei jeder Gelegenheit als katholisch ausgeben und die sich sogar gern eine offiziöse Haltung verleihen.

Wir haben nicht die Absicht, uns hier mit den Einzelheiten der Probleme zu beschäftigen, welche die Zukunft der Heiligen Stätten und der katholischen Einrichtungen auf geheiligtem Boden stellt. Diese Probleme bestehen, und sie müssen im Einklang mit den berechtigten Forderungen aller daran Interessierten gelöst werden, wobei selbstverständlich ist, daß die Forderungen christlicherseits nur von rein ideellen Motiven herrühren dürfen. Das Grundprinzip jeder wirklichen Lösung ist klar: Ganz Palästina ist ein geheiligtes Land für alle Juden, alle Mohammedaner, alle Christen. Aber für uns Christen, wofür wir Christen sind, ist es nur ein dem Gedächtnis und dem Gebet geweihter Boden und nicht ein Land, auf das weltliche Machtansprüche erhoben werden. Das bringt gewiß weltliche Probleme mit sich, aber wir haben die Hoffnung, daß diese Probleme mit viel weniger Schwierigkeiten gelöst werden, als man uns gern glauben machen möchte, mit dem Hintergedanken, uns im voraus vom bösen Willen der daran Interessierten zu überzeugen. Wir sagen also nicht, daß es kein Problem der Heiligen Stätten gebe, unabhängig von dem der arabischen Flüchtlinge; aber diese sollen nicht als Tauschmünze für jene gelten, noch umgekehrt. Wir sagen noch weniger, daß es keine geltend zu machenden katholischen Forderungen gebe, welche die Heiligen Stätten betreffen. Aber wir sagen von vorneherein, daß diese Forderungen nicht *gegen* jemanden geltend zu machen sind, den man im voraus als Feind bezeichnet; sie sind geltend zu machen *für* die ideellen Interessen der Kirche und der ganzen Menschheit *gegenüber* all denen, Mohammedanern, Juden oder Christen, welche diesen so hohen und so allgemeinen ideellen Interessen zuwiderhandeln.

Wir vergessen nicht, daß die erste Bedrohung der Heiligen Stätten, die der materiellen Zerstörung, das Ergebnis eines Angriffs war — vollbracht durch Vergewaltigung der Entscheidung der Vereinigten Nationen — welcher aus der Mitschuld der Regierenden einer „christlichen“ Nation und den Sympathien einer gewissen katholischen Presse seinen Nutzen zog. Während die von britischen Offizieren befehligten Batterien ihre Granaten über die heilige Stadt ausstreuten, schwiegen diese „Verteidiger der Heiligen Stätten“. Erst viel später gaben sie ein Kreuzfahrerherz zu erkennen ...

Andere Besorgnisse, welche die Heiligen Stätten und die auf israelischem Boden gelegenen religiösen Einrichtungen betreffen, sind zum guten Teil die Folge anti-israelischer Haltung gewisser christlicher und besonders katholischer Kreise und Organe. Diese Haltung weckt und verstärkt bei den Bürgern Israels fatalerweise die Gereiztheit gegenüber den Christen und besonders gegenüber der katholischen Kirche, ohne daß sie übrigens den Christen irgendwelche Sympathie von seiten der mohammedanischen Araber einbringt. Weniger jedoch der Mohammedaner als des Spiels der „großen“ Politik wegen ist die Zukunft der katholischen Einrichtungen und Bewohner in der von der „arabischen Legion“ besetzten Zone auch noch nicht gesichert.

In jedem Falle darf die wirkliche oder eingebildete Bedrohung der Heiligen Stätten als *Stätten* nicht die Aufmerksamkeit von all dem ablenken, was mit ihrem *geheiligten* Charakter unvereinbar ist. Wenn diese Steine für uns verehrungswürdig sind, so sind sie es letzten Endes für lebendige Herzen. Diejenigen unserer modernen Kreuzfahrer, die vom Interesse oder vom leidenschaftlichen Eifer geleitet werden, mißachten das Heil der christlichen oder nichtchristlichen Seelen, arbeiten gegen die Kirche und gegen eine gerechte Lösung des Problems der Heiligen Stätten. Auf unrechte Methoden zu verfallen und Haß in der Angelegenheit der Heiligen Stätten zu säen, heißt sich der schlimmsten Profanierung schuldig zu machen.

Wir wissen nicht, ob die Internationalisierung der Heiligen Stätten verwirklicht wird. Wir wissen nicht einmal, ob sie überhaupt noch möglich ist. Wir wissen nicht, ob diejenigen, deren Stimme dabei gilt, tatsächlich daran festhalten, und wir kennen nicht die Gründe, durch die sich gewisse unter ihnen leiten lassen. Aber das wissen wir, daß eine Internationalisierung *für sich allein*, eine *erzwungene* Internationalisierung, nichts zur Lösung beitrüge. Es wird keine echte Lösung des Problems der Heiligen Stätten zustandekommen ohne Befriedung der Gemüter und ohne *gegenseitige* Beweise des guten Willens aller daran Beteiligten. Es wird keine echte Lösung erreicht werden, wenn man nicht zur Anerkennung und zur aufrichtigen Respektierung des geheiligten Charakters der Heiligen Stätten und des ganzen Heiligen Landes — mit allen religiösen Einrichtungen, die, ihr Bestehen diesem geheiligten Charakter verdanken — bei allen daran Interessierten, bei Juden, mohammedanischen Arabern, Engländern, Christen gelangt.

Aber wir können unsere Heiligen Stätten nur in dem Maße zu respektieren verlangen, in dem wir bewiesen haben, daß wir sie selbst zuerst respektieren. Und wir beweisen unsere Achtung, wenn wir mit sauberer Absicht auf die religiösen Werte Palästinas und seiner großen Heiligtümer bedacht sind und zur Bewahrung dieser Werte uns nur ihrer würdiger Mittel bedienen, Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe übend.

P. Démann

1c) Ein Brief über die Lage der Christen in Palästina

Ansichts der im vorstehenden Text von uns durch Sperrung hervorgehobenen Bemerkung Pater Démanns über die Fragwürdigkeit so mancher Intoleranz-Anklagen gegenüber dem Staate Israel wird man es verstehen, daß wir uns zugänglich gewordene Behauptungen dieser Art zunächst nach Palästina mit der Bitte um Nachprüfung an Ort und Stelle gesandt haben. Es

besteht ja die Möglichkeit, daß sich vieles als ähnlich haltlos erweist wie die voriges Jahr in Nr. 4 widerlegten Vorwürfe. Inzwischen freuen wir uns, aus dem Briefe einer katholischen Christin jüdischer Herkunft die folgenden Mitteilungen über das Leben von Menschen unseres Glaubens im Heiligen Lande heute veröffentlicht zu dürfen:

„... Ich komme gerade jetzt vom ‚Heiligen Lande‘ und war bis zuletzt im Hause der lieben Schwestern vom Hl. Karl Boromäus, Haifa, und kann berichten, daß sich die lieben Schwestern dort wohl und unangefochten befinden. Ebenso weiß ich dies von den Schwestern in Jerusalem und anderen Orten. Gewiß, ich will nicht leugnen, daß auch sie, wie wir Privatpersonen wohl alle, unter dem Krieg gelitten haben. So gestehe ich, daß man ihnen Häuser und medizinische Apparate genommen hat, die im Krieg und später so bitter dringend nötig waren, und um die die lieben Schwestern nun kämpfen, um sie zurückzuerhalten. Aber, darf man diese Fälle herausziehen, um sie zu zitieren? Sind nicht uns Allen Dinge angetan, die eben ein Krieg im Gefolge hat? Und muß man nicht vielmehr die Dinge hervorheben, die zeigen, daß diese Regierung und auch Einzelpersonen den besten Willen haben, die Freundschaft zwischen uns und den Andersgläubigen zu festigen und zu knüpfen?! Schwer ist es für den einzelnen Juden, der unter den verschiedenen Völkern mehr als alle anderen Völker gelitten hat, und dem das grausigste aller Erlebnisse in Deutschland noch zu lebendig vor Augen steht, den Deutschen, und seien es auch Klosterleute, freundlich entgegenzukommen. Und doch tun sie es, wie ich es aus eigener Erfahrung bestätigen kann. ...

... Im Augenblick ist ja das Leben jedes Einzelnen im neuen Staat ein ungeheuer schweres. Wie Sie wohl aus Berichten erfahren haben, gibt es weder Butter, noch Käse, andere Dinge nur auf Rationskarten und in kleinsten Mengen, Fleisch nur 200 g die Woche, Kartoffeln und Eier und viele andere Sachen nur selten. Doch davon will ich gar nicht sprechen, denn kaum jemand beklagt sich über diese Schwierigkeiten, denn der größte Teil der im Hl. Lande Lebenden ist stolz, ein Opfer für die Festigung des neuen Staates bringen zu dürfen. Gewiß erhoffen wir eine bessere Zeit, das ist menschlich. Doch noch mal zu dem obigen Problem: die dort lebenden christlichen Einwohner werden in ihren Gewohnheiten weitgehendst respektiert. So bekamen sie z. B. zu Weihnachten extra Rationen von Lebensmitteln, auch zu anderen Gelegenheiten erhielten sie diese. Auf dem schönen Karmel in dem herrlichen Heim der Katholischen Schwestern leben fast nur Juden, denn die Schwestern sind auch bemüht, die Freundschaft aufrecht zu erhalten. Die Schwestern nehmen einen den Verhältnissen nach geringen Pensionspreis und die Juden haben es dort wirklich so gut, daß es kein Wunder nimmt, wenn die Pension immer voll besetzt ist ...“

1d) Zur Frage der Internationalisierung Jerusalems

Die katholischen „Neuen Zürcher Nachrichten“ (Nr 22 vom 26. Januar) bringen einen Bericht ihres New Yorker Korrespondenten, der sich interessanterweise bemüht, die Bedenken in katholischen Kreisen wegen eines nicht internationalisierten Jerusalem zu zerstreuen. Es wird gemeldet,

„... daß eine Mission leitender *christlicher* Persönlichkeiten es für angebracht hält, der UNO in der Jerusalemfrage offene *Opposition* entgegenzusetzen. Nach dem Rapport hat die überwiegende Mehrheit der interviewten religiösen Führer das Gefühl, der Internationalisierungsplan sei praktisch *nicht durchführbar*. Viele unter ihnen befürchten, er könnte Konfusion hervorrufen und den Fortschritt der Friedensverhandlungen aufhalten. Es wird erklärt, die totale Internationalisierung sei für den Schutz der Heiligen Stätten nicht notwendig. *Weder* die Araber *noch* die Israeliten beabsichtigen oder planen irgend etwas anderes als sie zu schützen und zu hüten. Seit vielen Jahrhunderten seien diese Stätten von Moslems nicht verletzt worden. Es bestehe

nicht *das geringste Anzeichen* dafür, daß Israel die Gebräuche irgend einer religiösen Institution beschränken wolle. Die Mission stellte vollständige religiöse Freiheit in Israel fest. Vorherrschend ist die Überzeugung, daß, sobald die durch den letzten Krieg geschaffene Verbitterung verschwunden ist, Israel und die Araber zu einer *Verständigung* gelangen werden, vorausgesetzt, daß keine auswärtige Einmischung das Problem kompliziert. *Ohne tatsächliche Unterlagen* seien die Meldungen, wonach Israel seit Beendigung der Kriegshandlungen religiöse Einrichtungen, Kirchen oder Altäre entweiht hätte. An die USA wird die Aufforderung gerichtet, auf die *Wiedererwägung* des Beschlusses der Generalversammlung der UNO betreffend die Internationalisierung zu bestehen und auf einem gerechten und ausführbaren Plan für die Garantie der Heiligen Stätten. Dies würde das Prestige und die Kraft der UNO *erhöhen*.“

(In: Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz, 50 [Zürich, 10. 2. 50] 6 S. 9).

2. Israelische Selbstkritik

2a) Ein heilig Volk

Wir geben im folgenden einige Äußerungen aus Israel wieder, in welchen — sehr verschieden getönt — auch Bedenken und Sorgen jüdischer Menschen gegenüber der Entwicklung ihres Staates zum Ausdruck kommen. Wir glauben, daß die Freundschaft wirklicher Christen gegenüber dem Alten Gottesvolke nur gefördert werden kann, wenn sie diese Texte zur Kenntnis nehmen und darüber nachdenken, wie hier auch das Politische gleichsam religiös aufgefaßt reflektiert wird.

Adel verpflichtet! Das Bewußtsein, daß man auf Grund seiner Vergangenheit und seiner Abstam-

mung verpflichtet ist, sich in allen Lebenslagen dieser Vergangenheit und dieser Abstammung würdig zu erweisen, ist bei den führenden Männern des neuen Staates Israel immer aufs neue festzustellen. Man nehme Erklärungen des Präsidenten Weizmann und des Ministerpräsidenten Ben Gurion und zwischen nüchternen Sätzen in einer Aufzählung von sachlichen Aufgaben, die in der Zukunft zu erfüllen sind, leuchtet stets die Vision hervor, daß es nicht genügt, wenn der Staat Israel seine Geschäfte recht und

schlecht durchführen wird. Eine Vision prophetischer Art bricht sich bei jeder Gelegenheit Bahn: das Ziel ist, aus Israel und seinem Volk ein heilig Volk und ein Reich der Priester zu machen. Reich der Priester heißt nicht, daß die Absicht besteht, einen theokratischen Staat aufzubauen, sondern, daß die Funktionäre des Staates im Dienste an Volk und Staat von einem Geiste beseelt sein sollen, der den Hohepriester bei seinen gottesdienstlichen Handlungen beseelt hat.

Bei der Eröffnung der zweiten Session der Knesset in Tel Aviv hat Ben Gurion in seinem sechsstündigen Exposé von den Gesetzesvorschlägen gesprochen, die seine Regierung dem Parlament vorzulegen gedenkt. Jedes dieser angekündigten Gesetze zielt darauf hin, aus Israel einen Musterstaat der Gerechtigkeit und der höchsten sozialen Gesittung zu machen. Es soll ein Ende bereitet werden allen Tendenzen von „Staaten im Staate“, ein Ende allen Sonderinteressen, ein Ende der Parteiwirtschaft und ein Ende der nach Parteigrundsätzen zusammengesetzten Verwaltung. Niemand soll bevorzugt werden, alle sollen gleich sein vor dem Gesetz. Eine unabhängige Kommission soll jeden Aspiranten auf eine Beamtenstelle auf Herz und Nieren prüfen, seine Qualifikation feststellen und dann seine Anstellung vornehmen. Avancements sollen auch nur von dieser unabhängigen Kommission vorgeschlagen und dann erst zur Durchführung gebracht werden. Eine Reihe ähnlicher Bestimmungen soll die Majestät des über Parteien und Sonderinteressen stehenden Staates auf feste Grundlagen stellen.

Ben Gurion hat seit einigen Jahren außerordentliche Leistungen im Dienste des jüdischen Volkes vollbracht. Er hat sich mit goldenen Lettern in das Buch der jüdischen Geschichte eingeschrieben. Er besitzt die wichtigsten Führeigenschaften: Mut und Charakter. Nur in einer Beziehung hat er Schiffbruch erlitten, nämlich in der Ausmerzungen eines alten eingefressenen Übels im Jischuv, der Parteiwirtschaft.

Ben Gurion gibt sich der Illusion hin, daß er seine eigene Partei, die Mapai und deren Parteiapparat beherrsche. In Wahrheit wird er aber immer wieder von diesem Parteiapparat, vulgär gesprochen, eingewickelt. Die besten Intentionen Ben Gurions verlassen, einmal in das Räderwerk des Parteiapparates

hineingeraten, als Karikatur diese unheimliche Maschinerie. Ben Gurion will die „Staaten im Staate“ ausmerzen. Das wird ihm mit Hilfe seiner Assistenten und Untergebenen nicht gelingen; denn diese Assistenten und Untergebenen sind geeichte Parteibonzen und sie werden schon dafür Sorge tragen, daß weder den mächtigen Kooperativen des Verkehrs und Transports noch den Zentralen für Einkauf und Verteilung, alles Parteieigentum der Histadrut, auch nur ein Haar gekrümmt wird. Die unheimliche Monopolstellung der Histadrut-Unternehmungen wird nicht erschüttert werden. Wie ein fressendes Geschwür werden sie dauernd wachsen und sich ausdehnen. Das gleiche gilt auch für die von Ben Gurion beabsichtigte Entpolitisierung der Beamtenschaft. Wir raten den Mapai-Beamten in Israel, sich nicht über Gebühr aufzuregen. Die geplante „unabhängige“ Kommission wird aus erprobten Parteimitgliedern bestehen und alles wird so bleiben, wie es bisher war.

Wir berühren mit diesen Bemerkungen einen sehr wunden Punkt: den Geist des Levantinismus, der sich in Israel breit zu machen beginnt und den man mit allen Mitteln, wie einen bösen Teufel austreiben muß. Die Verfälschung wahrer Demokratie durch, taktischen Hokusfokus, die Verzerrung angeblicher Kooperation mit anderen Parteien zu einer widerwärtigen, heuchlerischen Parteiwirtschaft sind leider Charakteristiken des neu-israelitischen Lebens. Hierin muß Wandel geschaffen werden. Freiwillig wird die Mapai ihre beherrschende Stellung nicht aufgeben. Man wird mit Leidenschaft und Ausdauer gegen dieses Übel ankämpfen müssen. Da diese Methoden unweigerlich zu einer schweren Krise führen, oder besser gesagt, die vorhandene schwere Krise nur noch verschärfen müssen, so wird die Mapai schließlich abwirtschaften. Dann erst wird die Bahn frei sein für wirkliche Reformen und für einen Aufbau in einer Richtung, die zum Ziele der Konstituierung eines heiligen Volkes führen wird. Wenn nicht, so kann der Tag kommen, an dem wir uns reuevoll an die Brust schlagen und die schrecklichen Worte unserer Liturgie wieder einmal rezitieren werden: „Das alles widerfährt uns um unserer großen Sünden willen.“

(In: Jüdische Rundschau „Maccabi“, Basel, Nr. 37 S. 3)

2b) Kulturkampf

Zu dem Ringen um die religiöse Erziehung, das eine längere Kabinettskrise in Israel hervorrief (die der orthodoxen Parteigruppe angehörenden Minister nahmen erst wieder an den Kabinettsitzungen teil, seit ihnen eine Elternabstimmung über die religiöse Erziehung in den Einwandererlagern konzediert wurde), erschien eine Stellungnahme von Rabbiner E. Botschko (Montreux), deren Schlußabsatz wir wiedergeben:

„... Eine fürchterliche Jagd auf die Kinder von unverantwortlicher extremer linker Seite hat eingesetzt, eine Jagd auf ihre Seelen, eine Jagd auf ihre aus dem Galut und aus ihrem Elternheim mitgebrachte heilige Tradition, eine Jagd auf ihr Streben nach Thora, nach Mizwot, nach Jüdischkeit, eine Jagd auf ihren freien Willen, den Geist ihrer Väter weiterhin aufrecht zu erhalten. Und das Ziel ist, diese Kinder dem traditionellen Judentum zu

entreißen, sie umzuformen und selbst zu Feinden der Religion heranzuerziehen...“

Auf diese Weise und durch diese strategischen Pläne glauben sie für immer die Religionsgespenster und die — laut ihrer Sprache — religiöse Inquisition loszuwerden und in Israel einen „gleichgeschalteten“ Geist entstehen zu lassen, wie er zurzeit der Könige Achob und Jerobom bestanden hat, den die Propheten brandmarkten und der Israels Churban und unvermeidlichen Untergang vorbereitet hat.

Und wir? Wo bleibt unser jüdisches Gewissen? Schämen wir uns nicht, krampft sich nicht unser Herz zusammen vor Schmerz und Leid, wenn wir sehen, mit welcher Mesirat Nefesch, Aufopferung, Energie und Geistesgegenwart diese Elemente an

der Durchführung ihrer Pläne arbeiten, und wie passiv, phlegmatisch, beinahe uninteressiert wir dastehen? Wir sehen die schauerhaften Szenen, die sich vor unseren Augen abspielen, und wir schweigen, wir schweigen, wir rühren uns nicht und kapitulieren freiwillig oder stoßen im besten Fall einen leisen Seufzer und ein Stöhnen aus wie ein in der Agonie liegender Kranker... Ach ja! Wo bleibt

das jüdische Gewissen? Wir sehen die Katastrophe nahen, wir sehen, wie man uns die Jugend aus den Händen reißt, und wir schweigen!

Jüdisches Volk erhebe dich und zeige, daß du lebst und daß man dein Fell noch nicht auf den Markt tragen kann...

„Am Israel Chai.“ „Das jüdische Volk lebt!“

(In: Maccabi, 9 [Basel, 17. 3. 49] Nr. 10)

2c) Interview mit Martin Buber

Wir beginnen mit dem, was ihn interessiert, mit „Ihud“, einer kleinen akademischen Gruppe, die von Dr. Magnus gegründet wurde. Das hat mich immer um seiner grundsätzlichen Idee willen interessiert: Ein Zwei-Nationen-Staat, wiewohl sich hierin nicht die Gedanken der Hauptvorkämpfer des Zionismus ausdrücken.

— Sie müssen wissen, sagte Buber, daß wir durchaus nicht das Gleiche wollen wie die Araber, wenn diese vom Einheitsstaat sprechen. Wir hoffen, die beiden Nationen eher wie in der Schweiz oder in Kanada zu vereinigen. Seit der Staat Israel existiert, hat die Gruppe — ebenso wie die Arbeiter-Unionspartei, welche bedeutend wichtiger und auch für einen Zwei-Nationen-Staat war — diese Idee aufgegeben, doch glaubt sie noch an die Möglichkeit einer Konföderation.

— Wird eine Annäherung mit den Arabern jetzt nicht viel schwieriger sein? fragte ich.

— Ganz gewiß. Wird der Krieg nicht zur Erhitzung der Gemüter geführt? Aber vielleicht wird es uns gegeben sein, einen neuen Weg der Verständigung zu finden. Nach allem haben wir beide große Perspektiven... Die Araber wollen ein großes Palästina, und wir wollen große Dinge in Palästina vollbringen.

— Ist der jungen jüdischen Generation das Problem bewußt?

— Ein großer Teil der Jugend hat den wirklichen Wunsch, sich mit den Arabern zu verständigen. Viele erlernen ernsthaft das Arabische. In den neuen Siedlungen werden oft ausgezeichnete Beziehungen miteinander unterhalten. Die arabischen und die jüdischen Elemente können sich nicht verschmelzen, aber sie können zusammenarbeiten und sich gegenseitig anregen. Die Juden könnten den Arabern viel geben, und die Araber sind ihrerseits von sehr ursprünglicher Art, aber ich spüre in ihnen Kräfte, die eines Tages, dank dem jüdischen Antriebe, schöpferisch werden könnten.

— Was für eine wirkliche Tragweite hat das, was in Israel vor sich geht? fragte ich schließlich. Ist die Jugend der neuen Siedlungen tatsächlich mit der religiösen jüdischen Tradition verbunden? Er dachte lange nach.

— Wenn Sie sie fragen, werden Sie keine befriedigende Antwort erhalten, denn sie würde aus dem kommen, was ihrer Seele bewußt ist. Ich glaube vielmehr, daß alle diese Arbeit in Palästina weit eher aus dem Unbewußten als aus beabsichtigtem Streben kommt. Unbewußt ist sie im traditionellen Ideal begründet. Der Zionismus ist Säkularisation eines religiösen Ideals. Er ist aus traditionellen Hoffnungen entsprungen. Die Jugend wächst aus

einem Stamm, dessen Tradition degeneriert ist. Sie kennt nicht ihre Wurzeln und stellt sich gegen sie. Aber bei dem Siedlerleben, das sie führt, spürt sie das Fehlen von irgend etwas Unbekanntem. Sie sucht es tastend. Sie weiß nicht, daß sie die Religion von selbst erneuert. Eine Religion verbirgt manchmal ihre Bedeutung. Ihre Erneuerung ist noch nicht offenbar, aber ich glaube an die Kraft der Erneuerung.

Er sah mit prophetischem Blick in die Ferne.

— Natürlich ist es viel schwieriger für Leute wie mich geduldig zu sein, zu wissen, daß man das Heute nehmen muß, wie es ist, ohne nach etwas anderem zu suchen. Wir leben in den Tagen des verborgenen Gottes. Wir müssen uns gedulden mit diesen Leuten, welche die religiöse Tragweite von allem, was sie hier tun, nicht erkennen. Sie versuchen, der Gerechtigkeit gemäß zusammenzuleben.

— Das ist vielleicht eine rein profane Idee...

— Kennen Sie in der Geschichte ein rein profanes Ideal, das solche Ergebnisse hervorgebracht hat? Nein. Das geht auf die Propheten und den Chassidismus zurück.

— Besteht eine notwendige Verbindung zwischen dem Leben, das sie führen und dem Boden Palästinas?

— Ganz gewiß. Die Verheißung ist immer mit Palästina verbunden gewesen.

— Kann diese Verbindung nicht einfach symbolisch sein?

— Ein wahres Symbol ist immer konkret. Ohne konkrete Form ist es nur eine Idee, nicht ein Symbol. Der Geist braucht eine Form, um sich zu offenbaren. Ohne das existiert er nicht auf Erden.

— Gewiß, fuhr er fort, man muß nun sehen, was aus all dem hervorgehen wird. Wird die Gemeinde dem jüdischen Gerechtigkeits-Ideal treu sein? Eine Gemeinschaft ist notwendig. Sie können nicht soziale Gerechtigkeit in einem rein individuellen Leben üben, und die Gerechtigkeit einer Nation ist nicht nur Sache ihrer Glieder, sondern die der Gemeinschaft unter Nationen.

— Meinen Sie, daß Jerusalem ein Teil des jüdischen Staates sein sollte?

— Nein. Ich habe immer die Internationalisierung Jerusalems gewollt. Ich setze große Hoffnungen auf Jerusalem. Es sollte ein großer Mittelpunkt des Zusammenwirkens werden. Nicht nur zwischen Juden und Arabern, sondern zwischen den Völkern im allgemeinen, irgendwie das Symbol eines Anfangs wirklicher Eintracht unter den menschlichen Wesen.

(In: Cahiers Sioniens, 3. Paris, [1. 1. 49] Nr. 5 p. 14/15).

2d) Israels geistige Sendung

Zur Auseinandersetzung Thieme-Buber (Nr. 5/6, S. 20 ff) von Schalom Ben Chorin

Martin Buber hatte zweifellos recht, wenn er Karl Thiemes Behauptung zurückwies, „die Juden für unrettbar = geistlich tot, d. h. für unbekehrbar zu halten“; eine Kritik, die Thieme ja sogleich in seiner Antwort als auch von seinem Standort aus in gewissem Sinne berechtigt anerkannt hat.

Der Grundfehler der Thieme'schen Aussage scheint mir darin zu liegen, daß das Kriterium für den geistlichen Tod der Juden in ihrer Unbekehrbarkeit gesucht und gefunden wird. Es kann wohl kaum als das Kriterium für den geistlichen Tod einer Glaubensgemeinschaft angesehen werden, daß sie für die Botschaft eines anderen Glaubens nicht offen ist.

Mit gleichem Recht können wir, Israel, die Christen oder die Mohammedaner für geistlich tot halten, weil sie für die Botschaft des Judentums kein offenes Ohr bewiesen haben.

Wenn nun auch Thiemes Schlußfolgerung nicht überzeugt, so ist an seiner Aussage selbst doch etwas Richtiges: tatsächlich kann man sich, gerade wenn man die Dinge von innen her sieht, des Eindrucks nicht erwehren, daß die Juden in ihrer überwiegenden Majorität heute geistlich tot sind, nicht aber weil sie die Botschaft des Evangeliums nicht im Glauben aufnehmen, sondern weil sie ihren „eigenen Weinberg nicht mehr hüten“, d. h. die Botschaft der Thora und der Propheten nicht mehr als das an jedes Geschlecht in Israel neu ergehende Wort Gottes existentiell erfahren und bewahren.

Auf der einen Seite herrscht ein rein weltlicher Nationalismus, z. T. mit marxistischem Überbau, auf der anderen Seite eine geistfremde, formelstarre Gesetzestreue, die weltweit von lebendigem Glauben entfernt ist.

Dabei wäre es dem heutigen Geschlecht in Israel leicht gemacht, zum Gott der Väter sich in großer Umkehr zu bekennen. Denn dieses Geschlecht hat, wie kein anderes, Gericht und Gnade des lebendigen Gottes in konkreter Unmittelbarkeit erfahren: das furchtbare Gericht, dem sechs Millionen Juden zum Opfer fielen, die die Märtyrer-Krone von Blutzügen des Glaubens erwarben — und hernach, in wortwörtlicher Erfüllung der Weissagungen des Alten Bundes die Einsammlung des „Schear Jachuw“, des zurückkehrenden Restes, der im gelobten Land der Verheißung wieder zum Staate Israel wurde. Es heißt geistlich tot, oder zumindest blind sein, wenn man den *heilsgeschichtlichen Aspekt* dieses Geschehens nicht erkennt und in Gebet und Leben bekennt.

Gerade die Juden der Heiligen Stadt Jerusalem aber haben noch zusätzlich in unübersehbarer Weise

den „Ezba Elohim“, den Finger Gottes gesehen, der in der *wahrhaft wunderbaren Errettung der Stadt des Gesalbten* zu erblicken ist.

Das Trostwort des Propheten Jesaja 37, 35 hat sich in unseren Tagen erfüllt: „Denn ich will diese Stadt schützen, daß ich ihr aushelfe um Meinetwillen und um meines Knechtes David willen.“ Und in dem mißlungenen Ränkespiel der Mächte um Jerusalem hat sich das Drohwort des Propheten Secharja 12, 3 bewährt: „Zu selbiger Zeit will ich Jerusalem zum Laststein machen allen Völkern; alle, die ihn hinwegheben wollen, sollen sich daran zerschneiden.“

Im Segen nach der sabbathlichen Schriftlesung betet die Synagoge: „Bewährt bist Du, Herr, unser Gott, und bewährt ist Dein Wort und nicht eines Deiner Worte kehrt leer zurück!“ Gerade heute und hier kann der Jude dieses liturgische Wort aus der Glaubenserfahrung sprechen, die ihm selbst in Gnaden zuteil geworden ist.

Aber er tut es nicht, denn er ist geistlich tot. Doch auch dieser geistliche Tod, aus dem wir erweckt werden, wie aus dem fleischlichen, entspricht genau Gottes Heilsplan, wie er uns durch Seine Propheten geweissagt wurde.

Der Schlüssel für den geistlichen Tod Israels ebenso wie für seine nationale Regeneration, die heute vor aller Welt offenbar wurde, liegt im 37. Kapitel Ezechiel, Vers 1—14, in der gewaltigen Vision des Propheten von dem „Azamoth jeweschoth“, dem dürreren Totengebein.

Nach diesem, vom Propheten selbst gedeuteten Gleichnis, öffnet der Herr die Gräber Israels und führt das morsche Gebein des Volkes zurück in sein Land. Und dort ersteht Israel wieder auf zu sichtbarlicher Gestalt. Und die Skelette werden mit Adern, Fleisch und Haut überzogen. Das ist der Prozeß der nationalen Regeneration, den wir heute erleben. *Und dann erst*, nachdem dieses Wunder der Auferstehung Israels im Fleische vollzogen ist, weht die Ruach, der Geistbraus Gottes, die lebenden Leichname an und sie werden voll des Odems des Herrn. So dürfen wir über den *geistlichen Scheintod* Israels die Hoffnung nicht fahren lassen, denn es ist uns gesagt: „Und ihr sollt *erfahren*, daß Ich der Herr bin. Ich rede es und tue es auch.“ (Ez. 37, 14). Im Lichte dieser Verheißung, *deren erster Teil sich heute erfüllte und tagtäglich weiter erfüllt* — dürfen wir, Israel, getrost der Ausgießung des Geistes harren (Joel, 3. Kapitel), die Israel erst wieder zu dem macht, was es gemäß dem Gesetz, nach dem es angetreten zu sein hat: „Mamlechet Kohanim wegoj kadosch“ — „Ein priesterliches Königreich und heiliges Volk.“

3. Ein Verbrechen, das beispiellos dasteht

Kardinal Graf Preysings Hirtenwort gegen Rassenhaß und für Wiedergutmachung vom 9. November 1949

Zur elften Wiederkehr des Tages der großen Verfolgungsaktion gegen die Juden am 9. November 1938 erließ der Bischof von Berlin, Konrad Kardinal Preysing folgende Verlautbarung (vgl. Hirtenbrief, Advent 1942):

„Liebe Diözesanen!

Wiederum jährt sich der schaurige Tag, an dem die Ausrottung der Juden in Deutschland begonnen hat.

Wie Ihr wißt, sind durch die frühere Regierung über 5 000 000 Juden ermordet worden. Greise und Kinder wurden nicht verschont. Es war ein Verbrechen, das beispiellos dasteht. Ich nehme Anlaß, davon zu sprechen, weil immer wieder in Deutschland da und dort Symptome sich zeigen, daß der Rassen- und Völkerhaß noch nicht ganz gestorben

ist. Mit Entsetzen hören wir, daß sogar die Ruhe der Friedhöfe gestört wird. Und das von Jugendlichen! Wie muß die Umwelt solcher Jugendlichen beschaffen sein, wenn es zu solchen Exzessen kommt!

Wir wissen, daß viele andere Ubeltaten geschehen, Vergehen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Aber das spricht uns nicht los von der Pflicht, das,

was bei uns durch Deutsche geschehen ist, wieder ins Gedächtnis zurückzurufen und uns zu bemühen, wo immer wir Haß und Fanatismus sehen, dagegen aufzutreten. Wir hoffen und wünschen, daß das Unrecht, das an Millionen geschehen ist, an den Tausenden Hinterbliebenen irgendwie wieder gutgemacht wird.

Gott schenke uns Frieden und Versöhnung!"

4. Das Mysterium Israels

Gottes Wort über die Juden in Pauli Römerbrief

Fortsetzung und Schluß des Kommentars zu Römer, 9—11

c) Auch den Juden hat Gott diese Glaubensgerechtigkeit angeboten, aber schon angekündigt, daß ihnen die Heiden darin zuvorkommen würden.

10, 11—21

(11) „Es spricht ja die Schrift: ein jeder, der auf Ihn sein gläubiges Vertrauen setzt, wird nicht zu- (12) schanden werden. — Es ist nämlich kein Unterschied zwischen Jude und Hellene; Derselbige (ist) ja Herr über alle und erweist sich als (gnaden-)reich zu allen, die Ihn anrufen.

(13) Denn: Ein jeder, der den Namen des Herrn (14) anruft, wird gerettet werden. — Wie nun sollten sie (Den) anrufen, an Den sie nicht gläubig geworden sind? Wie aber (Ihn) gläubig annehmen Den sie nicht gehört haben? Wie aber hören ohne (15) einen Verkündiger? Wie aber sollte man verkündigen, wenn man nicht gesandt wäre? Als da geschrieben steht: Wie lieblich sind die Füße derer, (16) die Gutes als Botschaft bringen! — Nicht alle freilich sind der guten Botschaft gehorsam geworden; denn Isaias spricht: Herr, wer hat Glauben (17) geschenkt dem, was wir zu hören gaben? — So kommt denn der Glaube vom Hörenlassen, das Hörenlassen aber durch Christi Rede.

(18) Aber ich sage: Haben sie etwa nicht gehört? — Gewiß doch: Über die ganze Erde ist ausgegangen ihr Schall, und zu den Grenzen des Weltkreises (19) ihre Rede! — Jedoch, sage ich, hat Israel etwa nicht erkannt? Als erster antwortet Moses: Ich selbst mach euch eifersüchtig auf ein Nicht-Volk; auf ein unverständlich Volk entzünd' Ich euern Zorn.

(20) Isaias aber wagt es und spricht: Finden ließ Ich Mich von denen, die Mich nicht suchten; offenbar ward Ich denen, die nicht nach Mir gefragt. —

(21) Zu dem Israel aber spricht Er: Den ganzen Tag hab' Ich ausgestreckt Meine Hände nach einem Volke, das nicht gehorchen will und widerspricht. —" (V. 11—21)

Nach der Enthüllung, daß der ‚Stein des Anstoßes‘ und zugleich ‚köstliche Eckstein‘ kein anderer als Jesus Christus ist (9, 33; 10, 4ff.) greift der Apostel nun nochmals das erst jetzt in seiner ganzen Sinnfülle verstehbar gewordene Isaias-Wort auf, wonach keiner zuschanden wird, der auf Ihn, diesen lebendigen Eckstein des lebendigen Gottes-Tempels vertrauensvoll aufruhet. Diese Gewißheit ergänzt und bestätigt auch ein anderes Gottes-Wort durch den Propheten Joel (3, 5), wonach gerettet wird am Gerichtstag, wer immer den Namen des ‚Herrn‘ anruft, — als welcher der Jesus-Name dem Gläubigen

offenbar geworden ist (10, 9; vgl. Apg. 2, 21.36); das gilt gleichermaßen für Juden wie für Heiden, weil Gott an allen den Reichtum Seiner Herrlichkeit kundmachen will (V. 11—13; vgl. 9, 23.24ff.; Eph. 1, 7.12).

Der Apostel macht und beantwortet sich selbst nun (V. 14—17) einen Einwand, der bis heute (von jüdischer Seite) wiederholt worden ist: Wie konnte denn die große Menge der Diaspora-Juden Jesus als Herrn anrufen, ohne vorher für den Glauben an ihn gewonnen zu sein? Wie aber dieses, ohne ihn haben anhören zu können? — In den beiden nächsten Fragen steckt schon die Antwort: Hat es denn nicht Verkündiger gegeben, die man hätte anhören können? Waren es nicht formell autorisierte ‚Gesandte‘, ‚Apostel‘ gewesen? Sollte nicht in dem Isaias-Wort, das gerade die ‚Füße‘ des Freuden-Boten, des ‚Evangelisten‘ preist (62, 7), ein Hinweis auf diesen Gesandten-Charakter verborgen sein, wenn es da hieß: „Sieh, wie anmutig sind auf den Bergen / Die Füße des Freudenboten / welcher hören lässet: Friede / welcher Gutes als Frohbotschaft bringt; / welcher hören läßt: Befreiung! / spricht zu Sion: Königtum trat an dein Gott!“ Wort und Auftrag Christi war doch wahrlich ergangen, solches ‚hören zu lassen‘; und so hätte auch wahrlich „der Glaube vom Hörenlassen“, fides ex auditu, kommen können und sollen. Aber derselbe Isaias hatte ja schon gleich im nächsten großen Lied seines Trostbuches (40ff) auch klagen müssen: Wer hat denn dem, was es da zu hören gab, dieses gläubige Vertrauen geschenkt? Oder, fährt Paulus fort (V. 18—21), haben jene, die Juden, es etwa nicht zu hören bekommen? — Unsinnig, das zu meinen, da ja „bis an die Enden der Erde“ (Apg. 1, 8), d. h. eben zu den „Römern“ (Apg. 2, 10; vgl. zu 12, 17!) das Zeugnis der Christus-Gesandten, der Apostel schon hinausgedrungen ist, wie es der Sänger des 19. (18.) Psalms schon angekündigt hatte! — Am Hörenlassen von Gott aus hat es also wahrhaftig nicht gefehlt, wohl aber am Verständnis, an der ‚Erkenntnis‘ von Seiten Israels in seiner Masse (V. 19; vgl. Luk. 19, 42!). Und das braucht nun nicht erst Saulus-Paulus zu sagen; das bezeugt als erster schon kein Geringerer als Moses, wo Gott durch ihn ankündigt, Er wolle Sein eigenes, den lebendigen Grundstein (Deut. 32, 15) verwerfendes Volk, das Ihn eifersüchtig machte durch Hingabe an ‚Nicht-Götter‘ (32, 16ff; vgl. Matth. 6, 24; 7, 15; 15, 8f; 23, 6ff), nun Seinerseits eifersüchtig machen durch die Begnadung eines religiös ‚unverständigen‘ Nicht-Volks, eben der Heiden; wenn sogar die verstan-

den hätten, hätte dann etwa Israel nicht erst recht verstehen können? Und wenn es vollends bei Isaias (65, 1) heißt, daß jene, die sich überhaupt nicht um Gott bekümmert hatten, Ihn finden, Seine Offenbarung erleben durften, weist nicht auch das auf die Überdeutlichkeit dieser Offenbarung hin, sodaß wahrlich für die Juden kein Grund vorliegt, Gott, wohl aber für Ihn Sein Volk anzuklagen. Und so tut Er es denn mit dem erschütternden Wort gleich im nächsten Vers bei Isaias (65, 2) von den vergeblich nach dem widerspenstigen Volke ausgestreckten Händen — „den ganzen Tag“, den ganzen Gnaden-Tag des Einst von Moses bis zu Jesus und auch seitdem wiederum den ganzen Gnaden-Tag des ‚Heute‘ zwischen Christi Himmelfahrt und Wiederkehr entlang (Hebr. 4, 7).

Anmerkungen

zu V. 19: „Hat I. etwa nicht erkannt?“ muß wegen der genauen Parallele V. 18 „etwa nicht gehört“ mit Blaß-Debrunner (Ntl. Gramm. § 427,2) zunächst als Frage verstanden werden, auf die ein „Nein, es hat!“ erwartet wird: „Erkannt“ im Sinne des Erkennen-Könnens hat es schon. Trotzdem scheint uns beachtlich, daß der Apostel nicht nochmals fortfährt: „Gewiß doch!“ Denn Israel hat ja tatsächlich ‚nicht erkannt‘, weil es am Wollen fehlte, wie Paulus nachweist. Darum erinnert Sickenberger mit Recht zur Stelle an Luk. 19,42; vgl. auch Luk. 11,52; Mt. 13,11.13ff.
zu V. 21: „zu Israel aber“ beweist, daß Paulus sich (ganz ähnlich wie Os. 2,25 in Röm. 9,25f.; vgl. oben 2c!) den vorangegangenen Vers derselben Isaias-Prophetie an die Heiden gerichtet vorstellt; wie akzeptabel dies (im Gegensatz zum heutigen philologischen Verständnis der Stelle s. Zt. erschien, zeigt eine Talmud-Stelle bei Strack-Billerbeck (III, 285), wonach noch im 4. Jhdt. ein Rabbi hier an Rahab und Ruth dachte, von denen sich Gott ungesucht finden ließ. (Vgl. Matth. 1,5!)

4. Das alte Israel ist aber nicht endgültig verstoßen, sondern nur teilweise verhärtet, um der Heiden Rettung zu erleichtern und die eigne so verheißungsgemäß zu gewinnen. 11, 1—32

Paulus beantwortet nun die Fragen, die 9, 6—29 offen geblieben waren: Jener ‚Rest‘ Israels, von dem 9, 27 die Rede gewesen war, enthüllt sich jetzt als Bürgschaft dafür (11, 5), daß dieses Volk nicht verloren ist, ganz im Gegenteil hat sein Straucheln einen positiven Sinn (11, 1—15). Möge sich der Heiden-Christ vor jedem Hochmut gegenüber dem angestammten Gottesvolk hüten (11, 16—24), vielmehr beherzigen, daß Gottes Gnadengaben diesem Volke letztlich unverscherzbar aufbewahrt bleiben, also auch ganz Israel heimkehren wird (11, 25—32).

a) Gott hat Sein Volk weder endgültig verstoßen noch sinnlos scheitern lassen. 11, 1—15

(11, 1) „Ich sage nun: Hat etwa Gott Sein Volk verstoßen? Nimmermehr! Denn auch ich bin ein Israelit, ein Same aus dem Stamme Benjamin. Nicht verstoßen hat Gott Sein Volk, das Er vorher-erkannt hat.

Oder wißt ihr nicht, was bei Elias die Schrift sagt, (3) als er vor Gott gegen Israel eintrat: Herr, sie haben Deine Propheten getötet, Deine Altäre zertrümmert; ich allein bin übriggeblieben, und sie (4) trachten mir nach dem Leben. Aber was sagt da die Weisung für ihn: Siebentausend Männer habe Ich Mir übriggelassen, die nicht ihre Knie gebeugt haben der Baal(-Schande)! —

(5) So nun ist auch in der jetzigen Entscheidungszeit ein Rest gemäß der Gnadenauswahl vorhanden; (6) wenn aber durch Gnade, dann nicht mehr aus Werken, sonst wäre die Gnade nicht mehr Gnade. (7) Was denn nun? Welches Israel erstrebt, dies hat es nicht erlangt, die Auslese aber hat's erlangt; (8) die übrigen jedoch sind verstockt worden. Als da geschrieben steht: Es gab ihnen Gott einen Geist der Betäubung, Augen zum Nichtsehen und Ohren

zum Nichthören bis auf den heutigen Tag. — (9) Und David spricht: Es werde ihre Tafel zur Falle und zum Fangnetz / und zum Anstoß und zur Ver- (10) geltung für sie. / Verfinstert seien ihre Augen, daß sie nicht sehen, / und ihren Rücken verkrümme alleweil!

(11) Nun sage ich: Sind sie etwa gestrauchelt, auf daß sie zu Fall kämen? Nimmermehr! Sondern durch ihr Straucheln (ward) die Rettung den Heiden, da- (12) mit jene eifersüchtig würden. Wenn aber (schon) ihr Straucheln Reichtum für die Welt, ihre Minderung Reichtum für die Heiden ist, wieviel mehr dann erst ihr (dereinstiges) Vollwerden! (13) Euch aber sage ich's, den Heiden! So weit denn nun ich der Heiden Apostel bin, will ich meinen (14) Dienst herrlich gestalten, ob ich wohl mein Fleisch und Blut zur Eifersucht reizen und einige (15) aus ihnen zur Rettung locken möchte. Denn wenn ihre Verwerfung der Welt Aussöhnung (biachte), was dann ihre Herzunahme, wenn nicht Leben aus den Toten?“ (V. 1—15).

Zwei einander ergänzende Fragen tauchen auf und werden klar verneint: Bedeutet das soeben gekennzeichnete Schicksal Israels eine unwiderrufliche Verwerfung, eine ‚Verstoßung‘ der ungetreuen Geliebten (Ez. 16) für immer und ewig? Hat Gott die Begegnung der Juden mit Jesus von Nazareth und dann mit seinen Aposteln (10, 15) so veranstaltet, um dieses Volk gewissermaßen in eine Falle gehn und geistlich zu Tode stürzen zu lassen? Indem er sich selbst, den Abraham-Sproß und Israels-Sohn aus Benjamin, den begnadeten Christus-Feind, als Gegen-Beweis anführt, erklärt Saulus-Paulus unzweideutig, was so viele Christen seither vergaßen, mit den Worten des 94. (93.) Psalms (V. 14); „Nicht verstoßen“ hat Gott „Sein Volk“ — und ergänzt „das Er vorher-erkannt“, d. h. von Ewigkeit in Gnaden erwählt hat. (V. 1—2a).

Zu diesem direkten Schrift-Beweis für die Nicht-Verstoßung des Israel tritt nun noch deren Illustration durch eine der gegenwärtigen des Apostels verwandte heilsgeschichtliche Situation (V. 2b—4): Als der große Prophet Elias in tiefer Bitterkeit vor Gott am Sinai über sein abgefallenes Volk klagte und sich selbst als den letzten überdies auch noch gefährdeten Diener des Herrn der Heerscharen hinstellte — 1. (3.) Kön. 19, 14 — da bedeutet ihm Dieser, daß Er selbst für das ‚Übrigbleiben‘ der Vollzahl von siebentausend Getreuen gesorgt habe (19, 18).

Ein ähnlicher ‚Rest‘ sei nun auch jetzt — in Gestalt der Christen jüdischer Herkunft, wie es sie durch all diese 19 Jahrhunderte stets in bescheidener Anzahl gegeben hat, — von Gott erwählt worden. Und zwar ausschließlich auf Grund Seiner freiverfügbaren Gnade, „nicht mehr aus Werken“; d. h. so, daß die betreffenden ihre frühere Auffassung (9, 32), durch eigne Gesetzeswerke gerecht werden zu können, zugunsten der Anerkennung der Gerechtigkeit aus dem Glauben an Christus als alleinigen Erfüller des Gesetzes preisgaben und nunmehr anerkennen, die Gnadengabe solchen Glaubens nicht verdient zu haben, weil man sie nicht verdienen kann, wenn das Wort ‚Gnade‘ seinen Sinn behalten soll (V. 5—6).

Während also diese ‚Auslese‘ (buchstäblich „Auswahl“) jene Gesetzeserfüllung, der ganz Israel nachjagte (9, 31), erlangt hat, sind „die Übrigen“, die

meisten, zunächst einmal „verstockt“, verhärtet worden, wie es auch schon durch prophetische Worte angekündigt war: Is. 29, 10, ergänzt durch das bedrängende „bis auf den heutigen Tag“ der entsprechenden Wendung Deut. 29, 4; sowie die Warnung des 69. (68.) Davidpsalms (V. 23f.), wonach die Verfolger des Sängers da, wo sie Speise suchten, sich ins Tischtuch verwickeln, in eine Falle geraten und langanhaltende Beeinträchtigung ihrer Geistes- und Leibeskräfte erfahren sollen (V. 7—10).

Sogleich aber verneint nun Paulus (V. 11—15) nur noch dringlicher als zu Anfang die Frage nach der Endgültigkeit dieses ‚Verwerfungs‘-Schicksals der Juden: Nicht damit sie ein für allemal „zu Fall kommen“ (und ewig liegen bleiben), hat Gott sie „straucheln“ lassen. Sondern zunächst einmal sollte, wie die Erfahrung gezeigt hat, gerade dieses jüdische Straucheln den Heiden, der ‚Welt‘, die ‚Rettung‘, die ‚Aussöhnung‘ mit Gott, die Aneignung des ‚Reichtums‘ Seiner Gnadengaben (10, 12!) wesentlich erleichtern, weil ihnen dadurch der ohne das jüdische Versagen historisch tatsächlich wohl kaum zu vermeidende Umweg durch das Proselytentum, durch die Befolgung auch des Buchstabengesetzes zwecks Eingliederung ins Gottesvolk, erspart worden ist, wie er nun nur in einigen wenigen Grenzfällen beschränkt wurde (App. 16, 1—3). Dann aber sollte weiter die Bekehrung der Heiden, ihre offenkundige Annahme an Kindesstatt durch den Gott Israels, das alte Gottes-Volk im Sinne der Deuteronomiums - Prophetie „eifersüchtig machen“ (vgl. 10, 19) und zwar, wie die erweiternde Wiederholung dieses Gedankens von V. 11 in V. 14 beweist, zu seinem Heile: In dem Augenblick, wo die Juden sich wirklich nicht mehr dem Eindruck werden entziehen können, daß die Christenheit aus den Heiden, den ehemaligen Götzendienern, ein dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs wohlgefälliges ‚Heiliges Volk‘ geworden ist, in diesem Augenblick — so ist Saulus-Paulus, schon wenn er an's eigene Beispiel denkt, gewiß — werden die Söhne Israels nicht mehr nur vereinzelt wie bisher („einige“ V. 14), sondern als Gesamt-Volk (s. u. V. 26!) sich in Gnaden in dieses erweiterte neue Gottes-Volk unter dem einen Hirten Jesus Christus aufnehmen, „hinzunehmen“ lassen, für das sie ja vor allen andern bestimmt sind (V. 24; vgl. Mt. 10, 6, 23; 15, 24; Jo. 10, 16). Und so wie schon ihr ‚Nein!‘ das dankbare Ja der Heiden erleichtert und diesen also die Versöhnung mit Gott gebracht hat, wird der Juden Ja noch ganz unvergleichlich Größeres auslösen: „Leben aus den Toten“, das heißt, „daß nach der Heimkehr der Juden nichts mehr das Eingehen der auferstandenen Gläubigen in die Herrlichkeit verzögern wird“, wie Lagrange das vor allem in der älteren Überlieferung völlig dominierende streng endzeitliche Verständnis der Stelle im Einklang mit allen uns bekanntgewordenen katholischen und den meisten protestantischen Exegeten bestätigt. — Also: Gott ‚verstockt‘ zunächst Israel, a) um den Heiden faktisch die Gnade desto leichter und eindrücklicher faßbar zu machen, b) um aber dann erst recht den darauf eifersüchtig und dadurch nachdenklich werdenden Juden noch vollere Gnade gewähren zu können. Und in den Dienst solcher säkularer ‚Juden-Mission‘ stellt Saulus-Paulus sein Heiden-Apostolat.

Anmerkungen

zu V. 1 : „Ich“ ist hier wie bes. auch V. 13 stark hervorgehoben und scheint uns (zusammen mit dem: „Ich sage nun . . . nimmermehr“ V.

1.11) den ganzen Abschnitt zu rahmen: Saulus-Paulus ist Israelit und betätigt sich letztlich für Israel und zugleich als Bürge seiner unausbleiblichen Rettung, auch und gerade wenn er den ‚Dienst‘ an den Heiden „herrlich gestaltet“, der auf dem Wege über die Liebes-Gaben der Griechen-Christen für „die Heiligen in Jerusalem“ wieder zum alten Gottesvolke zurückführt und es eifersüchtig zu machen taugt. (15, 25ff.; vgl. App. 19, 21ff.; 20, 22, 24; 24, 17).

zu V. 4 : „der Baal(-Schande)“ übersetzen wir, weil der weibliche Artikel dasteht und treffend mit der Gewohnheit der Juden erklärt wird, das Maskulinum ‚Baal‘ überall beim Lesen durch das Femininum „Boscheth“ Schande zu ersetzen, so daß dessen Artikel geschrieben wurde; LXX: 3. Kö. 18, 25; 4. Kö. 21, 3; vgl. 2. Sam. (Kö.) 2, 8; 4, 4 die Namen der Söhne Sauls, die mit -baal zusammengesetzt gewesen waren, wofür -boscheth gelesen wurde.

zu V. 10 : „alleweil“ könnte, isoliert genommen, eine schlechthin unaufhörliche Dauer des angedrohten Unheils besagen; da der Zusammenhang des Textes, in den das Zitat hineingestellt ist, dies formell ausschließt, sollte man sich warnen lassen, ähnliche Wendungen an anderen Stellen durch buchstäbliche Interpretation ungehörlich auszuweiten; es ist wahrlich ein unüberhörbarer Unterschied zwischen dem ‚keiner‘ Luk. 14, 24 sowie dem ‚auf Weltzeit‘ Luk. 11, 14 auf der einen Seite und der wirklich definitiven, nirgends widerrufenen Erklärung „weder in dieser Weltzeit noch in der kommenden“ von Matth. 12, 32; daselbst, aber nicht in den auf das jüdische Schicksal bezogenen Aussagen des Herrn, geht es wirklich um die Gnadenversicherung für Zeit und Ewigkeit.

zu V. 11 : „auf daß sie zu Fall kämen“, scheint uns nicht nur zu besagen: „dergestalt daß ihr Straucheln sie endgültig gefallen sein läßt“; es steckt auch die Frage dahinter: Hat ihr Straucheln wirklich keinen anderen Sinn gehabt, als daß sie eben in eine Falle gehen sollten? Gerade das wird im Folgenden widerlegt, indem der Sinn des Vorgangs gezeigt wird.

zu V. 12 : „Vollwerden“ verstehen wir zunächst mit F. W. Maier als Gegensatz zu der ‚Minderung‘ vom Vorgang der ‚Herzunahme‘ der zur Apostelzeit ‚davongeworfenen‘ (V. 15) ‚Übrigen‘ (V. 7), wodurch ‚ganz Israel‘ (V. 26) vollzählig wird; wir meinen aber, daß mit diesem ‚Vollwerden‘, diesem Pleroma sowohl hier bei den Juden wie auch V. 25 bei den Heiden mehr gemeint ist und durchaus an die Verwendung des gleichen Wortes Eph. 1, 23 gedacht werden darf: Es geht nicht nur um das Zusammenkommen der quantitativen Vollzahl im Sinne der von jeher in Gottes Heilsplan ‚vorhererkannten‘ Gesamtmenge der Erlösten (Apk. 7, 4), sondern es geht auch um das Eingetretensein der Voll-Reife (Eph. 3, 19; 4, 13) bei beiden Teilgruppen des einen Gottesvolkes.

Es ist unseres Erachtens gerade hier ein klassisches Beispiel dafür, daß man dem biblischen Sprachgebrauch häufig nicht gerecht wird, wenn man von mehreren möglichen Bedeutungen eines Wortes nur eine einzige unter Ausschluß aller übrigen als an einer bestimmten Stelle gemeint erweisen will; so mag es bei abendländischen Philosophen angebracht sein, nicht bei orientalischen Propheten und Schriftgelehrten, Evangelisten und Aposteln.

b) Im Gegensatz auch zu den gläubig gewordenen Heiden-Völkern tragen die Juden als einzige unzerstörbaren Heiligkeits-Charakter. 11, 16—24

(16) Wenn aber die Erstlingsgabe (von der Brotfrucht) heilig (ist), dann auch die Masse; und wenn die Wurzel heilig, dann auch die Zweige.

(17) Wenn aber einige der Zweige herausgebrochen wurden und du (Heidenchrist), der du von dem wilden Olbaum bist, unter sie eingepropft und mit teilhaft der fetten Wurzel des Olbaums geworden

(18) bist, so rühme dich doch nicht gegenüber jenen Zweigen. Wenn du dich aber rühmen solltest, (so wisse:) Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel dich!

(19) Du wirst nun sagen: Zweige sind ausgebrochen (20) worden, damit ich eingepropft werde! — Schön!

Durch den Unglauben sind sie ausgebrochen worden; du aber stehst (nur) durch den Glauben; sei (also) nicht hochmütig gesinnt, sondern fürchte dich!

(21) Denn wenn Gott schon die natürlichen Zweige nicht geschont hat, so wird Er dich auch nicht schonen. So sieh nun die Güte und die Strenge Gottes! An den Gefallenen die Strenge, an dir aber die Güte Gottes, wenn du bei der Güte bleibst, da sonst auch du herausgeschnitten werden wirst.

(23) Auch jene aber, wenn sie nicht beim Unglauben bleiben, werden eingepropft werden; denn Gott (24) vermag sie wieder einzupropfen. Denn wenn du aus dem der (eigenen) Natur gemäßen wilden Olbaum herausgeschnitten und der Natur zum Trotz dem edlen Olbaum eingepropft worden bist, um wieviel mehr werden dann diese, die der Natur gemäß (dazu gehören), dem eigenen Olbaum eingepropft werden!“ (V. 16—24).

Hier im Mittelstück des die dunklen Rätsel um Israel lösenden Abschnitts hat nun der Apostel der Heiden zu diesen noch ein überaus ernstes Wort zu sagen, das leider in der bisherigen christlichen Geschichte in geradezu erschütterndem Maße überhört worden ist.

Den Auftakt bildet (V. 16) die Feststellung der wesensmäßigen Heiligkeit des jüdischen Volkes, welche an zwei Beispielen sinnfällig gemacht wird. Durch den — gemäß Num. 15, 17—21 — von jedem Brotteig als Heboffer ausgesonderten Erstlings-Kuchen sollte auch das übrige daraus gebackene und somit alles Brot Gott ‚geweiht‘ werden, wie auch die Weihe der erstgeborenen Söhne den Gedanken an die priesterliche Heiligkeit des ganzen Bundesvolkes (Ex. 19, 6) konkretisiert. Dieser Ratschluß Gottes über Sein Volk kann nun durch dessen vorübergehendes Versagen in keiner Weise außer Kraft gesetzt werden. Vielmehr tragen jene, die da in ihren Erstlingen, den Patriarchen, einmal zur Heiligkeit auserwählt sind, den Charakter der Zugehörigkeit zum Priester-Volke genau so unzerstörbar an sich wie der einzelne geweihte Priester den ‚character indelebilis‘, den ihm der Ordo verliehen hat — zum Guten oder zum Bösen je nach dem Gebrauch, den er von dieser seiner ‚Heiligkeit‘, d. h. Gott-Geweihtheit macht (Luk. 12, 48!). Weil die ursprünglich von Gott Selbst in den Boden des Gelobten Landes gesenkte Wurzel des edlen Ölbaums Israel (Jer. 11, 16) in Gestalt Abrahams, Isaaks und Jakobs ganz und gar geheiligt ist, darum sind es auch alle diesem Ölbaum entsprossenen Zweige — für jeden einzelnen zum reichsten Segen oder zum furchtbarsten Fluch, wenn er nämlich seiner erhabenen Berufung untreu wird.

Da dies nun bei allzuvielen dieser ‚Zweige‘ zur Zeit der Entscheidung des jüdischen Volkes für den falschen Messianismus der Bar-abbas und Bar-Kochba statt für den wahren Messias Jesus von Nazareth der Fall war, konnte unter den neuen Adoptiv-Söhnen Israels aus der Heidenwelt leicht ein nur mit dem pharisäischen vergleichbarer Hochmut aufkommen, aus dem heraus sie sich einbildeten, „etwas besseres“ als die Juden zu sein. (Wie der Pharisäer im Gleichnis sich für etwas besseres als der raffgierige Zöllner hält; Luk. 18, 11.) Demgegenüber erinnert der Apostel der Heiden diese zunächst daran (V. 17—18), daß schließlich sie vergleichsweise nur von dem wilden Ölbaum, dem oleaster, stammen, dessen Früchte wertlos sind; erst ihrer ‚Einpflanzung‘ auf den edlen Ölbaum des auserwählten Volkes, dessen Wurzeln auch die neuen Zweige mit Saft versorgen, verdanken sie, wenn sie nun gute Frucht bringen können. Wenn aber die Gläubiggewordenen aus den Heiden hier einwenden sollten — und wie regelmäßig tun sie es zumeist bis heute mehr oder weniger offen oder verhüllt! — schließlich und endlich stehe doch die Tatsache fest, daß nun sie selbst zum fruchtbringenden Ölbaum gehörten und die Juden in ihrer großen Masse keine Spur von Teilhabe an der edlen Wurzel mehr zeigten, dann wird Saulus-Paulus noch deutlicher (V. 19—24). Was zunächst einmal euch Heidenchristen anlangt, sagt er, so ist der erwähnte Sachverhalt für euch vor allem ein Grund zu heiliger Scheu, nicht zum Übermut gegenüber jenen anderen; denn wenn ihr den in der Liebe sich auswirkenden Glauben verleugnet (wie es faktisch durch solchen Übermut geschieht!), dann werdet ihr

erst recht wieder, und zwar endgültig, aus dem Baum herausgeschnitten und ins ewige Feuer geworfen werden, die ihr — zum Unterschied von den ‚natürlichen Zweigen‘ — keinerlei Verheißung letztlich unverlierbarer Kollektivzugehörigkeit zum Gottesvolk habt. Eine Feststellung, die uns gleichnishaft auch in der Apokalypse (11, 13: Juden; zum Unterschied von 16, 9.11: Heiden) und nicht minder durch die Tatsache bestätigt zu werden scheint, daß schon ganze heidenchristliche Völker (etwa Kleinasien!) den früher gewonnenen Christen-Glauben in einer Weise verloren haben, die mangels irgendwelcher Verheißung kaum die geringste Wahrscheinlichkeit dafür bestehen läßt, daß sie je noch einmal damit begnadet werden. Positiv bleibt es hier bei der Forderung, festzuhalten an „der Güte“, der Güte Gottes, die alle begnaden will (V. 32!), insbesondere auch die Juden, zu deren Begnadung dann unsere Güte Gottes Werkzeug, bei der wir Seine Mitarbeiter sein sollen (V. 14; vgl. 15, 27f.). — Über die Juden aber wird festgestellt, wie einerseits ihr Fall — ob als gemeinsamer in ihren großen Aufständen: Titus-, Trajans- und Hadrianskrieg, oder als individueller, wo immer einer von ihnen seine Priestervolks-Berufung verleugnet! — uns das warnende Beispiel dafür bietet, daß Gott züchtigt, den Er lieb hat, den zur höchsten Heiligkeit Berufenen am strengsten; wie jedoch andererseits auch ihr noch so lang anhaltender Unglaube gar nichts daran ändert, daß sie nach wie vor „dem ihrer Natur gemäßen eignen Ölbaum“ virtuell angehören und bei Preisgabe dieses Unglaubens von Gott sofort wieder eingepflanz werden. Denn für sie ist eben — im Gegensatz zu uns — die ‚Heiligkeit‘ durch Jahrtausende so sehr zur ‚zweiten Natur‘ geworden, daß, wenn jemand vor Gott ‚etwas Besseres‘ wäre ‚von Natur‘, dann dafür — genau entgegen dem heidnischen Juden-Haß und dem neuheidnischen Rassenhochmut der Weltvölker! — nur sie, nicht wir in Frage kämen, ganz im Sinne des gewaltigen Vater-Wortes zum den Juden bezeichnenden ‚älteren Bruder‘ des heimkehrenden Schweine-Hirten: „Kind, du bist allezeit bei Mir und alles, was Mein ist, ist Dein.“ (Luk. 15, 31).

Anmerkungen

zu V. 16: „die Erstlingsgabe“ von den Judenchristen bzw. den Aposteln zu verstehen, ist eine heute aufgegebene Fehldeutung, gegen die schon Estius mehrere Väterzeugen zitiert (Chrysostomus u. a.); es liegt völliger Parallelismus zwischen den beiden Halbversen 16a und b vor. (Vgl. 11, 28!)

zu V. 17: „eingepflanzt“ wird im natürlichen Gartenbau gerade das edle Reis auf den zu veredelnden wilden Baum, dessen Wurzel jenes dann trägt; hier mußte aber die übernatürliche Einpflanzung als eine solche abgerissener, wurzelloser Zweige von den „Wildbäumen“ der Völker-Welt dargestellt werden, um nur noch deutlicher zu machen, worauf es ankommt: daß nicht bloß einiges Gute von Israel zu den Heiden übernommen wird, sondern daß diese gnadenhalber als Adoptiv-Söhne Israels in dieses aufgenommen und nun ‚geistlich Semiten‘ sind, wie Papst Pius XI. beim Losbruch der ärgsten Juden-Verfolgung protestierend feststellte.

zu V. 24: „die der Natur gemäß (dazugehören)“, kennzeichnet die Juden mit ihrer Unfähigkeit zum ‚Naturversunkensein‘ und ihrem ständigen eifernden Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit (9, 31; 10, 2) als diejenigen, denen die Heiligkeit des Gottesvolkes wenigstens als unauslöschliche Zielvorstellung im Fleisch und Blut übergegangen ist, während der ‚Heide‘ noch als ‚Christ‘ viel eher dazu neigt, Ungerechtigkeit als ‚Lauf der Welt‘ fatalistisch hinzunehmen und die Kreatur mythologisierend zu vergötzen. (Vgl. 1, 18ff.)

c) *Der unwiderruflichen Verheißung gemäß wird Gott ganz Israel eben so unverdiente Erbarmung schenken, wie sie den Heiden zuteil ward.* 11, 25-32 (25) „Darum will ich euch, Brüder, dies Geheimnis nicht unbekannt lassen, damit ihr nicht bei euch selber sinnreich seiet: Verstockung zum Teile ist

dem Israel geworden, bis daß die Fülle der Heiden (26) eingetreten sei und so ganz Israel gerettet werden wird. Wie geschrieben steht:

Es wird kommen aus Sion der Retter,
Er wird abwenden die Frevel von Jakob!

(27) Und dies wird ihnen das Bundesvermächtnis von Mir sein, wenn Ich ihre Sünden hinwegnehmen werde.

(28) Im Hinblick auf die Evangeliumsverkündigung zwar sind sie Feinde um euretwillen; im Hinblick auf die Erwählung aber sind sie Geliebte um der (29) Väter willen; denn die Gnadengaben und die Berufung von Gott werden nicht bereut.

(30) Wie nämlich ihr einst Gott ungehorsam wart, jetzt aber Barmherzigkeit erfahren habt durch jener

(31) Ungehorsam, so sind sie jetzt ungehorsam geworden durch das euch gewordene Erbarmen, damit auch sie jetzt (noch) Erbarmen erfahren.

(32) Denn Gott hat alle miteinander in den Ungehorsam eingeschlossen, damit Er Sich aller erbarme." (V. 25—32).

Der Gedankengang des Apostels kommt nun (V. 25—26a) an das Ziel, von welchem aus jeder einzelne Schritt des Weges durch diese drei Kapitel bestimmt war und verständlich wird. Damit die Heiden-Christen nicht „bei sich selber sinnreich“ seien (d. h. „hochmütig gesinnt“ im Sinne von V. 20 und Prov. 3, 7), sich nicht ähnlich verkehrte Gedanken über Israels Schicksal machen wie die eben abgewiesenen, enthüllt ihnen nun Paulus das Mysterium dieses Schicksals bis ins Letzte: Der größte Teil der Juden, jene „übrigen“, von denen V. 7f. die Rede war, ist von Gott Selbst verstockt worden, aber nicht endgültig, sondern gerade nur für so lange, bis Gottes Heilsplan mit den Heiden erfüllt sein und „so“, eben dadurch, auch sein ganzes auserwähltes Volk gerettet werden wird. Es ist mit Recht von F. W. Maier unterstrichen worden, daß nicht, wie die Auslegung meist stillschweigend voraussetzt, bloß dasteht: „dann“, wenn die „Vollzahl“ der Heiden ihren Weg in's Gotteskönigtum gefunden hat, werden auch die Juden „gerettet“; sondern eben: „So“. Das heißt aber, meinen nun wir betonen zu müssen, genau so im Großen und Allgemeinen, wie vorher Paulus, im Kleinen und Einzelnen anfangend, zunächst einmal einige seiner Stammesverwandten „retten“ wollte (V. 14, woran hier über das Zwischenstück hinweg wieder angeknüpft wird!), durch die heilsame Eifersucht. Wenn sich nun dieses Verständnis aus dem Textzusammenhang geradezu zwangsläufig aufdrängt, dann genügt es auch hier nicht mehr, die ‚Fülle‘ der Heiden bloß quantitativ von der in Gottes ewigem Ratschluß vorherbestimmten ‚Vollzahl‘ zu verstehen, sondern dann handelt es sich wie bei dem ‚Vollwerden‘ der Juden oben (vgl. zu 11, 12), um das Eintreten jener Vollreife in Christus, durch die dann die Gesamtheit der in der Treue zum Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs ausharrenden Heiden-Christen erst der Gesamtheit der diesem Gott, so gut sie es verstehen, die Treue haltenden Juden als ‚neues Gottesvolk‘, als ‚Miterben der Verheißung‘ existentiell glaubwürdig werden wird, — was in den Jahrhunderten zwischen dem dritten und dem zwanzigsten wirklich noch nicht der Fall sein konnte, wie wir ehrlich gestehen müssen, wenn wir nicht auf ein paar Spitzenerscheinungen, sondern auf das Ganze der Christenheit aus den Heiden hinblicken.

Das, was demnach bevorsteht, findet der Apostel

angekündigt an zwei Stellen des Isaias-Buches (59, 20f; 27, 9), an denen ihm das Wichtige ist (V. 26b—29), daß es beide Male Gott Selbst ist (wenigstens nach den LXX), Der als Retter dem Sündenzustand Jakob-Israels ein Ende macht, und daß also auf göttlicher, nicht auf eigenwilliger menschlicher Initiative diese letzte und vollendete ‚Bundes-Erneuerung‘ beruht. So steht Gott als Der, Der Israel in den Erzvätern ein für allemal erwählt hat (9, 5; 11, 16; vgl. Gen. 12, 2f) und unwandelbar liebt (Deut. 4, 31; Os. 11, 8f.; Is. 62, 12), aus dieser in unzähligen Gnadentaten immer neu bewährten Liebe heraus erst recht bestimmend hinter der einstigen freien Glaubens-Annahme der Juden, wie Er jetzt noch hinter ihrer Glaubensfeindschaft steht, durch die sie wider ihren eigenen, aber gemäß Seinem Willen die Verkündung der guten Botschaft an die Heiden nur erleichtert haben. (Wie ja schon 11, 11f. angedeutet worden war.)

Gottes Absicht bei alledem ist der Triumph Seiner souveränen Gnade: Zunächst an den Heiden, denen gerade durch jenen jüdischen Ungehorsam gegenüber Israels Gott und König barmherzig der Weg zu Ihm geebnet wurde; dann aber sogleich (das überraschende, vorweggreifende zweite ‚jetzt‘ V. 31, wo man ‚dereinst‘ erwarten würde!) auch an den Juden, denen zwar im ersten Augenblick die barmherzige Aufnahme der bis dahin verdienstlosen Heiden in's Gottesvolk zum Anstoß geworden ist (Matth. 20, 12; Lk. 15, 29f.), die aber nun selbst noch Erbarmen erfahren sollen. Eben darum hat ja Gott ihren Ungehorsam zugelassen, damit ganz unzweideutig feststehe, daß niemand, auch der Jude nicht mit seinem jahrtausendelangen Tragen des Gesetzes-Joches, Ihm gegenüber auf ein Recht pochen kann, daß für alle unverdiente Gnade ist, was Er gewährt. (V. 30—32).

Anmerkungen

zu V. 26: „aus Sion“ statt „für“ oder „wegen Sion“ (LXX) setzte Paulus wohl, weil ihm in solchem Zusammenhang ‚Sion‘ schon ganz „das obere Jerusalem .. welches unsere Mutter ist“ (Gal. 4, 26), geworden war, der Wohnsitz Gottes, wie es etwa auch in Ps. 14(13), 7 verstanden ist: „aus Sion Hilfe für Israel“.

zu V. 28: „die Erwählung“ betrifft hier ‚ganz Israel‘ als auserwähltes Volk, während 11, 5 bloß die wiederum aus diesem Volke zur Zeit Pauli als Christgläubige herausgewählten Wenigen Gegenstand besonderer ‚Gnadenauswahl‘ waren, die ‚Auslese‘ von 11, 7; diese Ausdrücke sowie ‚Gnade‘ 11, 6 und ‚Gnadengaben‘ 11, 29 scheinen uns den 4. Abschnitt als ganzen zu rahmen; „ganz“ 11, 26 mit zweimal „alle“ 11, 32 das dritte Teilstück. (Das zweite wohl am ehesten die ‚Ölbäume‘ 11, 17, 24).

5. Paulus bewundert und bejubelt Gottes unfassbare Herrlichkeit. 11, 33—36

(33) „O welch eine Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind Seine Gerichte, und wie unaufspürbar Seine Wege.

(34) Denn wer hat des Herrn Gedanken erkannt, oder wer ist Sein Ratgeber geworden?

(35) Oder wer hat Ihm vorausgegeben, daß Er dafür wiedergeben müßte?

(36) Denn aus Ihm und durch Ihn und zu Ihm hin ist das All; Ihm die Glorie in die Ewigkeiten. Amen!“ (V. 33—36).

Angesichts des überschwänglichen Reichtums göttlichen Erbarmens, der sich in dem enthüllten Mysterium Israels so handgreiflich wie sonst nirgends offenbart, weil hier das dunkelste Rätsel der Geschichte, die anfängliche Heils-Versäumnis gerade des für dieses Heil zunächst bestimmten und vorbereiteten Volkes, die lichteste Lösung erfährt, bricht nun Saulus-Paulus in einen erschütterten und erschütternden Lobpreis des unerforschlichen

Gottes aus. (V. 34f. zitiert zuerst Is. 40, 13 und erinnert dann an Job 41, 2f., doch mit auf die Unverdienbarkeit der Gottesgaben verschobenem Akzent.) Daß alles, „das All“ der Schöpfung, von Gott ausgeht, durch Ihn gelenkt wird und zu Ihm versöhnt heimkehren wird, ist der Schlußgedanke, mit dem dieser Abgesang in's Gebet ausmündet wie der Auftakt 9, 1—5.

Der Heiden-Apostel aus den Juden kann mit diesem Aufblick zu Gott das Thema verlassen, weil von Ihm aus alles gut ist; in den durch sein Apostolat für den Glauben Gewonnenen aus den Heiden wird — und soll (15, 27!) — das Gesagte nachhallen, damit wir, was uns als Beitrag zur Endlösung aufgegeben ist (11, 14.25f.), auch unsererseits gut machen.

5. Von der ‚Juden-Mission‘ zum ‚Dienst für Kirche und Israel‘ Eindrücke von der Kasseler Studientagung ‚Kirche und Judentum‘

Papst *Innozenz III.* ist einmal der Tendenz, die Juden aus Rom auszutreiben, mit der Begründung entgegengetreten, die Juden müßten unter uns bleiben, „*denn sie erinnern uns an Gottes Gesetz*“. Im Zeichen dieses lapidaren Papstwortes, das der evangelische Christ jüdischer Herkunft, Prof. Dr. *Hans Ehrenberg*, in einem seiner Diskussionsvoten zitierte, stand weithin die zweite Nachkriegs-Studientagung über ‚Kirche und Judentum‘, die der ‚Deutsche Evangelische Ausschuß für Dienst an Israel‘ vom 27. Februar bis zum 3. März 1950 in Kassel veranstaltete. Die Fülle des dort Gebotenen auch nur überblicksweise zu erschöpfen, scheint uns unmöglich, aber auch unnötig, da vor allem die beiden reichsten Referate gedruckt werden sollen: Das des Marburger Kirchenhistorikers Prof. *Maurer* über die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses von Kirche und Judentum, das in der ersten uns bekannt gewordenen Einordnung der sämtlichen wechselnden Stellungnahmen Luthers zu den Juden in seine Gesamttheologie gipfelte. — Und vor allem das meisterhafte Hauptreferat des Tagungsleiters, des Münsterer Neutestamentlers Prof. Dr. *Rengstorff*, über altes und neues Gottesvolk im Lichte der Bibel, das die stets deutlichere Diaspora-Situation *beider* in einer neuheidnischen Welt herausarbeitete und mit Nachdruck beklagte, daß diese neue Solidarität zwischen Kirche und Israel noch nicht klarer erkannt und bezeugt worden ist. (Gerade so sei das ‚Judentum zum Suchen einer ‚politischen Lösung‘ veranlaßt worden, in Palästina, über deren theologische Beurteilung in Kassel nur kurz diskutiert wurde, Vorfrühling 1951 aber auf der dritten Studientagung in Düsseldorf eingehender gesprochen werden soll.) Im gleichen Geist trafen sich schon die sämtlichen Ansprachen des Eröffnungsabends; wie ein Leitmotiv wurde Bischof *Dibelius‘* Wort abgewandelt von „der unerläßlichen bußfertigen Besinnung der deutschen Christenheit auf ihren Anteil an der schweren Schuld gegenüber der Judenheit, die das deutsche Volk auf sich geladen hat und die immer noch nicht hinreichend erkannt und zugegeben wird.“

Besonders verantwortungswegend wirkte der Ausspruch des Rev. Dr. *De Jonge* vom britisch-christlichen Hilfswerk, wonach die Welt aus Deutschland ein neues Wort zum Judentum erwartet; und als mutige Tat empfanden alle, die den Ernst der Probleme kennen, daß der Herausgeber der ‚Deutschen Rundschau‘ Dr. *Rudolf Pechel* erklärte: „Solange nicht von der gewählten Vertretung Westdeutschlands eine verbindliche und definitive Erklärung zur Bereinigung des Vergangenen abgegeben ist, eine Erklärung, wie sie bis jetzt nur Präsident *Heuß* für sich

persönlich abgegeben hat, so lange müssen immer wieder wir Einzelne von diesen Dingen reden“.

Außer den erwähnten beiden Hauptreferaten brachte dann der erste Tag eine geschlossene Vorstellung des Auschwitz-Films ‚Die letzte Etappe‘; daß die darin gezeigten Leiden der Häftlinge hinter den wirklichen im Konzentrationslager vielfach zurückblieben, bezeugte als ehemaliger Insasse Dr. *Pechel*; andererseits war vor allem festzustellen, daß die wirkliche Hoffnungslosigkeit eines ‚*âge concentrationnaire*‘ (*Rousset*), eines Konzentrationslagerzeitalters, überhaupt nicht zum Vorschein kam, weil die sowjetpolnische Tendenz des Filmes fast von Anfang an eine aussichtsreiche Widerstandsaktion und als ‚letzte Etappe‘ deren Triumph zeigte.

Überaus treffend entwickelte am zweiten Tage Dr. *Alfred Wiener*, der Leiter der Londoner Wiener Library, der größten Literatursammlung über den zeitgenössischen Totalitarismus, daß die Judenfeindschaft ja nichts anderes als eine Anfangsform universalen Hasses gegen alle Religionen und alles höhere Menschtum überhaupt ist. — Ergänzend machte Studienrat Dr. *Nothmann*, Fürth, die Unterscheidung zwischen politischem „Antisemitismus“, der durch Entwicklung des Rechtsgefühls bekämpft werden müsse und menschlicher Aversion gegen die Juden, die durch besseres gegenseitiges Kennenlernen zu überwinden sei.

In einem Rundgespräch mit Pastor Lic. *Janssen*, Hannover, als lutherischem und Prof. *Thieme* als katholischem Teilnehmer vermochte Dr. *Nothmann* am dritten Tage selbst zu solchem Kennenlernen beizutragen, wie es s. E. nur durch persönliche Begegnung nicht durch Literatur zu erreichen ist. Er entwickelte nüchtern aber eindrucksvoll die Haltung des gesetzestreuen „Thora-Juden“, der nur fragt, was Gott ihm gebietet, nicht aber, was Gott ist und wie er seine Verheißungen erfüllen wird.

Die ganze Tagung wurde regelmäßig eröffnet durch Betrachtungen von Prof. Dr. *Oepke*, Leipzig, über die für das Thema ‚Kirche und Judentum‘ entscheidenden Kapitel 9—11 des Römerbriefes, woran sich am vierten und letzten Tage eine Aussprache eben darüber anschloß. Die Gewißheit, daß Gottes Verheißungen für sein altes Bundesvolk unverändert gelten und nur in bestimmter Hinsicht vorübergehend ihre Auswirkung unterbrochen ist, wurde auch durch Prof. *Oepke's* Auslegung bestätigt.

Neben den Referaten her liefen meist in kleinerem Kreise ungemein anregende Gespräche, vor allem mit den beiden Vertretern des niederländischen „reformierten Rates für Kirche und Israel“ Pfarrer *Grolle*, Utrecht, und Pfarrer *Kroon*, Amsterdam. Es

war zu spüren, daß die Holländer aus der gemeinsamen Verfolgungssituation besonders weitgehenden Anstoß zur theologischen Arbeit geschöpft und eine Menge Beiträge zum Verständnis des Neuen Testaments anzubieten haben, über die noch viel nachzudenken und auszutauschen sein wird. (Z. B. daß die Kirche im eigentlichen Sinne die Gemeinschaft der Versöhnung zwischen Heiden und Juden ist.)

Neben der internen Arbeit der Studientagung liefen öffentliche Veranstaltungen für die Kasseler evangelische Gemeinde. Pfarrer G. Hedenquist, Stockholm, zur Zeit als neuer Generalsekretär des Internationalen Komitees für „Christian approach to the Jews“ in London, Dr. Otto Freiherr von Taube, Gauting, und Pfarrer Freudenberg, Bad Vilbel, forderten nachdrücklich auf, die Verschwörung des Schweigens mit Bezug auf unsere Schuld gegenüber Israel zu brechen. Auch der Kasseler Landesbischof Dr. Wüstemann fand in Ansprache und Predigt ergreifende

Worte über die Möglichkeit echter Reue — im Frieden Jesu Christi. Und die Gesamtheit der evangelischen Teilnehmer bat die Synode der EKID um ein öffentliches Wort der Versöhnung. (vgl. S. 23)

Aufs Ganze gesehen bedeutete diese Kasseler Tagung gegenüber der Darmstädter von 1948 einen gewaltigen Schritt voran, indem an die Stelle eines bloß „missionarischen“ Besitzerstandpunktes mehr und mehr das echte, auch hinhörende Gespräch tritt. Der katholische Christ kann nur hoffen, bald auch unter eigenen Glaubensgenossen ähnliche fruchtbare Gespräche führen zu können. In dieser Richtung war es ein verheißungsvolles Zeichen, daß der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Paderborn in der Person von Prof. Dr. Josef Höfer seinen Referenten für interkonfessionelle Fragen nach Kassel entsandt hatte und dieser starke Eindrücke von Ernst und Fruchtbarkeit der dort geführten Gespräche empfing.

(Aus „Der christliche Sonntag“ Nr. 13 v. 26. 3. 1950)

6. Echo und Aussprache

6a) Aus der Antwort der Herausgeber an einen Theologen auf dessen Abbestellungsbrief

Der Herausgeberkreis des „Rundbriefs zur Förderung der Freundschaft zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente“ ist Ihnen für die Offenheit Ihrer Stellungnahme vom 23. 1. 1950 anlässlich von Nr. 5/6 aufrichtig dankbar. Wir sind bemüht, aus dieser wie — Sie wissen es dank unserer Rubrik ‚Echo und Aussprache‘ — aus jeder Kritik an unserer Arbeit zu lernen und haben darum über Ihren Brief und unsere Antwort darauf auch unseren Beirat befragt...

... Der zentrale Vorwurf einer „Verfälschung des Sinnes der hl. Schrift“ mit der Begründung: „in dem höheren Sinn des Neuen Bundes ist nun einmal der Alte Bund wirklich aufgehoben“, erfordert natürlich gründliche Prüfung. Wir glauben allerdings, daß diese Prüfung im einzelnen jeder Leser des mit kirchlicher Druckerlaubnis vorgelegten und sich ganz in den Bahnen der heute führenden Ausleger (wie Kuß, Lagrange OP., Maier, Peterson) und Dogmatiker (wie Journet und Schmaus) bewegenden Kommentars zu Röm. 9—11 in Nr. 5/6 und 7 selbst vornehmen kann. Er wird dann feststellen, daß von ‚Aufhebung‘ des alten Bundesvermögens nur im Sinne der Emporhebung und Läuterung die Rede sein kann, *nicht* aber im Sinne einer Abschaffung oder Außerkraftsetzung. (Letzteres

höchstens suspensiv, aufschiebend, und temporär, vorübergehend!). Wenn es, wie wir als katholische Christen unerschütterlich glauben, wahr ist, daß mit der von Gottes Wort durch St. Paulus bezeugten „Rettungstat am Ende“ unser Herr und „Gott, der der Gott der Väter ist, seine Treue, die durch die Geschichte der menschlichen Untreue hindurch siegreich bleiben wird“ (Röm. 3, 3; 11, 11f. 24!) „offenbart“ (Schmaus), wie dürfte dann ein gläubiger Christ behaupten, die alttestamentliche Verheißung der Juden sei schlechthin abgeschafft? Man muß vielmehr sagen: Diese Verheißung ist im Neuen Bunde einerseits — und nicht nur durch Röm. 9—11! — bestätigt, andererseits geklärt; wir können deutlicher als jene unterscheiden, was daran mehr im geistlichen Sinne als fleischlich-greifbar zu verstehen ist. Wir können dies; tun wir es immer? Unser Rundbrief möchte anregen, hier besonnen und tapfer im Rahmen des mündlich überlieferten an der Erschließung der Sinnfülle des schriftlich aufgezeichneten Gotteswortes weiterzuarbeiten, absolut nüchtern, wofür die Besprechung des Buches von Wilkinson in Nr. 7 eine Probe gibt.

Wir möchten hiernach zuversichtlich hoffen, daß bei Überprüfung des vorstehend Gesagten Sie uns Recht geben und unsere schwere Arbeit zum wenigsten mit Ihrer Fürbitte unterstützen werden...

6b) Freundschaft oder Missionsarbeit?

Der Rabbiner Steven S. Schwarzschild nimmt in der Zeitschrift „Der Weg“ zur Arbeit der Organisationen und Gruppen, die dem Verständnis zwischen Juden und Christen dienen wollen, die nachstehend wiedergegebene Stellung. Im Anschluß daran, präzisieren wir als Antwort darauf den Charakter unserer eigenen Arbeit. Dr. Schwarzschild schreibt:

In der letzten Zeit ist eine ganze Anzahl von Organisationen und loseren Gruppen gebildet wor-

den, deren Zweck die Annäherung von Juden und Nichtjuden und die Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Juden in Deutschland und Deutschen sein soll. Daß auf diesem Gebiet viel gute und sogar erforderliche Arbeit geleistet werden konnte, steht fest, denn es muß jedem unterrichteten Menschen klar sein, daß das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden im Nach-

kriegsdeutschland natürlicherweise keineswegs eines ist, daß dem Interesse einer *allmenschlichen Verständigung* und Verbrüderung entsprechen würde. Seitens der Juden steht der Erreichung dieses Ziels die stete Erinnerung, die immer wieder neu aufbrechende Wunde, die ihnen in diesem Land von diesem Volk zugefügt worden ist, und der peinigende Verdacht, daß der nazistische Geist noch bei weitem nicht geschwunden ist, im Wege. Von seiten der Nichtjuden besteht zunächst noch das berechnete schlechte Gewissen über die Vergangenheit, das sich oft in einer gewissen mit Bravour vorgetragenen Aggressivität ausdrückt. Zweitens wird, wiederum nicht unberechtigt, empfunden, daß die in Deutschland verbleibenden Juden das jüdische Volk und das Judentum weder physisch noch geistig auf ihrem höchsten Niveau vertreten — wahrlich, denn außer kärglichen Überresten hat man uns ja körperlich ermordet und geistig erdrosselt —, und drittens existieren noch immer *verschwommene Vorstellungen* über alles Jüdische, die ein Gemisch von Erinnerungen aus dem „Stürmer“ mit oberflächlichen Eindrücken von den jüdischen Nachverfolgungs- und Nachkriegerscheinungen sind. Für diese meistens gar nicht böswillige Unkenntnis und Verkennung mag das Beispiel der jungen Berichterstatterin angeführt werden, die sich über das Laubhüttenfest erkundigte und zuletzt die zögernde Frage stellte, ob „in den Laubhütten Götzenbilder angebracht werden“; — es scheint, daß sie im Vorjahr das Bild des zeusartig bebärteten Theodor Herzl in einer Sukkah gesehen hatte!

Verständigungsorganisationen

Es ist vielleicht gut, wenn man folgende Überlegungen anstellt, so daß Juden wie Nichtjuden sie gleichermaßen bedenken können: diese Freundschafts- und Verständigungsorganisationen können in zwei Gruppen untergeteilt werden, von denen die erste zum Beispiel durch den Kreis um die in der Schweiz in deutscher Sprache erscheinende protestantische Zeitschrift „Judaica“ und den um den in Freiburg i. Br. veröffentlichten römisch-katholischen „Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente“ dargestellt wird. Die eine mehr wissenschaftlich, die andere mehr theologisch, stehen beide Schriften dem jüdischen Menschen ehrlich und *betont sympathisch* gegenüber. Ohne daß man ihre Aufrichtigkeit im mindesten in Zweifel ziehen könnte, verabscheuen, verurteilen und bekämpfen sie den Antisemitismus. Kein Wunder, daß einige hervorragende jüdische Persönlichkeiten wie Rabbiner Dr. Leo Baeck, Professor Martin Buber und Professor Hans-Joachim Schoeps an ihnen mitwirken. Ihr unverhülltes letztes Ziel ist jedoch die christliche Missionierung, d. h. die Bekehrung der Juden. Sie nehmen von ihrem Standpunkt aus die praktische Arbeit an der Aufgabe auf, die auch dem Judentum vorschwebt: alle Menschen unter „der“ Wahrheit (für Christen das Christentum, für Juden das Judentum) zu vereinen. Die prinzipielle Berechtigung zu einer solchen Handlungsweise besitzt jede ehrliche, d. h. von ihrem Wahrheitsgehalt und ihrer *menschheitsumspannenden Aufgabe* überzeugte Religion. Aber diese *prinzipielle Berechtigung* darf doch nicht abstrakt, theoretisch, sondern muß aus der konkreten, historischen Situation heraus aufgefaßt werden.

Fairneß der Auseinandersetzung

Man muß sich fragen, ob deutsche Christen wirklich in der moralischen Lage sind, für das Christen-

tum zu werben. Man fahre heute nur einmal durch das in voller Vorbereitung auf die nächstjährigen Passionsspiele sich befindende Oberammergau und denke an den vormaligen Jesus, diesmaligen Prologsprecher, den Pg. Alois Lang! Oder man erinnere sich an die bedauernde Aussage des hohen evangelischen Geistlichen, der zugeben mußte, daß Gedenkfeiern für die Opfer des Faschismus in den evangelischen Kirchen wohl an dem Umstand leiden werden, daß viele Pfarrer vielleicht damals *selbst an dem Treiben* beteiligt gewesen sein mögen. Und zweitens fragt man sich über die Fairneß einer Auseinandersetzung zwischen Juden und Christen über letzte Probleme in der augenblicklichen Lage. Die Kirche will sich doch sicherlich nicht den Vorwurf machen lassen, daß sie einmal die afrikanischen Neger mit bunten Spielzeugen, dann die Juden durch mittelalterlich einengende Gesetze und jetzt durch moderne unverbindliche Freundschaftsbeteuerungen „von der Wahrheit überzeugen“ wollte. Durch das grauenhafteste Blutbad sind dem jüdischen Volk hierzulande alle seine geistigen Führer, seine Philosophen, Theologen, Lehrer und Rabbiner, ja sogar seine Lehrbücher und Bibeln entrissen worden. Während es so ohne jede *geistige Verteidigung*, ohne religiöse Schulung, ohne glaubensmäßige und weltanschauliche Bildung bis auf den Tod geschwächt ist, treten ununterbrochen auf solche Arbeit vorbereitete Schriftsteller, Polemiker und geistig voll bewaffnete Theologen an es heran, um mit ihm „zu rechten“. Welch leichtes, un verpflichtendes und unbefriedigendes Unternehmen!

Die zweite Gruppe solcher Organisationen enthält zum Beispiel den neu nach amerikanischem Vorbild gegründeten „Koordinierungsrat der Christen und Juden“ und andere, oft religiös ganz unbestimmte Vereinigungen, bei denen keine bewußten Bekehrungsmotive mitspielen. Auch auf diese trifft die eben erwähnte Reservierung zu! Ein im amerikanischen *Council of Christians and Jews* mitwirkender, prominenter Jude bemerkte kürzlich auf einem Besuch in Deutschland, daß ein solches Zusammensetzen hier, in Deutschland, doch einen gänzlich anderen, niederschmetternden Eindruck erweckt als in Amerika. „Wenn zu einem Gespräch, einem Dialog zwei Partner nötig sind, so fehlt hier der jüdische Partner. Es wird entweder ein Monolog der Christen oder ein Reden in den menschenleeren Raum.“ Es ist eine sehr schwierige Frage, ob sich überhaupt ungleiche Partner ernsthaft unterhalten können.

Wunden der Vergangenheit

Wenn Menschen Freunde sind, dann brauchen sie sich nicht hinzusetzen, sich anzuschauen und sich gegenseitig zu versichern, daß sie nun doch Freundschaft schließen wollen. Und wenn sie keine Freunde sind, dann ist ein solcher künstlicher Versuch, sie zu Freunden zu machen, im allgemeinen von vornherein zum Scheitern verurteilt. Wahre, natürliche Freundschaft erwächst aus gemeinsamen Erlebnissen und Erfahrungen, aus Erfolgen und Niederlagen, die man miteinander geteilt hat. Aber das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland in der aktuellen Vergangenheit besteht aus Trennung, Scheidung, Haß, Mißgunst, Kampf und Mord; die aktuelle Gegenwart kann noch nichts anderes hervorgebracht haben — und was die Zukunft bringen mag, kann heute niemand voraussagen. Die wichtige, ernsthafte und gutgemeinte

Frage ist auch hier: sollte man nicht vielleicht leben und leben lassen, vorläufig ruhig nebeneinander statt miteinander, sich langsam wieder kennen — möglicherweise sogar verstehen lernen, und die Wunden der Vergangenheit erst heilen lassen, bevor man sich zu neuen athletischen Anstrengungen auf dem Gebiete der Freundschaft aufrafft?

(In: „Der Weg“, 4 [Berlin, 25. 11. 49] 47 S. 9)

Nicht „Missionsarbeit“, wirklich: Freundschaft

Wir haben den vorstehenden Text aus der Feder des unsern Lesern bereits in Nr. 4 begegneten Rabbiners Dr. Schwarzschild übernommen, weil er uns willkommenen Anlaß bietet, einiges Klärende über unsere Freiburger Arbeit zu äußern.

Der erste Punkt, über den wir kein Mißverständnis aufkommen lassen können, ist gekennzeichnet durch den Satz, mit welchem Dr. Schwarzschild die Basler „Judaica“ und unsern Rundbrief zusammenfassend charakterisiert: „Ihr unverhülltes letztes Ziel... ist die christliche Missionierung, d. h. die Bekehrung der Juden“. — Zweifellos trifft dieser Satz für die „Judaica“ insofern zu, als sie vom Kreise der „Schweizer evangelischen Judenmission“ herausgegeben wird. Nicht ganz ebenso steht es aber mit unserm Rundbrief. Wir haben zwar nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir im Glauben gewiß sind, der Gott, der sich in Jesus von Nazareth offenbart hat, werde als in ihm Mensch gewordener zuletzt auch noch von seinem alten Bundesvolke anerkannt werden, wie er selbst es verheißen hat. Wir haben uns darüber hinaus auch niemals gegen das Bestreben derjenigen — katholischen und nichtkatholischen Christen — ausgesprochen, die, zu allen Zeiten der Kirchengeschichte vorhanden, sich zur Bezeugung der apostolischen Auferstehungsbotschaft speziell den Juden gegenüber verpflichtet gefühlt haben. Im Gegenteil, mit Persönlichkeiten dieser Art wie den Pères de Notre Dame de Sion, aus deren Kreis P. *Démann* in der vorliegenden Nummer zu Wort kommt, oder Reverend J. M. *Oesterreicher*, Wien/New York, fühlen wir uns besonders verbunden. Aber unsere Rundbriefe sind nicht abgefaßt, um direkt oder indirekt Juden das Evangelium von Jesus zu verkündigen, sondern um ‚Heidenchristen‘ ihre aus dem Evangelium erwachenden Verpflichtungen gegenüber den Juden als eine zentrale Angelegenheit unseres christlichen Glaubens bewußt zu machen und erfüllen zu helfen. Wenn wir also immer wieder von der endzeitlichen Anerkennung Jesu durch die Juden sprechen, dann geschieht dies ausschließlich, um unsere heidenchristlichen Leser daran zu erinnern, daß Gott jenes Volk nicht verlassen hat, dessen Hinwendung zu ihm selbst in der Person seines Sohnes er unzweideutig verheißt.

Mit dem Vorstehenden scheinen uns die an sich nicht unverständlichen Bedenken hinfällig zu werden, die Rabbiner Dr. Schwarzschild unter der Überschrift „Fairneß der Auseinandersetzung“ im Mittelstück seiner Betrachtung äußert. Auch wir sind uns aufs schmerzlichste bewußt, daß durch das

furchtbare Blutbad des letzten halben Menschenalters gerade die Judenheit Mitteleuropas unzähliger ihrer besten Vertreter beraubt worden ist und daß uns fast nur noch vereinzelte führende Persönlichkeiten als Gesprächspartner von dieser Seite gegenüberstehen. Wir möchten so zu wirken versuchen, daß recht bald wenigstens etwas mehr jüdische Menschen als bisher den Mut fassen könnten, wieder unter Deutschen zu leben.

Hier berühren sich unsere Bestrebungen in der Praxis mit den prinzipiell davon unterschiedenen Tendenzen der von Schwarzschild behandelten zweiten Gruppe, der „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“. Was unser Rundbrief und sein tragender Kreis speziell innerhalb des katholisch-christlichen Bereichs deutscher Zunge will, eben darum bemühen sich diese Gesellschaften auf interkonfessioneller Grundlage. Indem die Gläubigkeit jeder der beteiligten Gruppen respektiert und die Diskussion über den Glaubensinhalt, zu dem sich eine jede bekennt, zurückgestellt wird, versuchen diese Gesellschaften im Sinne einer Tendenz, wie sie gerade auch von Papst Pius XII. im letzten halben Menschenalter wiederholt proklamiert wurde, Menschen guten Willens wenn auch verschiedenen religiösen Bekenntnisses auf der Grundlage des gemeinsamen Glaubens an unser aller Gott und Vater zur praktischen Zusammenarbeit für positive Aufgaben der Verbesserung unseres Zusammenlebens und gegen alles, was dieses vergiftet, zu sammeln.

Uns will scheinen, daß solche Arbeit heute unerläßlich ist, gerade damit der jüdische Partner deutlicher in Erscheinung treten kann, damit gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen, wie sie eine kleine Elite im gemeinsamen Widerstandskampf gegen die Hitlerverfolgung schon gesammelt hat, Angelegenheit eines breiteren und breiteren Kreises von Menschen guten Willens werden. Denn es ist ja nicht wahr, daß „das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland in der aktuellen Vergangenheit ‚nur‘ aus Trennung, Scheidung, Haß, Mißgunst, Kampf und Tod“ bestehe; gerade bei den Besten besteht es auch aus: gemeinsamem Leiden, Kameradschaft im Widerstand, todüberwindender Liebe und Verbundenheit, plötzlich oder allmählich gewonnenem gegenseitigem Verständnis. (Wieviele jüdische Menschen in Deutschland waren in der Mitte der dreißiger Jahre bis zur Fassungslosigkeit darüber erstaunt, gerade bei christlichen Priestern, Pfarrern und Gläubigen verhältnismäßig mehr Stützen zu finden als irgendwo sonst in diesem Lande!)

Darum wagen wir also auf die Frage, mit der Dr. Schwarzschild schließt, ob man nämlich nicht vorläufig ruhig nebeneinander statt miteinander leben und leben lassen soll, entschlossen zu antworten: Nein. Das bloße Nebeneinander trüge allzu leicht die Keime eines Gegeneinander in sich; wir müssen aber miteinander leben, wir alle, die, Juden oder Christen, zu Zeugen des Gottes Abrahams berufen sind, der seine Diener an ihrer gegenseitigen Liebe erkannt wissen will.

7. RUNDSCHAU

a) „Mut zur Liebe“

Aus der Rede des Bundespräsidenten Theodor Heuß

Bei der Feierstunde der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Wiesbaden am 7. Dezember 1949 hielt der Bundespräsident, Professor Dr. *Theodor Heuß* eine

Rede, die ein so wichtiges Wort des höchsten Repräsentanten der deutschen Bundesrepublik zum deutsch-jüdischen und jüdisch-christlichen Problem darstellt, daß wir die entscheidenden Stellen auch hier wiedergeben zu müssen glauben. Der volle Wortlaut ist in einem Sonder-

druck vom Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden herausgegeben worden. Nach einer Antwort auf die seiner Rede vorangegangenen Ausführungen von Professor Dr. Morgen fuhr Bundespräsident Heuß fort:

Es hat keinen Sinn, um die Dinge herumzureden. Das scheußliche Unrecht, das sich am jüdischen Volke vollzogen hat, muß zur Sprache gebracht werden in dem Sinne: Sind wir, bin ich, bist du schuld, weil wir in Deutschland lebten, sind wir mitschuldig an diesem teuflischen Verbrechen? Das hat vor vier Jahren die Menschen im Inland und Ausland bewegt. Man hat von einer „Kollektivschuld“ des deutschen Volkes gesprochen. Das Wort Kollektivschuld und was dahinter steht, ist aber eine simple Vereinfachung, es ist eine Umdrehung, nämlich der Art, wie die Nazis es gewohnt waren, die Juden anzusehen: daß die Tatsache, Jude zu sein, bereits das Schuldphänomen in sich eingeschlossen habe.

Aber etwas wie eine Kollektivscham ist aus dieser Zeit gewachsen und geblieben. Das Schlimmste, was Hitler uns angetan hat — und er hat uns viel angetan —, ist doch dies gewesen, daß er uns in die Scham gezwungen hat, mit ihm und seinen Gesellen gemeinsam den Namen Deutsche zu tragen. Ich weiß: das, was ich hier sagen werde, wird manche Leute ärgern. Ich werde in den kommenden Wochen darüber Briefe erhalten, anonyme Briefe und auch offene Briefe. Das ist ja sozusagen eine passive Berufsfunktion meines Amtes geworden, Briefe zu empfangen. Aber selbst wenn diese Worte die Zahl dieser Briefe vermehren würden, kann mich das nicht stören. *Wir dürfen nicht einfach vergessen*, dürfen auch nicht Dinge vergessen, die die Menschen gerne vergessen möchten, weil das so angenehm ist. Wir dürfen nicht vergessen die Nürnberger Gesetze, den Judenstern, die Synagogenbrände, den Abtransport von jüdischen Menschen in die Fremde, in das Unglück, in den Tod. Das sind Tatbestände, die wir nicht vergessen sollen, die wir nicht vergessen dürfen, weil wir es uns nicht bequem machen dürfen. Das Schauerliche an diesen Vorgängen, von denen wir offen sprechen, ist dies: Es handelte sich nicht um den aufgestörten Fanatismus der Pogrome, von denen wir ehemals in den Zeitungen lasen, daß in Rußland, in Rumänien, dieses oder jenes geschehen sei, sondern es handelt sich um die *kalte Grausamkeit der rationalen Pedanterie*. Das war der sonderlich deutsche Beitrag zu diesem Geschehen. Und das Schrecklichste ist, daß dieser Vorgang sich nicht sozusagen emotional vollzog, was ja auch schlimm genug ist, sondern sich der Paragraphen bediente und eine Weltanschauung für lange Zeit sein sollte. Was war denn das für eine „Weltanschauung“? Das war der *biologische Materialismus*, der keine moralischen Kategorien kannte, aber die vertreten wollte, und der nichts wußte davon, daß es individuelle Wertsetzungen zwischen Mensch und Mensch gibt.

Lassen Sie mich ein persönliches Wort zu dem jüdisch-deutschen und jüdisch-christlichen Problem aus meinen eigenen Erfahrungen heraus sprechen. Wenn ich an die vier oder fünf nächsten Freunde in meinem Leben denke, die mich begleitet und mein Leben mit aufgebaut haben, so waren zwei oder drei davon Juden. War ich mit ihnen befreundet, weil sie oder trotzdem sie Juden waren? Ich war mit ihnen befreundet, weil der Funke der menschlichen Liebe zwischen uns sprang. Es hat auch Juden gegeben, denen ich in einem schlichten Bogen ausgewichen bin; aber nicht, weil sie Juden waren, sondern weil sie mir nicht lagen. Ich weiche auch heute noch manchen Leuten aus, die — sagen wir es in diesem Falle — „Arier“ sind.

(Dieses Wort „Arier“ ist die unmittelbare Bestätigung, daß der Ausbruch der Unbildung uns damals ihre Kategorien aufgezwungen hat.)

Warum sage ich das? Ich sage es deshalb, weil wir, auch wenn wir vor einem allgemeinen Problem stehen, dies begreifen müssen: daß wir *aus den globalen Wertungen des Menschen herauskommen müssen*. Wir dürfen nicht immer sagen: Er ist ein Franzose — also; er ist ein Engländer — also; er ist ein Deutscher — also; er ist ein Jude — also. Nein, so geht es nicht. Wir müssen im Verhältnis Mensch zu Mensch eine freie Bewertung des Menschentums zurückgewinnen.

Nun steht das jüdische Problem vor uns als Vergangenheit, es steht im moralischen Sinne aber auch vor uns als

drängende Gegenwart. Ich glaube, genügend von der sogenannten „jüdischen Frage“, wenn es eine solche gibt, zu verstehen. Ich war in meiner Studentenzeit mit Zionisten befreundet und bin mit ihnen befreundet geblieben, wo wir das Problem diskutierten: Kann aus der Kraft gemeinsamer Religion von Menschen der verschiedenen geschichtlichen Nationen eine neue Nation wieder geboren werden? Ich war auch befreundet mit Menschen, mit dem wenig schönen Worte „Assimilationsjuden“ benannt, die sich nun von einer sondernden Tradition der Vergangenheit völlig freimachen, aber doch bleiben wollten und geblieben sind in den Bindungen von Ritus und Glaube. Wir sehen das Problem, das uns vorher nie gestellt schien: das Problem von den christlichen Menschen jüdischer Herkunft, die nun in die tragischste Situation zurückgestoßen — nicht zurückgestoßen, sondern hineingestoßen — wurden, daß sie in ihrem christlichen Glauben, in ihrer deutschen Verbundenheit naiv, im fruchtbaren Sinne naiv, geworden waren, gegenüber dem, was ihnen vor allem plötzlich als „Schuld“ angerechnet wurde, ein unerhörtes Plus- und individuelles Verzweiflung und menschlicher Unsicherheit sind daraus entstanden. Ist es überhaupt zu verantworten, das Wort „Jude“ auszusprechen so in der Art und der suggestiven Wiederholung, wie man das in der nationalsozialistischen Zeit getan hat? „Ein Jude!“ Von der bunten Farbigkeit, von der Spannung im Jüdischen selber wußten sie nichts. Sie wußten auch nichts von der sozialen Strukturierung der deutschen Juden. Ich weiß etwas davon. Ich kenne das kleinbürgerliche jüdische Spießbürgertum aus dem Bilderbuch des deutschen Biedermeier und daneben oder dagegen jenes intellektualisierte Judentum, das oft genug und dann auch in der Verzerrung geschildert worden ist. Ich kenne die geistige Fruchtbarkeit der Auseinandersetzung mit ihrem Plus- und ihrem Minuszeichen. Ich habe aus diesen Spannungen viel gewonnen, nicht ich allein, was man nicht vergessen darf, wenn man sich nicht selber belügen will. Eine Zeitlang haben die Deutschen sich, wenn nicht selber belogen, so doch belügen lassen. Es hat einmal in der Nazizeit eine Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts gegeben. Liebermann fehlte natürlich darin, aber es fehlten auch Marées und Hildebrand, die unter den vielleicht zehn oder fünfzehn großen Deutschen zu nennen waren; weil sie jüdische Mütter gehabt haben, hat man ihnen die Wertigkeit ihrer Leistungen aus Dummheit von vornherein abgesprochen. Über ein Viertel der Nobelpreisträger der Naturwissenschaften trug deutsch-jüdische Namen. Wir haben es erlebt, daß ein deutscher Professor, er mag dumm gewesen sein, eine „Deutsche Mathematik“ schrieb mit der These, daß man nichts von dem, was ein jüdischer Denker geschaffen hat, hereinnehmen könnte. Das sind Dinge, die wir ruhig aussprechen müssen, weil wir es uns nicht so bequem machen wollen, um um diese Erbschaft herumzukommen.

Deutschland hat durch diesen Wahn unendlich viel verloren. Zu den merkwürdigen Erfahrungen dieser Zeit, die ich sammeln darf, gehören viele Briefe, die ich aus allen Kontinenten dieses Globus bekomme. Es sind viele, viele Briefe jüdischer Menschen darunter, denen die Heimat geraubt wurde. Ich glaube, fast die ganze Gemeinde von Heilbronn — verzeihen Sie das persönliche Wort — ist stolz darauf, daß ein Mann aus der gemeinsamen Heimat nun an dieser Stelle steht, obwohl sie nun wirklich ungeteilt waren. Sehr bewegend — und wir müssen etwas davon spüren, was in der Seele dieser Menschen vor sich geht, denen die Heimat geraubt worden ist, nur weil sie eben Juden oder Halbjuden gewesen sind — sind die in die Heimat gehenden Gedanken dieser Leute (von allen Briefen, die ich erhielt, hat nur ein einziger ein bitteres Wort enthalten), hier in Deutschland, dessen Sprache ihre Sprache, dessen Landschaft auch ihre Landschaft war, sind die Erinnerungen ihrer Jugend, ihrer wachsenden Jahre verwurzelt, hier liegen die Gräber ihrer Eltern. Dann aber lesen sie in der Zeitung, daß die Steine dieser Gräber umgeschmissen werden, daß Schändungen jüdischer Friedhöfe jetzt noch vorkommen. Ich habe neulich einmal dazu dies gesagt: jede solche Friedhofsschändung ist für Deutschland in seinem Kampfe um seine Stellung unter den Nationen eine verlorene Schlacht; aber sie hat nichts

zu tun mit Antisemitismus, sondern das ist die bewußte politische Lausbüberei von Menschen, die diesen Staat, in dem es Juden als Mitwirkende erst wenige gibt, die die Stellung dieses Staates zwischen den Völkern gefährden will.

Es mag für uns sehr schwer sein, uns in die Lage dieser Menschen hineinzudenken, die ein Stück deutscher Geschichte und deutscher Geistigkeit mit sich hinausgetragen haben und die nun nicht wissen, wie sie zu dem Lande stehen, das ihnen die Sprache und die Erinnerungen ihrer Jugend gegeben hat. Es ist die tragische Frage von ehemals: Die Frage des bewußten Juden, der ein Stück Deutschland doch immer in sich trug, wie er sich auch entwickelte. Ich möchte heute gern eine Unterhaltung pflegen können mit einem Manne wie Martin Buber in Israel, der ein bewußter Jude und ein Mehrerer des jüdischen Geistesgutes in religiösen Dingen ist und der doch auch aus der deutschen Geistesgeschichte der letzten vierzig Jahre einfach nicht hinwegzudenken ist, und der mit seiner schönen Sprache auch ein Anreicherer des deutschen Geistes geworden ist.

Für uns in Deutschland sind diese Fragen besonders gestellt. Aber sie gehen die ganze Welt an. Wir zuerst müssen sie in aller Ernsthaftigkeit aufnehmen, weil sie bei uns in dieser sinnlosen teuflischen Art behandelt wurden. Aber auch die andere Welt hat mit der Aufgabe, diese Dinge zu behandeln, nicht nur wir selbst. Es geht *alle* Völker an, *alle* Kirchen. Seine letzte Antwort findet es in der Seele des *einzelnen* Menschen.

Und nun würde es mir als ein Unrecht erscheinen, wenn an einem Nachmittag wie an diesem, in einer solchen Stunde, ein Name nicht genannt werden würde, der in dieses Gespräch hereingehört, wenn man ein Gefühl der Dankbarkeit und der Würde besitzt. Und dieser Name heißt Victor Gollancz. Ich kenne den Mann nicht. Ich habe einiges von seinen Schriften gelesen und habe mir manches von ihm erzählen lassen. Aber wie immer es sei in Bezug auf geistige Qualität und Originalität: als ich zuerst von ihm hörte, schien er mir ein Zeichen zu sein, ein Zeichen dafür, daß es noch etwas gibt, das ich den „*Mut zur Liebe*“ nennen möchte. Mut zur Liebe? Bedarf es dessen? Ja! Der Haß folgt der Trägheit des Herzens; er ist billig und bequem. Die Liebe ist immer ein Wagnis. Aber nur im Wagen wird gewonnen. (vgl. S. 23)

b) „Das große Schweigen ist gebrochen“

Erklärungen des Bundeskanzlers Dr. Adenauer über die Verpflichtung gegenüber den Juden

Bundeskanzler Dr. Adenauer kündigte in einem von ihm erbetenen Interview mit dem Chefredakteur der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland“, Karl Marx, an, daß das Bundesministerium beabsichtige, ein Referat für jüdische Angelegenheiten zu errichten. Es solle einem deutschen Juden übertragen werden. Dieses Referat solle den deutschen Juden die Gewißheit geben, daß die Bundesregierung alles tue, die staatspolitischen Rechte der Juden zu wahren. Für die Wiedergutmachung des an den Juden verübten Unrechts sei seit 1945 viel zu wenig geschehen. Die Bundesregierung sei entschlossen, die entsprechenden Maßnahmen zur Wiedergutmachung zu treffen. Sie werde dem Ausgleich der den Juden zugefügten Schäden ihre besondere Aufmerksamkeit widmen. Darüber hinaus wolle die Bundesregierung die Juden gegen jede Möglichkeit neuer Verfolgungen sichern.

„Wir werden jeden Antisemitismus nicht nur bekämpfen, weil er uns innen- und außenpolitisch unerwünscht ist, sondern weil wir ihn aus Gründen der Menschlichkeit mit aller Entschiedenheit ablehnen.“

Verbrechen, die unter dem nationalsozialistischen Regime und im Kriege begangen worden seien, sollten künftig mit aller Strenge bestraft werden. Die Verbrecher, die sich der Vernichtung von Menschenleben schuldig gemacht hätten, seien einer Amnestie nicht würdig.

„Die jüdischen Gemeinden sollen und müssen in Deutschland bestehen bleiben. Deutschland braucht den jüdischen Geist. Wir wünschen, daß die Juden in Deutschland mit gleichen Rechten und Pflichten am geistigen, politischen

und sozialen Aufbau unseres Landes teilhaben. Wir können und wollen ihre Mitarbeit nicht entbehren.“ Der Bundeskanzler gab dann bekannt, daß die Bundesregierung dem Staat Israel Waren zum Wiederaufbau im Werte von zehn Millionen Mark zur Verfügung stellen wolle. Dies solle das erste unmittelbare Zeichen dafür sein, daß das den Juden durch Deutsche zugefügte Unrecht wieder gutgemacht werden müsse.

(„Badische Zeitung“ Freiburg, v. 26./27. Nov. 1949)

Um Mißverständnisse über das oben erwähnte Angebot von Waren im Wert von zehn Millionen Mark für den Staat Israel zu begegnen, präzisierte der Bundeskanzler in einer Rundfunksendung seine Absicht folgendermaßen:

„... Ich hörte nun, daß diesen Worten oder dieser Gabe unterschoben wird, als wenn damit beabsichtigt sein sollte, allen materiellen Schaden, der den Juden zugefügt worden ist, als ersetzt anzusehen. Das ist eine Unterschiebung, die völlig falsch ist. Ich weise doch darauf hin, daß ich gesagt habe: das erste unmittelbare Zeichen dafür. Daraus geht hervor, daß diese Gabe von Waren nichts anderes sein soll als ein Zeichen des Willens der Wiedergutmachung. Die Wiedergutmachung muß unabhängig davon erfolgen.“

In einem Leitartikel zu dem Interview mit Dr. Adenauer schreibt Karl Marx, der amerikanische Hohe Kommissar McCloy habe seine Freude darüber ausgesprochen, daß der Bundeskanzler das Interview von sich aus veranlaßt habe. Auch McCloy schätze den Wert der klaren und deutlichen Sprache Dr. Adenauers. Marx betont am Schluß seines Leitartikels, daß mit diesem Interview „das große Schweigen gebrochen“ sei.

(Siehe auch unter 8. 1)

c) Die Juden und wir

In Heft 9 (September 1949) der „Frankfurter Hefte“ berichtet der Herausgeber, Eugen Kogon, über seine Ansprache vor dem Kongreß der deutschen Jüdischaft, der zum erstenmal seit 1932 im Juli 1949 in Heidelberg abgehalten worden ist. Am Schluß einer dort gehaltenen Ansprache hat Eugen Kogon folgendes gesagt:

„Für die neue deutsche Bundesrepublik möchte ich mir einen besonderen Vorschlag erlauben. Sie wird, in Anbetracht des bitteren Erbes, von dem aus sie beginnen muß, außergewöhnliches Gewicht darauf zu legen haben, daß ihre Beziehungen zum Staate Israel die besten werden, die es überhaupt geben kann. Ich fände es außerordentlich, wenn der Bundestag und die Bundesregierung, bald nachdem sie gebildet sind, eine Gelegenheit schaffen würden, in feierlicher Weise, stellvertretend für ganz Deutschland, den nationalsozialistischen Massenmord am jüdischen Volk mit Entsetzen und Abscheu zu verurteilen, die so lange schon hingeschleppte Wiedergutmachung an den Verfolgten und ihren Hinterbliebenen zu proklamieren und für die Zukunft dem aufrichtigen Wunsch Ausdruck zu verleihen, mit dem jüdischen Volk, wo immer seine Angehörigen leben mögen, besonders aber mit seinem Staat in Palästina in einem unerschütterlich guten Verhältnis zu bleiben.“

Den Anlaß zu einer solchen Erklärung würde schon die mittlerweile abgegebene Erklärung der Regierung von Israel abgeben, daß sie politische und wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland nicht aufzunehmen wünsche. Die Verwirklichung des von Kogon gemachten Vorschlags würde nicht nur einen Akt außenpolitischer Klugheit darstellen, sondern entspricht nur einem schlichten Gebot der Menschenwürde. Auszulöschen sind die in unserem Namen begangenen Verbrechen freilich nicht. Aber eine im Namen des deutschen Volkes abgegebene derartige Erklärung könnte wenigstens den Anfang dazu bilden, daß dieses schändliche Kapitel deutscher Geschichte allmählich von der Welt zu den Akten gelegt wird. Den unverbesserlichen Antisemiten, die leider immer noch oder schon wieder unter uns wohnen und sich diesem Vorschlag wütend widersetzen werden, wollen wir mit ein paar Sätzen entgegen, die Walter Rathenau, einer der größten Deutschen jüdischer Abstammung, im Jahre 1919 einem jungen Leutnant des ersten Weltkriegs geschrieben hat: „Sie lieben das Alte Testament und hassen — nein, mißbilligen — uns Juden. Sie haben recht, denn wir haben unsere Sendung noch nicht erfüllt. Wissen Sie, wozu wir auf die Welt

gekommen sind? Um jedes Menschenantlitz vor den Sinai zu rufen. Sie wollen nicht hin? Wenn ich Sie nicht rufe, wird Marx Sie rufen. Wenn Marx Sie nicht ruft, wird Spinoza Sie rufen. Wenn Spinoza Sie nicht ruft, wird Christus Sie rufen."

(In: „Deutsche Rundschau“, Stuttgart, Sept. 1949, Nr. 9)

d) Jüdische Jugend befragt Karl Barth

Die Leitung des Jüdischen Jugendbundes Emuna in Basel teilt uns mit:

Wie an dieser Stelle schon ausführlich berichtet, fanden im Kreise des *Jüdischen Jugendbundes Emuna* zwei Ausspracheabende mit dem bekannten protestantischen Theologen Prof. *Karl Barth* statt. Es wurden von einer Gruppe des Jugendbundes dem Referenten elf Fragen gestellt, deren Beantwortung eine gewisse Klärung des orthodoxen evangelischen Christentums und seinem Verhältnis zum Judentum bringen sollte.

Da es nicht möglich ist, alle elf Punkte in ihrer Vieltätigkeit in Rede und Widerrede wiederzugeben, begnügen wir uns mit der Behandlung von wenigen, die breite jüdische Öffentlichkeit immer wieder beschäftigten Fragen, wobei vor allem die christliche, also die uns weniger bekannte Auffassung dargestellt werden soll. Ein erster Problemkomplex drehte sich um die Tatsache, daß das Christentum, obwohl es das ganze *Alte Testament* anerkennt, die meisten dort enthaltenen Gesetze nicht einhält. Dies, obwohl Jesus in seiner Bergpredigt erklärte, daß bis Himmel und Erde zusammenkommen nicht ein Jota am alten Gesetz geändert werden darf.

Professor Barth beantwortete die Frage folgendermaßen: Jesus stand auf dem Boden Israels, also auf dem Boden der Anerkennung des Gesetzes als Lebensordnung für das Gottesvolk. Mit seinem Erscheinen ändert sich jedoch die Situation vollständig. In ihm erfüllt sich die Heilsgeschichte und damit erfüllt sich auch in ihm das Gesetz. An ihn glauben und in diesem Glauben leben, bedeutet im Geiste der Herrschaft Gottes leben, also Gesetzeserfüllung in der Freiheit.

In einer weiteren Frage wurde das Problem besprochen, wie die Prophezeiung Jesajas, der mit dem Erscheinen des Messias den Weltfrieden voraussagt, mit dem Glauben der Christen, daß Jesus der Messias sei, zu vereinbaren ist, wenn man berücksichtigt, daß in dieser sogenannten messianischen Zeit durch christliche Völker Kriege geführt und Glocken zu Kanonen umgegossen werden. Der Referent stellte fest, daß es überhaupt keine christlichen Völker gebe, sondern nur die christliche Gemeinde. Diese umfaßt nur eine kleine Schar, die in einer Welt von Sünde und Leid lebt. Dieser Welt hat sie eine Botschaft auszurichten, die im Widerspruch zur ganzen Weltgeschichte steht. Am Ende der Tage, wenn alle Welt in dieser Botschaft lebt, wird jeder eingesehen haben, daß das Heil bereits mit Jesus auf die Welt gekommen, daß dort die Aufgabe schon vollbracht wurde.

Jüdischerseits wurde hierauf betont, daß diese These sehr gefährlich sei. Es ist doch wohl nur ein schwacher Halt für den Menschen, wenn man ihm sagt, daß die Aufgabe schon erfüllt ist, und daß er dies nur einsehen muß. Prof. Barth meinte hierauf: Das Ziel sowohl für die Juden als auch die Christen ist dasselbe, nur der Weg ist verschieden. In einem Vergleich gesagt, gehen die Juden den Berg hinauf, während die Christen hinuntergehen. Es ist viel leichter und geschieht mit freierem Geist, wenn man erlöst das Ringen aufnimmt, als wenn man durch sein Kämpfen die Erlösung erst erlangt.

Die nächste Frage von besonderem Interesse, die eingehend besprochen wurde, ist die der *Judenmission*.

Woher nehmen die Christen das moralische Recht, Angehörige des Judentums zu missionieren, die eine reine Religion vertreten, während doch das Christentum in den Augen des Juden als ein Kompromiß von Jüdischem mit dem Heidentum zu gelten hat? Professor Barth wandte sich vorerst gegen jegliche Judenmission, wenn man darunter ein Missionieren versteht, wie es gegenüber den Heiden angewandt wird. Das Wort Judenmission sei unglücklich, da es absolut nicht das Verhältnis zwischen Israel und der

christlichen Gemeinde wiedergibt. Wir stehen nämlich beisammen. Gerade von Christus aus gesehen, gehören wir einem und demselben Volke an: Israel, das Volk, das auf Christus zugehe, und die christliche Kirche, die von Christus herkomme. Dies sei eine Einheit, die Israel nicht sieht. Die christliche Gemeinschaft könne nicht sein ohne Israel. Vom christlichen Standpunkte aus bedeute Christ sein, ein rechter Jude sein, denn das ganze Alte Testament strebe nach einem Punkte, nach seiner Erfüllung in Jesus Christus. Es solle keine Mission sein, denn der Jude müsse selbständig erkennen, daß das Alte und das Neue Testament eine Einheit bilden. Gerade an diesem Punkte zeigte sich in der Diskussion ganz besonders, wie grundverschieden die religiöse Auffassung von Juden und Christen ist, die ein tiefstes Verstehen der anderen Seite ausschließt. Ein Votant stellte hierzu fest, daß das Zentrum des Christen eben im „Erlöst-Sein“ bestehe und das des Juden im „Verpflichtet-Sein“.

Das letzte noch hier zu besprechende Problem ist das des *Antisemitismus*. Welche Erklärung gibt die Kirche für den Haß der Welt dem Juden gegenüber?

Die Antwort Professor Barths: Unter Welt müssen hier die wahren Christen ausgenommen werden, denn wahres Christentum ist mit Antisemitismus *unvereinbar*. *Israel* ist das von Gott auserwählte Volk. Es ist sowohl ein geschichtliches als auch theologisches Wunder. Wie versprochen, hält Gott seinem Volk die Treue. Die *Existenz Israels* ist der *eigentliche* Gottesbeweis. Die Welt will dies nicht annehmen, weil sie Gott nicht annehmen will. Der Haß gegen Christus. Die Juden sind wohl weder besser noch schlechter als andere Menschen, doch es wird ihnen ein *anderer* Maßstab angelegt. Wo viel Licht ist, da sind auch die Schatten stärker. Weil die Welt Israel nur *von außen* sieht, wird diesem Volk alles viel übler genommen. Israel müßte eigentlich auf den Antisemitismus, bei aller Verwerfung desselben, stolz sein, denn er ist ein *Beweis* seines Auserwähltseins und seiner hervorragenden Mission.

Jüdischerseits wurde festgestellt, daß dies vom evangelisch-theologischen Standpunkt aus wohl richtig sein möge, daß aber die *Realität* in ihrer vollen Grausamkeit eine derartig fatale Auffassung nicht zulasse. Hier müssen noch *andere* Faktoren berücksichtigt werden. Hierauf Prof. Barth: Das Theologische ist das Ganze. Es geht um das Verstehen von Gott her.

Bei der sehr angeregten *Diskussion* gelang es, in vielen Punkten auch einmal den Standpunkt der anderen Seite zu erfassen, soweit dies bei der Verschiedenheit der Grundauffassung überhaupt möglich ist. Dies war der Sinn und der Inhalt der Abende.

(In: „Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz“, Zürich 1950 Nr. 15, S. 26 f.)

e) Ein Denkmal in Holland

In feierlicher Weise wurde in Amsterdam das Denkmal enthüllt, das der Dankbarkeit der geretteten Juden für die Hilfe ihrer Mitbürger Ausdruck geben soll. Das Denkmal ist von dem Bildhauer Wertheim in französischem Sandstein geschaffen worden und steht auf dem Weesperplein, in der Nähe der Diamantenbörse, gegenüber dem modernen Gebäude, in dem früher jüdische Invaliden untergebracht waren. Die fünf Relieffiguren stellen in symbolischer Weise den gemeinsamen Kampf und das gemeinsame Leid von Juden und Nichtjuden während der Zeit der deutschen Besetzung Hollands dar: „Gottes Willen ergeben“ — die Haltung vieler Juden, die keinen Ausweg mehr sahen; „Vereinte Abwehr“ — der gemeinsame Kampf während des Krieges und in der Illegalität; „Geschützt durch eure Liebe“ — die aufopferungsvolle Hilfe, die viele Nichtjuden unter eigener Lebensgefahr den Juden angedeihen ließen; „Durch euren Widerstand gestärkt“ — der moralische Halt, den der Abwehrkampf der nichtjüdischen Bevölkerung den verfolgten Juden gab, angefangen vom Februarstreik des Jahres 1942, der vielen Amsterdamern das Leben kostete, über die Aktionen der verschiedenen Gruppen der Widerstandsbewegung bis zum aktiven Kampf der Eisenbahner und großer Teile der holländischen Bevölkerung im Hungerwinter 1944/45; und schließlich

„Trauernd mit euch“ — die gemeinsame Trauer um das gemeinsame Leid und die gemeinsamen Toten in den schweren Besatzungsjahren.

Der Denkmalsenthüllung wohnten u. a. der israelische Konsul, Herr Nassi, sowie Vertreter jüdischer Organisationen, der Stadt Amsterdam, des Staates und vieler Widerstandsgruppen bei.

(In: „Allg. Wochenzeitung der Juden in Deutschland“, Düsseldorf 10. 3. 50, Nr. 48)

f) „Die Türe der Heimat ist aufgegangen“

Unter diesem Titel ging uns ein beachtenswerter Aufsatz von Pfarrer Paul Vogt (Grabs) als Sonderabzug zu. (Sonderdruck aus „Leben und Glauben“, Evangl. Wochenblatt, Laupen, 24. Jahrgang, Nr. 49). In den Begriffen *Israel* und *Zion* sieht Pfarrer Vogt göttliche Tatsachen, die nun in Verbindung mit weltpolitischen Tatsachen, dem Zionismus vor allem, zu neuer Offenbarung gelangt sind. Daß die politischen Wurzeln des Zionismus in der anderen Judennot mitten unter den christlichen Völkern zu suchen sind, bezeichnet der Autor als „beschämende und erschütternde Tatsachen“. Dem Herzen eines gütigen Christen, der unermüdlich für bedrängte jüdische Menschen eingetreten ist, entstammen die ergreifenden Worte: „*Ich freue mich herzlich über die Gründung des Staates Israel* nach dem jahrzehntelangen zähen Ringen des Zionismus, weil ich mitgeweiht habe über unermeßliche Judennot, über Rechtlosigkeit, Heimatlosigkeit, Schriftenlosigkeit, Schutzlosigkeit, Hilflosigkeit jüdischer Menschen und über die Greuel, die an ihnen verübt wurden: Raub, Mord, Erschwerung von Ausreisen, Verhinderung von Einreisen, Deportationen, Flucht, Teufeleien am laufenden Band, Massenhinrichtungen, Massenerschießungen, Massenvergasungen. Und die trostlose Antwortlosigkeit der Völker auf die brennende Frage: Wohin mit den kläglichsten Resten des jüdischen Volkes aus dem ‚christlichen‘ Abendland?“ Ein solch mitfühlender Mann freut sich, daß die Türe der Heimat aufgegangen ist und sieht in dem großen Geschehen die Hand des Vaters aller Menschen, denn „Gott baut sein ewiges Reich für Juden und für Christen, Gott baut sein ewiges Reich mit Juden und mit Christen“, und mit dem schönen Wort: „*Beten wir für Israel!*“ schließt Pfarrer Vogt seine von tiefster Menschlichkeit und höchstem Verstande getragenen Ausführungen.

(In: „Israelitisches Wochenblatt f. d. Schweiz“, Zürich, 10. 2. 50)

g) Zusammenschluß aller Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit

Die Vorstände aller deutschen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit trafen sich am 26. Februar in Bad Nauheim zu einer Arbeitstagung. Es waren führende Persönlichkeiten von den örtlichen Gesellschaften aus München, Stuttgart, Frankfurt, Wiesbaden, Berlin, Offenbach und Freiburg vertreten, die zur Organisation ihrer zukünftigen Zusammenarbeit ein gemeinsames Komitee bildeten. Als Vertreter der evangelischen Mitglieder wurde Professor Dr. Edwin Redslob, Rektor der Freien Universität Ber-

lin, als Vertreter der katholischen Mitglieder Professor Dr. Joseph Maria Nielen, Frankfurt, und als Vertreter der jüdischen Mitglieder Dr. Alfred Mayer, Wiesbaden, gewählt. Besonderes Interesse fand die erstmalige Anwesenheit der Vertreter der Berliner Gruppe, die neben Professor Dr. Edwin Redslob von katholischer Seite Hans Engels, von jüdischer Seite Siegmund Weltlinger waren...

h) Christlich-jüdischer Kongreß in München

Der Kongreß von Geistlichen, Erziehern und Publizisten, den die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit nach München einberufen hatte, stand unter dem Thema der Überwindung des Vorurteils im Zusammenleben der Konfessionen. Die durch gemeinsam erlittene Verfolgung geförderte Annäherung müsse nun das brüderlich offene Wort zueinander ermöglichen, mit dessen Hilfe allein eine allmähliche und redliche Aufhellung noch zahlreicher Mißverständnisse und damit Vorurteile möglich sei. Bei aller Respektierbarkeit der klaren Differenzen sei es das dringende Gebot der Stunde, sich im Gemeinsamen zu formieren, im Verbindenden zu stärken.

Dem nicht nur politischen Problem des Antisemitismus galt vor allem in den sehr lebhaften Diskussionen die besondere Sorge, deren unverminderte Aktualität zu eindeutigen und endlich wirksamen Entschlüssen zwingt. Der bayerische Landesrabbiner Dr. Aaron Ohrenstein sagte, der Tag werde nicht mehr fern sein, wo der letzte Jude Deutschland und vielleicht Europa verlassen haben wird. Die Juden würden sich aber trotzdem bemühen, ihrer Umwelt keinen Anlaß zum Antisemitismus zu geben. Allerdings dürften sie von der Bevölkerung Verständnis für das Leid und die Verfolgungen voraussetzen, denen sie in den Jahren des Hitler-Regimes ausgesetzt waren. So war es weit mehr als eine nur dem Namen der Veranstalter verpflichtete Geste, wenn eine mit eindringlichem Ernst und großer Deutlichkeit verfaßte Resolution die Untat der Ansbacher Friedhofsschändung als aufrüttelndes Menetekel Eltern, Lehrern und der Geistlichkeit vor Augen führen soll. Die Resolution lautet:

„Angesichts der unzweideutig böswilligen Schändung des Ansbacher jüdischen Friedhofes am Vorabend des allen Offenbarungsgläubigen heiligen Osterfestes sehen sich die Teilnehmer der Münchener Tagung von Seelsorgern und Erziehern aller Konfessionen zu der Bitte an Eltern, Lehrer und Geistlichkeit veranlaßt: Helft uns die Komplexe und Vorurteile bekämpfen, denen solch unsagbarer Frevel wie die absichtliche Schändung von Gräbern entspringt! Helft uns vor allem der Jugend einzuprägen, wie tief katholisches und evangelisches Christentum in dem Gottesvolk des Alten Bundes und seinem religiösen Erbgut verwurzelt sind. Laßt euch nicht durch irgendwelche den einen oder anderen verbitternde Einzelerlebnisse von der Gewissenspflicht ablenken, jeder, sowie er kann, durch Werke der leiblichen oder geistlichen Barmherzigkeit wieder gutzumachen, was zwischen 1933 und 1945 in Deutschland und Europa an den Juden gesündigt worden ist“.

(Süddeutsche Zeitung vom 15. 4. 50)

8. KLEINE NACHRICHTEN

Zum jüdischen Referat bei der Bundesregierung

In der bereits mehrere Monate lang diskutierten Frage eines jüdischen Referats bei der Bundesregierung in Bonn (siehe auch unter „Rundschau“ in den Erklärungen des Bundeskanzlers Dr. Adenauer) tagte am 24. 3. 50 in München der Koordinierungs-Ausschuß der jüdischen Organisationen der amerikanischen Zone. Diese Tagung sandte an die Bundesregierung das nachstehende Memorandum:

„Namens der jüdischen Organisationen der US-Zone, die die überwiegende Mehrheit der im Bundesgebiet lebenden Juden vertreten, erlauben wir uns, Ihnen mitzuteilen, daß wir im Augenblick nicht die Möglichkeit sehen, einen Vertreter bei der Bundesregierung in Bonn vorzuschlagen. Die Ernennung eines Referenten für jüdische Angelegenheiten stellt dagegen einen Regierungsakt dar, auf den wir

keinen Einfluß haben wollen. Mit dem Ausdruck unserer vorzüglichen Hochachtung!

gez. Joseph Klibansky für den Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Hessen; Dr. Philipp Auerbach, Präsident des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern; Warscher für die jüdischen Gemeinden in Württemberg; Piekacz, Präsident des jüdischen Zentralkomitees der US-Zone.“

(Aus: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“, 4, Düsseldorf, 31. 3. 50)

„Als Deutsche und Christen“

Im Prozeß gegen den Regisseur des Filmes „Jud Süß“, Veit Harlan, in Hamburg, kam es nach der Vernehmung der Zeugin Niehoff zu gemeinen antisemitischen Kund-

gebungen und Ausschreitungen des anwesenden Publikums, die einen Rückschluß auf die Gesinnung der für Harlan parteinehmenden Kreise und damit auf ihn selbst erlauben.

Diese antisemitischen Kundgebungen sind von Bundeskanzler Dr. Adenauer mit Entrüstung zurückgewiesen und aufs schärfste verurteilt worden. In einer Erklärung an die Presse heißt es, der Bundeskanzler bedaure es aufs tiefste, daß sich im deutschen Volk Leute, wenn auch nur wenige, in so beschämender Weise ihren jüdischen Mitbürgern gegenüber verhielten. Der weitaus größte Teil des deutschen Volkes stimme mit ihm überein, „daß wir als Deutsche und Christen verpflichtet sind, das Unrecht, das an den Juden begangen worden ist, wieder gut zu machen und allen solchen Ausschreitungen aufs schärfste entgegenzutreten.“ Bundesinnenminister Dr. Heinemann nahm zu den Vorfällen in einer Rundfunkansprache in ähnlicher Weise Stellung.

Auch der Vorstand der SPD in Hannover verurteilte die antisemitischen Ausschreitungen in Hamburg; sie seien ohne Zweifel von Anhängern nationalistischer Gruppen inszeniert worden. Die deutsche Sozialdemokratie werde bestrebt sein, mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln solche Ausschreitungen entsprechend zu beantworten.

(„Badische Zeitung“, Freiburg i. Br. 17. 4. 1950)

Deutsche Studentenschaften gegen den Antisemitismus

Anläßlich der ersten ordentlichen Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Studentenschaften in Mainz, zu der 110 Delegierte sämtlicher Universitäten und Hochschulen der Bundesrepublik und Westberlins erschienen waren, nahm die Mitgliederversammlung des VDS in einem Dringlichkeitsantrag der Universitäten Göttingen und Berlin gegen die antisemitischen Ausschreitungen in Westdeutschland Stellung. In der Entscheidung heißt es: „Die Deutsche Studentenschaft verurteilt ausdrücklich jede Form von Antisemitismus. Sie bekennt sich zu einer im Rahmen des Möglichen materiellen, vor allem aber geistigen Wiedergutmachung des dem Judentum durch den Nationalsozialismus zugefügten Unrechts.“

(Aus: „Badische Zeitung“, Freiburg i. Br., 24. 4. 50, Nr. 49)

Legalisierung von „Misch-Ehen“

Ein Gesetz, das alle „Misch-Ehen“ in Deutschland legalisiert, die illegal nach der Veröffentlichung der Nürnberger Gesetze geschlossen wurden, ist der Bonner Bundesvertretung vorgelegt worden. Schätzungsweise werden ungefähr 2300 Ehen durch diese Maßnahme legalisiert werden.

Die jüdische Nation und die christliche Welt

Im Laufe einer außerordentlichen Debatte des israelischen Parlaments erklärte Ministerpräsident Ben Gurion bezüglich der Heiligen Stätten: „Die jüdische Nation wird getreu und ohne Vorbehalte alle Verpflichtungen gegenüber der christlichen Welt erfüllen. Sie wird den Schutz der Heiligen Stätten und die Achtung der religiösen Freiheiten aller Gemeinschaften ohne jede Einschränkung sicherstellen.“ Der Ministerpräsident fügte hinzu: „Jerusalem ist seit König Salomon, das heißt seit 3000 Jahren unsere Hauptstadt.“

(In „Umschau der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“, 2 [Stuttgart, März 1950] 2 S. 4)

Jüdische Kinder in christlichen Familien Jerusalems

Als nach den Regenfällen und dem Schneefall die Jewish Agency einen Aufruf erließ, jüdische Kinder aus den Lagern aufzunehmen, wollten sechs christliche Familien in Jerusalem nicht zurückstehen. Nach einer Konferenz mit dem Oberrabbiner wurden sie aber abgewiesen, weil sie keine rituelle Verpflegung bieten können. Das ließen sich aber die christlichen Frauen nicht gefallen. Unter Führung einer bekannten Norwegerin, die in Jerusalem wohnt, verlangten sie eine zweite Besprechung. „Ich nehme in mein Haus zehn Kinder auf, besorge für sie eine Köchin, einen Rabbiner und einen Religionslehrer.“ Da konnte

man nicht mehr nein sagen und das Gesuch wurde bewilligt.

(In: „Israelitisches Wochenblatt f. d. Schweiz“, Zürich, 24. 2. 50)

Die Erziehungsfrage in Israel

Die Frage der Erziehung in den Lagern führte vor einigen Wochen zu einer schweren Ministerkrise. Die Minister des orthodoxen Blockes beteiligten sich nicht mehr an den Debatten. Die von Ben Gurion angestrebte breitere Koalition kam nicht zustande. Es blieb daher nichts anderes übrig, als zu einem Kompromiß zu gelangen. Die Vereinbarung wurde nunmehr mit 62 gegen 14 Stimmen in der Knesseth genehmigt. Eine Abstimmung in den Lagern findet nicht statt, da der Wahlkampf noch zu einer größeren Trennung statt zur Befriedung der Gemüter geführt hätte. Vereinbart wurde, daß die yemenitischen Kinder ganz nach orthodoxen Prinzipien erzogen werden und zwar unter Aufsicht eines viergliedrigen Inspektorates. In den anderen Lagern werden gleichmäßig religiöse und nicht-religiöse Schulen eingerichtet. Die Eltern sollen entscheiden, in welche Schule die Kinder geschickt werden.

(In: „Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz“, 50 [Zürich, 24. 3. 50] 12 S. 4)

In Tel Aviv fand eine Pressekonferenz statt, in welcher die Herren J. Bernstein und Rabb. B. Cohen vom Sekretariat des Welt-Misrachi das Zwangsregime schilderten, unter welchem das religiöse Erziehungswesen, besonders in den Einwandererlagern leidet. Sie erklärten: „Wir kämpfen nicht um ein Erziehungsmonopol in den Lagern; es ist ein Kampf des Judentums um die Seele seiner Kinder, um die Zukunft des traditionstreuen Judentums und um das Recht der Eltern, die Kinder in ihrem Geiste erziehen zu lassen. Die gesamte religiöse Judenheit ist an dieser Auseinandersetzung beteiligt, und sie wird sich nicht zufriedengeben, solange die folgenden Forderungen nicht erfüllt sind: a) Übergabe der Betreuung und Erziehung religiöser Kinder an thora-treue Lehrer, damit diese ihre Aufgabe in einer religiösen Atmosphäre erfüllen können. b) Unterbindung jeglichen Zwanges gegen religiöse Eltern. c) Absolute Wahrung der Autonomie des religiösen Erziehungswesens.“

Im Verlag des Welt-Misrachi, Jerusalem, ist unter dem Titel: „Al techetu bajeled“ eine Broschüre erschienen, welche gegen die Versündigung an der Seele neu eingewandelter Kinder gerichtet ist.

(In: „Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz“, Zürich, 10. 2. 50)

Die christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz

In Basel hielt im März die christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz ihre Generalversammlung unter dem Vorsitz von Professor L. Weber (Freiburg) ab. Professor H. van Oyen, Präsident der Basler Gruppe, sprach im Namen der Reformiertgläubigen einer positiven Abwehr des Antisemitismus das Wort. Pfarrer Blum von der Römisch-katholischen Kirche drückte ebenfalls die Hoffnung aus, die Kirche möge sich bald offiziell hinter die Aufgabe stellen, durch immer neues und bestimmteres Mühen die Wahrheit zu unterstützen. Rabbiner Dr. A. Weil legte dar, daß es sich nicht darum handle, die bestehende Trennung in Glaubensfragen zu vertuschen, sondern Brücken zu schlagen und alte Vorurteile zu überwinden. Frau G. Kurz (Basel) berichtete über „Der christliche Friedensdienst und die Judenfrage“. Aus dem von Dr. H. Ornstein vorgelegten Jahresbericht geht eine starke Zunahme der Mitgliederzahl hervor, die zur Zeit 770 beträgt. An Stelle der zurücktretenden Vorstandsmitglieder H. Fürst (Basel) und Dr. G. Guggenheim (Zürich) wurden einstimmig gewählt: Professor H. van Oyen und Jean Nordmann.

(Nach „Basler Nachrichten“ vom 14. März 1950)

Deutscher Pfarrer nach Israel eingeladen

Die Regierung von Israel hat den Kreisdekan von Heidelberg, Dr. Hermann Maas, zu einem längeren Besuch nach Israel eingeladen. Die Einladung war von der Abteilung

für christliche Kirchen im israelischen Ministerium für religiöse Angelegenheiten angeregt worden. Dr. Maas, der als erster eine solche Einladung erhalten hat, setzt sich seit vielen Jahren für eine christlich-jüdische Verständigung ein und hat während der Jahre der Verfolgungen vielen Juden geholfen.

(In: „Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz“, 50 [Zürich, 17. 3. 50] 11 S. 9/10)

Ein belgischer Priester in Israel

Der belgische Priester Abbé Louis Salys ist in Israel angekommen. Er hat persönlich während der deutschen Besetzung vier Kinder gerettet und während drei Jahren unterhalten. Er erzog die Kinder jüdisch. Er sorgte dafür, daß sie ihre Gebete hebräisch sprachen und daß einer der Knaben Barmizwah (Reife) feiern konnte. Als die Kinder, die vor einiger Zeit in Israel ankamen, nachdem sie für ihre Reise von Abbé Salys ausgerüstet worden waren, dies erzählten, beschloß ein Ingenieur, ihn zum Besuche der Kinder einzuladen. Die israelische Linie El-Al stellte die Gratisreise zur Verfügung, das Finanzministerium übernahm die Kosten und das Departement für Touristen erledigte die Formalitäten zum Besuche der Heiligen Stätten. Man kann sich vorstellen, mit welcher Begeisterung der Priester im Kibbutz, wo die Kinder sich befinden, aufgenommen wurde.

(Aus: „Israelitisches Wochenblatt f. d. Schweiz“, Zürich, 24. 3. 50, S. 28)

Aus der Synodalerklärung der Ev. Kirche in Deutschland

„Wir sprechen aus, daß wir durch Unterlassen und Schweigen vor dem Gott der Barmherzigkeit mitschuldig geworden sind an dem Frevel, der durch Menschen unseres

Volkes an den Juden begangen worden ist. Wir warnen alle Christen, das, was über uns Deutsche als Gericht Gottes gekommen ist, aufrechnen zu wollen gegen das, was wir an den Juden getan haben. Denn im Gericht sucht Gottes Gnade den Bußfertigen. Wir bitten alle Christen, sich von jedem Antisemitismus loszusagen, und ihm, wo er sich neu regt, mit Ernst zu widerstehen, und den Juden und Judenchristen in brüderlichem Geist zu begegnen. Wir bitten die christlichen Gemeinden, jüdische Friedhöfe innerhalb ihres Bereiches, sofern sie unbetreut sind, in ihren Schutz zu nehmen. Wir bitten den Gott der Barmherzigkeit, daß er den Tag der Vollendung heraufführe, an dem wir mit dem geretteten Israel den Sieg Jesu Christi rühmen werden.“

([vgl. o. S. 15] Badische Zeitung, Freiburg/Br. 29./30. 4. 50)

Aus der Ansprache von Bundespräsident Theodor Heuß zum 1. Mai

„... Das seelische Verhältnis zwischen Völkern und Menschen muß entkrampft werden. Einige Ereignisse der letzten Woche stimmten zuversichtlich, andere traurig. Er sei froh, daß ein amerikanischer Gnadenausschuß die Dachauer Urteile überprüfen wolle, daneben aber umso betroffener, daß der Gesinnungsmob, der von der nationalsozialistischen Erziehung herrühre, sich wieder in antisemitischer Flegerei austobe. Die Pflicht jedes anständigen Menschen sei es, mit den Menschen jüdischen Geblüts den Frieden des Herzens und der Tat zu schließen. Er sei den christlichen Kirchen dankbar, daß sie dazu ihr Wort gesagt hätten. Aber auch der Staat, seine Gesetze und seine Richter müßten hier ihrer Pflicht genügen.“

([vgl. oben S. 17 ff.] Bad. Zeitung 2. 5. 50] nach Redaktionsschluß.

9. Literaturhinweise

Hans Joachim Schoeps, Aus frühchristlicher Zeit. Religionsgeschichtliche Untersuchungen. Tübingen 1950. Verlag I. C. B. Mohr. 320 Seiten.

Wiederum sind es reife Früchte lebensnaher Gelehrsamkeit, die das neue Werk des bekannten jüdischen Religionsforschers seinem Leser bietet. Neben Studien über das noch viel zu wenig erschlossene Gedanken- und Judentum des ersten Jahrhunderts, insbesondere des jüdenchristlichen Bibel-Übersetzers Symmachus, finden wir eine ganze Reihe von Arbeiten, die jeder am jüdisch-christlichen Religionsgespräch Interessierte kennen sollte: Während man von ungenügend mit der rabbinischen Tradition Vertrauten (auch Juden!) immer wieder vernehmen kann, Jesus sei seinem eignen Programm von Matth. 5,17 (das Gesetz nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen) untreu geworden, weist Schoeps überzeugend nach, daß dies in keinem einzigen der gewöhnlich dafür angeführten Fälle (Ahrens-ansprüche am Sabbat, Händewaschen vor der Mahlzeit etc.) streng genommen der Fall ist; speziell untersucht wird noch die Kritik späterer Gesetzesbestimmungen durch die ursprüngliche Gottesordnung (Matth. 19,8: „um eurer Herzenshärte willen... im Anfang aber war es nicht also“), — wobei wir nur gewünscht hätten, daß etwa auch jene Partien der Bergpredigt einbezogen worden wären, in welchen gegen von außen (aus dem sumerisch-babylonisch-kananäischen gemeinen Recht) in den Moses-Kodex notgedrungen aufgenommene urheidnische Prinzipien (wie: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“) die ursprüngliche Absicht des reinen Gottes-Gesetzes für Israel von Gottes Sohn wieder hergestellt worden ist. (Ich aber heiße euch, nicht zu widerstehen dem Bösen“ — Matth. 5,39 — „Du sollst dich nicht rächen“, Lev. 19,18!) — Bewußtmaßen ergänzungsbedürftig (S. 228), ja sogar einseitig die doch bloß relative Außerkraftsetzung des Sinai-Gesetzes als totale auffassend, aber trotzdem lehrreich, sind Untersuchungen über Paulus als rabbinische Gedanken weiterspinnenden Exegeten, vor allem zu Röm. 10,4. (Wo wir freilich „Christus Endsin des Gesetzes“ lesen, wie es der Textzusammenhang erfordert.) — Sehr schätzenswert sind auch für die vergleichende Betrachtung der beiden Ausprägungen der einen, Christen und Juden gemeinsamen, Offenbarungsreligion Studien wie die über Israels Auserwählungs-Begriff, „Von der imitatio dei zur Nachfolge Christi“, „Die Tempelzerstörung des Jahres 70 in der jüd. Religionsgeschichte“, die Tragweite von Jesu Worten gegen Pharisäer und Schriftgelehrte Matth. 23,31.37 hilft recht abschätzen eine Untersuchung über „Die jüdischen Prophetenmorde“, und von ganz besonderer Aktualität scheint uns in einer Zeit, deren Gebildete in hellen Haufen dem Gnostizismus zuströmen, ohne zu wissen, daß sie damit aufhören, dem Gott Abrahams — und Vater Jesu Christi zu gehören, der erdahnende Aufsatz zu sein: „Gnostischer Nihilismus. Zur Ideologie und Praxis der Gesetzesfeindschaft“.

John Wilkinson, Was hat Gott mit den Juden vor? Herausgegeben von H. L. Ellison, London o. J., 161 Seiten.

Dieses ursprünglich 1889 erschienene Buch wird von selten der Mildmay Judenmission, die sein Verfasser begründete, soeben in deutscher Übersetzung vorgelegt, um evangelische Christen zum Ernstnehmen der biblischen Verheißungen für das Volk der Juden zu ver-

anlassen. Es finden sich darin sehr anerkennenswerte Auslegungen, etwa von Römer 11, die dem offenbar auch unter Protestanten verbreiteten Mißverständnis entgegenstehen, die Verheißungen Gottes für sein altes Bundesvolk als solches seien dahingefallen.

Leider schießt aber der Verfasser weit über das Ziel hinaus, indem er einem oft zu einseitig spiritualistischem Verständnis der Verheißungen ein noch viel einseitigeres grob fleischliches Verständnis entgegensetzt. Wer die gesamten neueren Tendenzen auch der ersten evangelischen Ausleger des Neuen Testaments (und vereinzelter katholischer, wie, mit Vorbehalten, Sickenberger in seinem Apokalypsen-Kommentar, Bonn 1942, Seite 183) verfolgt, der wird feststellen, daß ein mehr oder minder verfeinerter „Chiliasmus“, die Erwartung eines lang anhaltenden christlichen Friedensreiches auf dieser Erde, auf breiter Front im Vordringen ist. Solche Tendenzen — vom S. Officium am 21. 7. 1944 als „gemilderter Millenarismus“ ausdrücklich verurteilt — scheinen uns vor allem für den Fall, daß weitere Kreise des christlichen Volkes sie sich zu eigen machen sollten, überaus gefährlich zu sein. (Daß damit auch die Apokalypse mißverstanden wird, dürfte ihr bedeutendster uns bekannter Kommentator, E. B. Allo OP, erwiesen haben.)

Wilkinsons Hauptargument geht dahin: Wenn die eine Hälfte der Verheißungen sich in Jesus von Nazareth greifbar erfüllt habe, müsse das auch mit der anderen Hälfte der Fall sein. Es wäre zu erwägen, daß schon der erste Teil der Erfüllung nicht wenige Züge geistlichen Erfüllungseigenschaften trug. (Der Täufer ist nicht einfach der wiederkehrende Elias, sondern „wenn ihr es annehmen wollt“ — Matth. 11,14 —, die Magier aus dem Morgenlande sind nicht unzweideutig dasselbe wie die „Könige“, die dem Davidsohn huldigen sollen, etc. etc.) Es hieße das ganze geistliche Schriftverständnis der Apostel preisgeben, wenn man für jede Verheißung der alttestamentlichen Prophetie ein buchstäbliches Eintreffen des so häufig in Bild und Gleichnis Vorausgesagten erwarten wollte. Gerade wer mit dem Verfasser auf Grund vollkommen unzweideutiger neutestamentlicher Aussagen am unerschütterlichen Weitergelingen der nur in ihren Auswirkungen zeitweise suspendierten Erwählung Israels festhält, wird doppelt Sorge dafür tragen müssen, diese theologisch gesicherte Überzeugung nicht durch Vermengung mit unhaltbaren Prognosen zu gefährden. Man möchte wünschen, daß hier theologische Klärungsarbeit besonders gründlich einsetzt, wenn u. U. sehr gefährlichen Irrtümern vorgebeugt werden soll, wie sie uns von Büchern gleich dem vorliegenden unter unbefangenen Lesern verbreitet zu werden scheinen. Recht unglücklich ist auch das Nachwort des Herausgebers, das den Antisemitismus als „im wesentlichen... ein deutsches Produkt“ bezeichnet (er „stand im Jahre 1879 dort plötzlich im Vordergrund, als Bismarck ihn für seine eigenen politischen Ziele benutzte“); ja, derjenige Hitlers „wurde von der Masse des Volkes mit Freuden begrüßt“, man fragt sich traurig, ob es denn sogar in den Werken bewußt christlicher Autoren unvermeidbar ist, daß derartige Geschichtsklitterungen zuerst in englischer und dann sogar noch in deutscher Sprache die Herzen mit Bitterkeit erfüllen. Die wohlmeinenden Absichten von Verfasser und Herausgeber sollen aber bei alledem nicht verkannt werden; der unterscheidungs-fähige Leser wird auch sicherlich aus der Durcharbeitung des Buches viel wertvolle Anregung zu schöpfen vermögen.

K. Th.

Bibliographische Notizen

Barthold, Erich, Das Problem 'Judentum und Christentum' im christlichen Religionsunterricht. In: Religion und Weltanschauung 5, 1 (1. 1. 1950).

Cohn, Ernst, Wir Juden, Auserwählung kein Privileg, sondern Aufgabe. DUZ 4, 24 (16. 12. 1949) Diskussionsbeitrag zur Nr. 5/6 bezeichneten Reihe.

Dirks, Walter, Der Fall Offenbach. Frankfurter Hefte 5, 1 (Januar 1950) — Die Gutachten für und wider Dr. Lewin. Frankfurter Hefte 5, 3 (März 1950).

In den Januar-FH überdies noch eine ganze Reihe höchst beachtenswerter Kurzbeiträge über das Verhältnis von Juden und Nichtjuden zueinander unter dem Sammel-Titel 'Aufhören toll zu sein', welcher dem Versöhnung atmenden 'Gebet einer Jüdin, welche Auschwitz überlebte' entnommen ist.

Kosmala, Hans, Jom Kippur. Judaica 6, 1 (1. 3. 1950).

van Oyen, Hendrik, Die geistige Bedeutung des Judentums. Ebenda. **Thieme, Karl**, Martin Buber und sein Moses. Schweizer Rundschau 49, 11 (Februar 1950).

Thoma, Franz, Die Geisteswelt der Psalmen. Religion und Weltanschauung 5, 1 (1. 1. 1950).

Wittenberg, Martin, Die Judenfrage als Frage der Kirche. Ev.-luth. Kirchenzeitung 4, 2/3 (31. 1. u. 15. 2. 1950). Ebenda 2, 18 (30. 9. 1948) erschien vom selben Autor ein materialreicher Beitrag 'Zur geistigen Lage der gegenwärtigen Judenheit'. Dasselbe Thema behandeln zwei Beiträge eines Ungenannten in 'Für Arbeit und Besinnung', Kirchl.-theolog. Halbmonatsschrift, 3, 22/32 (15. 11. u. 1. 12. 1949), worin 3, 24 eine Aufsatzreihe 'Kirche und Synagoge' begonnen hat, die uns noch nicht abgeschlossen vorliegt.

10. Aus unserer Arbeit

Es darf uns freuen, wenn das Referat auf dem Bochumer Katholikentag (vgl. Rundbrief Nr. 5/6, S. 3) gegenüber den bedrohlichen Tendenzen in der Wiedergutmachungsfrage als „die Stimme deutscher Katholiken“ in der internationalen Presse hervorgehoben wurde und wird. In der Bochumer Resolution wurde gefordert, daß das Wiedergutmachungsrecht auf Bundesbasis vereinheitlicht wird. Hierzu ist mittlerweile zu ergänzen, daß der Hohe Kommissar für die amerikanische Zone *John McCloy* in einem Brief an eine für diese Frage maßgebliche amerikanische Organisation vom 30. 1. 1950 mitteilt: „Das Entschädigungsgesetz, das in den Ländern der US-Zone in Kraft ist, wird von dem US-Hohen Kommissar nur als eine teilweise Lösung der Probleme betrachtet, mit denen es sich befaßt. Unser Amt studiert jetzt die Frage der Ausdehnung der Bestimmungen auf das ganze Gebiet der Bundesrepublik.“

— Auf unseren Rundbrief 5/6 schreibt uns der Hohe Kommissar: „Mit tiefer Wertschätzung danke ich für den Erhalt dieses Rundbriefes. Es wird mich freuen, diesen Bericht über ein so wesentliches Thema durchzusehen.“

Von evangelischer Seite wird gefordert: „Nicht nur die christlichen Brüder und Schwestern, die einst litten, warten auf ihr Recht... Die Kirchen, die einst den Mut hatten, Unrecht 'Unrecht' zu nennen, sollten jetzt den größeren Mut aufbringen, das Recht zu fordern. Liebe kann nur wachsen, wo das Recht nicht mit Füßen getreten wird.“ Inmitten der, wenn auch oft nicht offenen aber umso schmerzlicheren Gegenströmungen ist die Betonung des Zusammenhangs von Liebe und Recht an dieser Stelle besonders angebracht.

In einem Dankbrief auf den Rundbrief aus dem Verfolgtenkreis heißt es im Februar 1950: „... die Rundbriefe bringen viel Trost. Man hat das Gefühl, doch nicht allein zu sein und dies Bewußtsein ist schon unendlich viel wert.“ Aber auch die wirtschaftliche Lage der meisten ehemals Verfolgten ist fast unvorstellbar schlecht, obwohl allgemein die Auffassung herrscht, es ginge ihnen gut. (Es fällt z. B. mancherorts auf, daß die Christen jüdischer Herkunft bei Kirchenkollekten reichlich spenden. Und doch offenbart sich auch hier wieder ein Opfer der Armen, die nach den Jahren des Ausgeschlossenenseins nun ihrer Dankbarkeit in Gebefreudigkeit Ausdruck zu geben suchen.)

Gelegentlich eines England-Aufenthaltes, auf Einladung von Dr. Leo Baeck, ehemals Oberrabbiner von Berlin, seit 1945 London, konnte ich einen Abend im Kreise der „Association of Jewish Refugees“ verbringen. Bei diesem Anlaß dankten die ehemaligen deutschen Juden in England für die — unserer Ansicht nach nur allzu unzureichende — Hilfe in den Verfolgungsjahren. Dieser Dank möchte vor allem jene erreichen, die sich in dieser Zeit hilfreich betei-

ligten. Es wurde gesagt: „Wir Juden sind ein dankbares Volk. Viele deutsche Juden, wohl jeder in diesem Kreis, hat einen guten Freund gehabt; aber diese in den Verfolgungsjahren und insbesondere in den Zeiten der Deportation organisierte Hilfe für die sonst *Unbekannten* hat uns den Glauben an die Menschlichkeit erhalten. Dies werden wir nicht vergessen.“ Der weitere Inhalt des Abends spiegelt sich in dem hier wiedergegebenen Briefwechsel. Nach diesem Abend schrieb ich an die Association: „Darf ich den Dank der wenigen Überlebenden, die die große Last zu tragen haben, mitnehmen und um des Menschlichen willen die mir nahestehenden Kreise wissen lassen, daß diese Wenigen, die soviel menschliches Versagen an sich in dieser Weise erfahren mußten, den ihnen Unbekannten danken, die damals den bis dahin unbekannten Nächsten zeigen wollten, daß es in der Zeit der Unmenschlichkeit noch Menschen gab. Darüber hinaus nehme ich auch das Wissen um den Schmerz des deutschen Juden im Ausland mit, daß, nachdem das geistige Judentum in Deutschland vernichtet wurde, es mit Deutschland nur noch das Band der Treue ist, das mit denen verbindet, die damals die Treue hielten...“ Die Association antwortete: „... Sie haben in Ihrem Brief die Empfindungen zum Ausdruck gebracht, die auch wir, von der anderen Seite, verspürten, als wir den Abend mit Ihnen verbringen durften. Wir müssen gemeinsam hoffen, daß eine menschliche Betrachtungsweise der großen und kleinen Probleme unserer Zeit allmählich zu einem Verschwinden, oder zumindest zu einer Verringerung der bestehenden Spannungen führt.“ — Um der Wiederherstellung des Menschenbildes willen habe ich auf Anregung jüdischer Freunde über die Hilfsarbeit in der Verfolgungszeit erstmals öffentlich im englischen Rundfunk erzählt. Das vielfache Echo gibt die folgende Stimme wieder: „... So schrecklich viele Einzelheiten sind und die Erinnerungen an das Schicksal meiner Angehörigen, die damit verbunden sind, so ist doch die Betonung des Positiven tröstlich: der Opfermut so vieler Unbeteiligter, der Appell an alles Gute im Menschen, die Rettung mancher und der geistige Beistand für viele. Es ist auch eines der Paradoxe dieser Zeit, daß eine Aktion, die vom offiziellen Deutschland der Nazizeit als vaterlandsfeindlich bestraft wurde, in die Geschichte eingehen wird als ein Ruhm für deutsche Menschen...“

Gertrud Luckner.

Mr. *Hans Lamm*, Nürnberg, Eichendorffstraße 65, der z. Z. an einer Studie über das Schicksal der Juden und sogen. jüdischen „Mischlinge“ in Deutschland von 1933—1945 arbeitet, wäre jedem, der zu diesem Thema Angaben oder Erinnerungen beitragen könnte, für deren Übersendung dankbar. — Umgehende Rücksendung wird zugesichert.

Aus dem voraussichtlichen Inhalt von Nr. 8:

Papst Pius XII. empfängt J. Isaac, den Autor von *Jésus et Israël*.

Die 18 Thesen Isaacs und die 10 Seelisberger Thesen zum christlichen Religionsunterricht über Israel.

Antisemitismus — Antiklerikalismus, ein Rundfunkvortrag.

Verus Israel; — M. Simons Standardwerk über die christlich-jüdischen Beziehungen im 2.—4. Jahrhundert nach Christus.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Umfang von ca. 16 Seiten. — Preis der Einzel-Nummer DM 1.—, der Doppel-Nummer DM 2.— Folge II (Nr. 5.—8.) DM 4.— an Dr. Gertrud Luckner/Rundbrief Postscheck-Konto Nr. 8035 Freiburg i. Breisg. Bezug durch die Geschäftsstelle Dr. Gertrud Luckner, Freiburg i. Breisgau, Werthmannplatz 4, Deutscher Caritasverband. — Druck: Schwarzwälder Tagblatt GmbH, Villingen

RUNDBRIEF

zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem
Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente

Folge 1949/1950

Freiburg, August 1950

Nummer 8/9

Aus dem Inhalt:

1. Christliche Lehrverkündigung über das Alte Gottesvolk der Juden .	Seite 3
a) Papst Pius XII. empfängt den Verfasser von „Jésus et Israël“ . .	Seite 3
b) Die 18 Thesen Isaacs aus „Jésus et Israël“	Seite 4
c) Die 10 Seelisberger Thesen von 1947 zum christlichen Religions- unterricht	Seite 5
d)* Das Ringen um die rechte Verkündigung der Passion Jesu Christi	Seite 6
e) Thesen christlicher Lehrverkündigung im Hinblick auf umlaufende Irrtümer über das Gottesvolk des Alten Bundes (Die 1950 in Schwal- bach gemeinsam von evangelischen und katholischen Theologen revidierte Fassung der Seelisberger Thesen von 1947)	Seite 9
f) Bemerkungen zur Schwalbacher Fassung der Seelisberger Thesen	Seite 11
2.* Antisemitismus — Antiklerikalismus. Ein Vortrag am Bayrischen Rundfunk, von Karl Thieme	Seite 12
3. Zur Erinnerung — zur Warnung Aus dem Adventshirtenbrief des Bischofs von Berlin, Kardinal Konrad, Graf von Preysing vom 3. Adventssonntag, 13. Dezember 1942 . . .	Seite 14
4. „Jüd! Jüd!“ Eine Kindheitserinnerung von Klara Maria Faßbinder	Seite 14
5.* Altchristlich — jüdisches Gegenüber in neuem Licht (Ein Buchbericht)	Seite 16
6. Erklärung der Evangelischen Synode in Berlin-Weißensee vom April 1950 zur Judenfrage	Seite 18
7. Echo und Aussprache	
a) Ein Akt der Wiedergutmachung.	Seite 19
b) Hat Gott das deutsche Volk verstoßen?	Seite 19
c) Briefwechsel mit einem Zweifler	Seite 20
8. Rundschau (u. a. Der Fall „Ahasver“).	Seite 21
9. Kleine Nachrichten (u. a. Israel-Parlament lehnt Kollektivschuld-Theorie ab)	Seite 29
10. Literaturhinweise (u. a. Schalom Asch „Der Nazarener — Der Apostel“)	Seite 29
11. Aus unserer Arbeit	Seite 31

Nachdruck gestattet. Für die im Inhaltsverzeichnis mit * gekennzeichneten Beiträge wird um das übliche
Zeilenhonorar gebeten Als Manuskript gedruckt

1. Christliche Lehrverkündigung über das Alte Gottesvolk der Juden

Vorbemerkung:

Wann immer Gott Außerordentliches geschehen läßt, hat Er den Menschen etwas zu sagen. Durch die Sintflut und die Bewahrung der Arche darin, durch die Herausführung der Söhne Israels aus Ägypten und ihre Besenkung mit dem Gelobten Lande, durch ihre Vertreibung daraus mittels der Babylonier und ihre (teilweise) Heimführung mittels der Perser, vor allem aber dadurch, daß der wahre Messias Jesus von den offiziellen Repräsentanten des eignen Volkes nicht als dessen König anerkannt, sondern der römischen Besatzungsmacht ans Messer geliefert wurde und daß wenig später der falsche Messias ‚Bar Kochba‘ bis zu den höchsten Autoritäten hinauf (Akiba) Anerkennung fand — aber die politische Totalkatastrophe der palästinensischen Judenheit heraufbeschwor, — durch alles dieses hat nach unserem Glauben Gott gesprochen. Ähnlich dürfen wir — mit vielen christlichen Heiligen — annehmen, daß Er auch durch Ereignisse der seitherigen Geschichte sprach, etwa durch das Exil der Päpste in Avignon, durch die Katastrophe der abendländischen Glaubensspaltung (von welcher der fromme Willibald Pirkheimer sagte: Die Evangelischen haben die Katholischen fromm gemacht), durch Prüfungen wie die der französischen Revolution, des deutschen ‚Kulturkampfes‘, des russischen Bolschewismus.

Gleich von 1933 an begannen sich ernste Christen in großer Anzahl zu fragen, was Gott den Seinen durch die damals angebrochenen Ereignisse sagen wolle. Während manche anfangs noch von Illusionen ungeheurer Möglichkeiten ‚positiven Christentums‘ versucht wurden, wuchs rasch, vor allem gerade im einfachen Volke, der Kreis jener, welche in Hitler einen der unheimlichsten Vorläufer des Antichrist erkannten. Und gar nicht ganz wenige haben damals auch empfunden, daß er gerade durch seinen diabolischen Judenhaß seine abgründige Widerchristlichkeit erwies. Unter diesen Hellhörigen begann man sich dann zu fragen, ob nicht die soeben erlebte *heilsgeschichtlich erste* gemeinsame Verfolgung von Juden und Christen durch ein grausiger denn je wiedererstandenes ‚neues Judentum‘ das ‚Zeichen‘ neuer göttlicher Absichten mit Bezug auf das Verhältnis zwischen dem Volke des Alten und dem des Neuen Bundes sei.

Andererseits wurden auch die Juden vielfach von verwandten wiewohl sehr verschieden getönten Fragen bewegt. Waren sie nicht früher durch Jahrhunderte gerade von solchen verfolgt worden, die sich Christen nannten? War es nicht merkwürdig, daß diesmal noch am ehesten bei Christen Hilfe zu finden war, wenn auch längst nicht in dem Maß, wie man es von einer Gemeinschaft der Nachfolger Jesu von Nazareth an sich erwarten durfte? Zeigten nicht viele Schmähreden der Verfolger, daß frühere christliche Anklagen gegen „die Juden“ immer noch nachwirk-

ten und wohl auch christlichen Widerstand gegen die Verfolgung (als vermeintlich unabwendbares Verhängnis) lähmten? Mußte man nicht jene Christen, die guten Willen zeigten, beschwören, daraus die Konsequenz einer Revision ihrer Verkündigung über das Alte Gottesvolk zu ziehen?

Aus solchen und ähnlichen Erwägungen heraus kam es verschiedenenorts zu spontanen und voneinander unabhängigen Ansätzen ‚christlich-jüdischer Zusammenarbeit‘, wobei in mehreren Etappen versucht wurde zu klären, wie eine der biblischen Wahrheit des Alten und des Neuen Bundes gemäße christliche Lehrverkündigung über Juden und Judentum nach dem heutigen Stande unsres Wissens und Gewissens lauten müßte.

Wir veröffentlichen im Folgenden eine Reihe von Dokumenten, welche die wichtigsten Stationen des in diesem Sektor zurückgelegten Weges zu verfolgen gestatten: das (vorläufige) Ziel, das uns in der bereinigten Schwalbacher Fassung der Seelisberger Thesen von 1947 erreicht zu sein scheint, wird durch den Vergleich gewiß um so heller beleuchtet werden.

Als Auftakt und als Symptom dafür, wie ernst von allerhöchster kirchlicher Stelle diese Bestrebungen genommen werden, diene der Bericht des französischen Historikers jüdischer Herkunft Jules Isaac über seinen Empfang durch Papst Pius XII. am 16. Oktober 1949.

Es folgen die 18 Thesen, die als Diskussionsgrundlage über die christliche Lehre vom Jüdischen durch Isaac am Schlusse seines Buches, *Jésus et Israël* vorgelegt worden sind.

Sodann die von diesen Thesen des jüdischen Historikers zum Teil beeinflussten 10 Thesen der christlichen Teilnehmer an jener Seelisberger Konferenz von 1947, auf welcher der ‚Internationale Rat der Christen und Juden‘ begründet wurde.

Weiter folgt die wohlwollende, aber nicht unkritische Auseinandersetzung mit Isaacs Werk, die einer unserer Mitherausgeber 1949 in der ‚Schweizer Kirchenzeitung‘ veröffentlicht hat.

Und schließlich bringen wir die definitive Fassung, welche die vom ‚Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden‘ auf der Tagung vom 6. bis zum 8. Mai 1950 in Bad Schwalbach bei Wiesbaden eingeladenen evangelischen und katholischen Theologen den Seelisberger Thesen zu geben beschlossen haben, — zusammen mit einigen erklärenden Bemerkungen, die nachweisen möchten, daß in dieser Form das Seelisberger Anliegen jede christliche Lehrverkündigung, welche ihm gerecht wird, nicht abschwächen und entchristlichen, sondern nur stärken und immer echter christlich werden lassen kann.

1 a) Papst Pius XII. empfängt den Verfasser von „Jésus et Israël“

Jules Isaac berichtet:

„Ich hatte die Ehre, zur Audienz bei Seiner Heiligkeit Papst Pius XII. am Sonntag, dem 16. Oktober letzten Jahres, in Castel-Gandolfo in der schönen Umgebung des Albaner Gebirges und des Albaner Sees empfangen zu werden.

Als Nichtkatholik, der ich bin und als welchen ich mich vorstellte, bin ich mit so vollkommener Unbefangenheit und so offensichtlichem Wohlwollen

aufgenommen worden, daß ich mich ermutigt fühle, offenen Herzens zu sprechen.

Ich habe zuerst kurz dargelegt, wie ich dazu gekommen war, mich dem Studium der jüdisch-christlichen Probleme von der geistigen Ebene her zu widmen, die trotz der augenblicklichen Wichtigkeit des weltlichen Palästina-Problems die wesentlichste bleibt.

Ohne näher auf die jüdisch-christliche Zusammen-

arbeit einzugehen, weil ich wußte, und daran erinnerte, daß unser Freund Bedarida darüber mit dem Heiligen Vater gesprochen hatte, schilderte ich das von all meinen Bemühungen angestrebte Ziel, das in der Erziehung zu unverfälschter christlicher Unterweisung über Israel liegt, mit der Absicht, eines der hauptsächlichsten zwischen Christen und Juden bestehenden Hindernisse zu beseitigen. Ich sagte, daß wir in dieser Hinsicht schon mit einigen gut katholischen Gesinnungsgenossen ein Stück Weg zurückgelegt und auf der Seelisberger Tagung ein positives Resultat durch die ganz durch Christen erfolgte Aufstellung von zehn Thesen erreicht hätten, deren Text ich vorgezeigt habe.

Ich betonte die außerordentliche Wichtigkeit eines solchen Resultats, vorausgesetzt, daß es in die Tat umgesetzt wird. Ich sprach dem Heiligen Vater meine wärmste und tiefe Überzeugung darüber aus, daß, wenn er einwilligte, die zehn Thesen zu prüfen, sie prüfen zu lassen, und danach ihre Verbreitung bei den Kirchenbehörden aller Länder zu empfehlen, daß dann ein großer Schritt auf dem gewiß Gott wohlgefälligen Wege getan wäre und daß dies für die Zukunft der jüdisch-christlichen Beziehungen hervorragend wichtig werden könnte.

Der Heilige Vater hat mir sehr aufmerksam zugehört und hatte die Güte, mir diese Überprüfung zuzusichern. Ich habe ihm mit der Broschüre der Seelisberger Tagung die beiden bis dahin erschienenen Nummern unseres Bulletins übergeben, zeigte ihm dabei noch in Nr. 2 den von ihm anerkannten Text des Apostolischen Rundschreibens über die Bitte „pro perfidis Judaeis“. Bei diesem Thema erlaubte ich mir, darauf hinzuweisen, daß das Unterlassen des Kniebeugens bei diesem einzigen Oremus — schwierig ist es übrigens für den Historiker, mit Gewißheit zu bestimmen, wann und aus welchem Grunde diese Unterlassung beschlossen worden ist — ein vielleicht schwerwiegenderes Faktum war als die Übersetzung „Treulos“: Eine diese Bestimmung aufhebende Entscheidung könnte ebenfalls starken Nachhall in den israelitischen Herzen finden.

Der Heilige Vater hat mir bis zum Schluß mit gleichbleibender Güte und, schien mir, mit verständnisvoller Sympathie zugehört. Er geruhte, mir seinen päpstlichen Segen zu erteilen, den ich mit Dankbarkeit und tiefer Ehrerbietung empfang.“

Aus „Chronique Religieuse de la Question d'Israel“, Bulletin Catholique trimestriel I, 4 vom 1. 1. 1950.)

1b) Die 18 Thesen Isaacs aus „Jésus et Israël“

Es sei mir gestattet, den Christen guten Willens — im gemeinsamen Einverständnis über das Prinzip der notwendigen Erneuerung — die folgenden achtzehn Punkte, wenigstens als Diskussionsgrundlage, zur Prüfung vorzulegen;

Christlicher Unterricht, der dieses Namens würdig ist, sollte

1. allen Christen wenigstens Elementarkenntnisse vom Alten Testament vermitteln und die Tatsache unterstreichen, daß das — nach Substanz und Form — echt semitische Alte Testament die Heilige Schrift der Juden war, bevor es die Heilige Schrift der Christen wurde;
2. daran erinnern, daß ihm ein großer Teil der christlichen Liturgie entnommen ist und daß das Alte Testament — das Werk (von Gott erleuchteten) jüdischen Geistes — bis heutigentags eine ständige Inspirationsquelle für christliches Denken, christliche Literatur und Kunst gewesen ist;
3. sich vor dem Weglassen der grundlegenden Tatsache hüten, daß Gott sich in seiner Allmacht zuerst dem von Ihm erwählten jüdischen Volk geoffenbart hat; sowie daß der grundlegende Glaube an Gott vom jüdischen Volke bewahrt und danach der christlichen Welt weitergegeben worden ist;
4. auf Grund der wertvollsten historischen Forschungen anerkennen und loyal aussprechen, daß das Christentum nicht aus einem degenerierten, sondern aus einem lebendigen Judentum entstanden ist, wie es der Reichtum der jüdischen Literatur, der unbezwingbare Widerstand des Judentums gegenüber dem Heidentum, die Vergeistigung des Gottesdienstes in den Synagogen, der Ausstrahlungsbereich des Proselytentums, die Vielfalt religiöser Sekten und Richtungen, die Erweiterung der Glaubenslehre beweist; sich davor hüten, den historischen Pharisäismus als bloße Karikatur hinzustellen;
5. sich darüber klar sein, daß die Geschichte ein

ausdrückliches Dementi der theologischen Legende von der Zerstreuung — als providentieller Strafe (für die Kreuzigung) — gibt, da ja die Zerstreuung des jüdischen Volkes zur Zeit Jesu vollendete Tatsache war und aller Wahrscheinlichkeit nach der größere Teil des jüdischen Volkes zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in Palästina lebte; sogar nach den beiden großen jüdischen Kriegen (im ersten und zweiten Jahrhundert) gab es keine Zerstreuung der palästinensischen Juden;

6. die Gläubigen vor gewissen redaktionellen Tendenzen der Evangelien warnen, besonders im vierten Evangelium vor dem häufigen Gebrauch der Kollektivbezeichnung „die Juden“ in einengendem und pejorativem Sinne — als Feinde Jesu: die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Pharisäer, — ein Vorgehen, das letztlich nicht nur die historischen Perspektiven verfälscht, sondern der Gesamtheit des jüdischen Volkes gegenüber Abscheu und Verachtung einflößt, während in Wirklichkeit dieses Volk keinen Anlaß dafür bietet;

7. ganz ausdrücklich sagen, damit jeder Christ es wisse, daß Jesus Jude war, aus alter jüdischer Familie, daß er (nach jüdischem Gesetz) acht Tage nach seiner Geburt beschnitten worden ist; daß der Name Jesus ein gräzisierten jüdischer Name ist (Jehoschua), und Christus das entsprechende griechische Wort für das jüdische „Messias“ ist; daß Jesus eine semitische Sprache, das Aramäische, wie alle Juden in Palästina, sprach; und daß, wofern man die Evangelien nicht in ihrem Originaltext, der in griechischer Sprache gehalten ist, liest, man das Wort nur durch eine Übersetzung der Übersetzung kennt;

8. mit der Heiligen Schrift anerkennen, daß Jesus, der „unter dem Gesetz“, d. h. unter dem jüdischen Gesetz, geboren wurde, „unter dem Gesetz“ gelebt hat; daß er bis zum letzten Tag nicht abließ, die dem Judentum eigentümlichen Riten zu praktizieren; daß er bis zum letzten Tage nicht davon abließ,

sein Evangelium in den Synagogen und im Tempel zu predigen;

9. nicht die Feststellung unterlassen, daß Jesus als Mensch nur „der Diener der Beschnittenen“ (Rö. 15, 8) gewesen ist; daß er allein aus Israel seine Jünger berief; alle Apostel waren Juden wie ihr Herr;

10. deutlich nach den Evangeliumstexten zeigen, daß, bis auf seltene Ausnahmen und bis auf den letzten Tag, Jesus nicht aufgehört hat, die begeisterten Sympathien der jüdischen Volksmassen zu finden, in Jerusalem ebenso wie in Galiläa;

11. sich vor der Versicherung hüten, daß der Mensch Jesus vom jüdischen Volk abgelehnt worden sei, daß dieses sich geweigert habe, ihn als den Herrn und Sohn Gottes anzuerkennen, und zwar aus dem zwiefachen Grunde, weil die Mehrheit des jüdischen Volkes ihn selbst nicht gekannt hat, und weil Jesus vor dem Teil des Volkes, der ihn kannte, niemals öffentlich und ausdrücklich als solcher aufgetreten ist; zugeben, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der messianische Charakter des Einzugs Jesu in Jerusalem am Vorabend der Passionszeit, nur von einer kleinen Anzahl bemerkt werden konnte;

12. sich vor der Versicherung hüten, daß zuallermindest Jesus von den Führern und qualifizierten Vertretern des jüdischen Volkes abgelehnt worden sei; die ihn gefangen nehmen und verurteilen ließen, nämlich die Hohenpriester, waren nur die Vertreter einer kleinen Rom unterwürfigen und vom Volk verachteten oligarchischen Kaste; was die Schriftgelehrten und Pharisäer betrifft, so geht aus den Evangeliumstexten selbst hervor, daß sie nicht einstimmig gegen Jesus waren; nichts beweist, daß die geistige Elite des Judentums an der Verschwörung teilgenommen hat;

13. sich vor der Vergewaltigung der Texte hüten, um darin die globale Verwerfung Israels oder eine Verfluchung zu finden, die nirgends im Evangelium explizit ausgesprochen ist; sich darüber Rechenschaft geben, daß Jesus immer darum besorgt war, für die Volksmassen Mitleidsgefühl und Liebe zu bekunden;

14. sich überdies vor der geläufigen und traditionellen Versicherung hüten, daß das jüdische Volk das unsühnbare Verbrechen des Gottesmordes begangen und dafür auf sich, im großen ganzen, die volle Verantwortung genommen habe; sich vor einer solchen Versicherung nicht nur zu hüten, weil sie schädlich ist, Haß und Verbrechen hervorbringt, sondern auch, weil sie von Grund auf falsch ist;

15. die Tatsache ins Licht rücken und durch die vier Evangeliumsfassungen betonen, daß die Hohenpriester und ihre Mitschuldigen ohne Wissen des Volkes und sogar aus Furcht vor dem Volke (gegen Jesus) gehandelt haben;

16. was den jüdischen Prozeß gegen Jesus betrifft, anerkennen, daß das jüdische Volk weder etwas dafür kann noch irgendeine Rolle dabei gespielt hat; daß die Ausschreitungen und Brutalitäten, die man ihm zur Last legt, von den Wachen und einigen Oligarchen begangen worden sind; daß im vierten Evangelium kein jüdischer Prozeß und kein Zusammentreten des Synedriums erwähnt werden;

17. was den römischen Prozeß betrifft, anerkennen, daß der Prokurator Pontius Pilatus völlig Herr über Jesu Leben oder Tod war; daß Jesus verurteilt worden ist wegen messianischer Präntentionen, was in den Augen der Römer, nicht in denen der Juden, ein Verbrechen war; daß das Kreuzigen eine typisch römische Strafe war; sich vor der Beschuldigung hüten, das jüdische Volk habe Jesus die Dornenkrone aufgesetzt, was ein grausames Spiel der römischen Soldateska war; sich davor hüten, die von den Hohenpriestern aufgestachelte Menge mit dem ganzen jüdischen Volk oder auch nur mit dem jüdischen Volk in Palästina gleichzusetzen; dessen antirömische Gesinnung außer Zweifel steht; festhalten, daß das vierte Evangelium die Hohenpriester und deren Leute als Anstifter angibt.

18. schließlich nicht vergessen, daß der ungeheuerliche Ruf: „Sein Blut komme über uns und über unsre Kinder“ nicht mehr Geltung hat als das Wort: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“.

1c) Die 10 Seelisberger Thesen von 1947 zum christlichen Religionsunterricht

1. Es ist hervorzuheben, daß ein- und derselbe Gott durch das Alte und das Neue Testament zu uns allen spricht.

2. Es ist hervorzuheben, daß Jesus von einer jüdischen Mutter aus dem Geschlechte Davids und dem Volke Israel geboren wurde, und daß seine ewige Liebe und Vergebung sein eigenes Volk und die ganze Welt umfaßt.

3. Es ist hervorzuheben, daß die ersten Jünger, die Apostel und die ersten Märtyrer Juden waren.

4. Es ist hervorzuheben, daß das höchste Gebot für die Christenheit, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, schon im Alten Testament verkündigt, von Jesus bestätigt, für beide, Christen und Juden, gleich bindend ist, und zwar in allen menschlichen Beziehungen und ohne jede Ausnahme.

5. Es ist zu vermeiden, daß das biblische und nachbiblische Judentum herabgesetzt wird, um dadurch das Christentum zu erhöhen.

6. Es ist zu vermeiden, das Wort „Juden“ in der ausschließlichen Bedeutung „Feinde Jesu“ zu ge-

brauchen, oder auch die Worte „die Feinde Jesu“, um damit das g a n z e jüdische Volk zu bezeichnen.

7. Es ist zu vermeiden, die Passionsgeschichte so darzustellen, als ob alle Juden oder die Juden allein mit dem Odium der Tötung Jesu belastet seien. Tatsächlich waren es nicht alle Juden, welche den Tod Jesu gefordert haben. Nicht die Juden allein sind dafür verantwortlich, denn das Kreuz, das uns alle rettet, offenbart uns, daß Christus für unser aller Sünden gestorben ist.

Es ist allen christlichen Eltern und Lehrern die schwere Verantwortung vor Augen zu stellen, die sie übernehmen, wenn sie die Passionsgeschichte in einer oberflächlichen Art darstellen. Dadurch laufen sie Gefahr, eine Abneigung in das Bewußtsein ihrer Kinder oder Zuhörer zu pflanzen, sei es gewollt oder ungewollt. Aus psychologischen Gründen kann in einem einfachen Gemüt, das durch leidenschaftliche Liebe und Mitgefühl zum gekreuzigten Erlöser bewegt wird, der natürliche Abscheu gegen die Verfolger Jesu sich leicht in einen unterschiedslosen Haß gegen alle Juden aller Zei-

ten, auch gegen diejenigen unserer Zeit, verwandeln.

8. Es ist zu vermeiden, daß die Verfluchung in der Heiligen Schrift oder das Geschrei einer rasenden Volksmenge: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ behandelt wird, ohne daran zu erinnern, daß dieser Schrei die Worte unseres Herrn nicht aufzuwiegen vermag: „Vater, vergib ihnen,

denn sie wissen nicht, was sie tun“, Worte, die unendlich mehr Gewicht haben.

9. Es ist zu vermeiden, daß der gottlosen Meinung Vorschub geleistet wird, wonach das jüdische Volk verworfen, verflucht und für ein ständiges Leiden bestimmt sei.

10. Es ist zu vermeiden, die Tatsache unerwähnt zu lassen, daß die ersten Mitglieder der Kirche Juden waren.

1d) Das Ringen um die rechte Verkündigung der Passion Jesu Christi

In jedem Zeitalter tauchen neue Fragen und Wünsche unter den Menschen auf, denen die Kirche Christi die gute Botschaft von der Erlösung verkündigt. Es ist unsere Pflicht, diese Anliegen in der rechten Weise zu berücksichtigen, weder taub dafür zu sein, noch uns durch sie vom Wege der ganzen Wahrheit ablenken zu lassen.

So haben wir uns auch gegenüber den Anregungen zu verhalten, die von christlichen, katholischen und protestantischen Mitgliedern der vom International Council of Christians and Jews einberufenen „Dringlichkeitskonferenz zur Bekämpfung des Antisemitismus“ (Seelisberg, 31. 7. bis 5. 8. 1947) an die religiösen Autoritäten der verschiedenen christlichen Gemeinschaften herangetragen worden sind und „nicht nur den Antisemitismus bekämpfen, sondern auch gute Beziehungen zwischen Juden und Christen fördern möchten“, wie es in der betreffenden Entschließung heißt.

Die römische Kurie selbst ist in der Berücksichtigung dieser Wünsche (wie schon seinerzeit in der scharfen Verurteilung des Antisemitismus vom 25. März 1928) vorangegangen. Unter dem 10. Juni 1948 hat die Riten-Kongregation ausdrücklich erlaubt, daß in der Karfreitags-Fürbitte „pro perfidis Judaeis“ diese Worte künftig übersetzt werden dürfen: „für die ungläubigen Juden“, wie es in Schotts Meßbuch schon seit 1940 geschehen ist, weil mehrere gründliche Forscher festgestellt haben, daß aus zahlreichen Texten Cyprians, Hieronymus', Ambrosius', Leos und Gregors des Großen sowie des Sacramentarium Leonum die Bedeutung von „Glaubensverweigerung“ für „perfidia“ nachweisbar ist und die andere mögliche Bedeutung „Treulosigkeit“ im Sinne von Vertragsbrüchigkeit durch den Textzusammenhang ausgeschlossen wird.¹⁾

Wenn Rom selbst eine an sich dogmatisch unanstößige Fehlübersetzung, „weil sie den Ohren dieses Volkes verletzend klingt“, zu berichtigen erlaubt und also empfiehlt, dann ist das ein Appell an alle katholischen Christen, vollends in einer Periode allenthalben aus nur zu verständlichen Gründen wieder aufblühenden und von interessierter Seite raffiniert geschürten Judenhasses. Wir müssen einerseits der antisemitischen Lüge durch die Verkündigung der ganzen Wahrheit vom „Israel nach dem Fleische“

entgegentreten, wonach es nur zeitweise verblindet ist, zuletzt aber — nicht ohne unsere Mitwirkung — wieder erleuchtet werden wird (2. Kor 3, 16; vgl. Röm. 11, 15f), weil Gott nicht aufhört es zu lieben (Is. 62, 12; vgl. Röm. 11, 28b). Wir müssen andererseits in unserm eignen Reden (und Denken!) über die Juden alle möglicherweise wahrheitswidrig verletzenden Worte und Vorstellungen beseitigen, auch wenn wir durchaus nicht meinen, daß der „Antisemitismus“ primär von solchen veranlaßt sei. (Vgl. unsern Beitrag hierzu in den „Frankfurter Heften“, Februar 1949). In diesem Sinne haben wir Anlaß zu ernsthafter Überprüfung bisheriger Verkündigungsgewohnheiten, wenn uns die Seelisberger christlichen Konferenzteilnehmer, darunter so angesehene katholische Persönlichkeiten wie der als Initiant und Hauptbearbeiter der „Studien“ gegen Rosenbergs Mythos besonders verdiente Bonner Kirchenhistoriker Prof. Wilhelm Neuß, nahelegen, „die Leidensgeschichte des Herrn auf eine solche Weise darzubieten, daß sie nicht Feindschaft gegen die Juden erregt.“

Aber ist das möglich, wenn man der geschichtlichen Wahrheit nicht Gewalt antun will? Daß es sogar nötig sei, versucht ein Werk nachzuweisen, das in seinen pädagogischen Konklusionen auf die Seelisberger Entschließungen beträchtlichen Einfluß gehabt hat: *Jules Isaac, Jésus et Israël* (Paris, Albin Michel, 585 S.; wir zitieren nach der 9. Auflage vom Herbst 1948). Dieses Werk eines früheren Mitarbeiters von Charles Péguy und führenden Mannes im französischen geschichtlichen Unterrichtswesen ragt hoch hinaus über manche oberflächliche jüdische Versuche, die christliche Passionsverkündigung für die Hitlerischen Massenmorde an jüdischen Menschen verantwortlich zu machen (obwohl auch Isaac S. 508 meint, ohne die jahrhundertelange christliche Vorbereitung wäre die nationalsozialistische Judenächtung nicht möglich gewesen — als hätte Hitler z. B. nicht auch Zigeuner ächten und in Massen ermorden lassen!). Soweit Beweismaterial dafür vorgelegt wird, daß Jesus Christus seiner Menschheit nach ein frommer Jude war, daß er das durch Moses gegebene Gottesgesetz zu erfüllen und nicht aufzulösen gekommen ist, und sogar, daß er unter denjenigen breiteren Kreisen seines Volkes, mit denen er nach den evangelischen Berichten tatsächlich in Berührung kam, überwiegend Zustimmung gefunden hat, insoweit sind Isaacs Ausführungen im großen ganzen zutreffend und sehr beherzigenswert.²⁾

Schwieriger liegen die Dinge nun gerade bei der Passionsgeschichte. Isaac selbst bekennt (S. 355), daß

1) Nachweise zuletzt in „Pro perfidis Judaeis“ von J.-M. Osterreicher (Cahiers Sioniens I, 1, 1947, p. 85ss) unter Zitierung vorangehender Arbeiten von F. Vernet (in dem Lexikon-Artikel „Juifs et Chrétiens“ DAFI II, 1915, p. 1733 f.) und E. Peterson (Perfidia Judaica, Ephemerides Liturg. Vatic. I, 1936, p. 296). Die Erklärung der Ritenkongregation steht in den Acta Apostolicae Sedis 8/9 von August/September 1948 (S. 342). — Bei dieser ganzen Diskussion geht es nirgends um die Frage, wann und inwiefern das Alte Gottesvolk den ihm schon von den Propheten wiederholt gemachten Vorwurf der Bundesbrüchigkeit verdient hat, sondern ausschließlich darum, daß das Karfreitagsgebet, wie sein Text besagt und nun Rom bestätigt hat, Gott bittet, Er möge die Juden erleuchten, damit ihr Unglaube ein Ende nehme.

2) Einzelne Richtigstellungen auch hierzu finden sich in der sehr würdigen Auseinandersetzung „Aux sources chrétiennes de l'antisémitisme“ von P. Démann, NDS. („Cahiers Sioniens“ II, 5, p. 17—49).

er nicht als Theologe, nur als Historiker an die biblischen Texte herangehe. Das ist gewiß sein gutes Recht. Unsere Lage ist anders. Einerseits sind wir im Glauben gewiß, daß jene Texte inspiriertes, untrügliches Gotteswort darstellen. Andererseits wissen wir auch, daß dieses Gotteswort in der Form von Menschenworten vorliegt, welche immer neuer Überprüfung ihres richtigen Verständnisses von unserer Seite bedürfen. Für die widerspruchslose Einheit und Richtigkeit dieses Verständnisses *im Wesentlichen* bürgt uns die mündliche Überlieferung der Katholischen Kirche. In allen Dingen aber, die nicht von ihrem unfehlbaren Lehramt entschieden sind, können und sollen wir unbefangen prüfen, ob irgendwelcher Einwand, den ein Historiker gegen unser bisheriges Verständnis biblischer Texte vorzubringen hat, unbeschadet ihrer Irrtumslosigkeit von uns anerkannt werden kann.

Isaacs Haupteinwand nun lautet: Die neutestamentlichen Texte über die Rolle der Juden bei Jesu Passion seien erst mehrere Jahrzehnte nach der Passion unter dem Eindruck der ständig wachsenden Spannung zwischen der Synagoge und der sich aus ihr herauslösenden jungen Kirche niedergeschrieben worden (S. 292, 465, 478f). Wenn nun diese Texte in allen vier Fassungen des Evangeliums die Neigung verraten, die Schuld an Christi Kreuzestod immer stärker von dem das Urteil sprechenden Pontius Pilatus auf die Juden zu verlagern, so sei zu vermuten — und der Autor sucht es zu beweisen —, daß dabei die geschichtliche Wahrheit tendenziös entstellt werde. Auf dieses, einem nicht inspirationsgläubigen Profanhistoriker gewiß verzeihbare Argument wird der Christ zunächst einmal ganz allgemein antworten: Wenn wirklich alle vier Evangelisten darüber einig sind, unbeschadet der allgemeinen Schuld aller Menschen an Christi Kreuzestod (Mark. 9, 30) „den Juden“ eine besondere Verantwortung dafür zuzuschreiben dann kann zwar hierin Gottes Wort so wenig irren wie anderwärts; aber es könnte trotzdem sein, daß wir Menschen in der genaueren Bestimmung dieser Verantwortung schon sehr früh und sehr hartnäckig zu irren fertiggebracht hätten. Darum fühlen wir uns allerdings verpflichtet, im Lichte der hier vorgebrachten einzelnen Argumente und aller heutzutage (z. B. dank: J. Pickl, Messiaskönig Jesus, München 1935) möglich gewordenen verfeinerten geschichtlichen Einsichten noch einmal zu überprüfen, „wie es wirklich gewesen ist“. Wir meinen den Lesern dieser Blätter am besten zu dienen, wenn wir im Haupttext eine fortlaufende Darstellung der in diesem Zusammenhang wichtigsten Ereignisse geben, während wir uns in Anmerkungen dazu mit den in unseren Augen beachtlichsten bzw. erörterungsbedürftigsten Bemerkungen Isaacs auseinandersetzen.

1. Jesus und sein Volk vom Palmsonntag bis Karfreitag

Für alle Juden, einschließlich der Apostel (nach Apg. 1, 6) stand es fest, daß der erwartete Messias-König Israels zugleich eine religiös-moralische und eine politische Erneuerung für sein Volk bringen würde. Diese Erneuerung schien nur denkbar im Kampfe gegen Rom, den Gottes Wunderhilfe zum siegreichen machen sollte. Erst als er die Königsproklamation vom Palmsonntag geschehen ließ, ließ Jesus zu, daß breitere Kreise ihn als Revolutionär mißverstanden, — um diese dann aber schon durch seine Antwort

auf die „Zinsgroschen-Frage“ gründlichst zu enttuschen.³⁾

Dazwischen liegen Jesu klagende und zugleich drohende Worte über Jerusalem (Luk. 19, 41ff; Matth. 23, 37ff), eng zusammengehörig mit denen über den Tempel (Mark. 13, 2 Par.; vgl. Luk. 21, 24). Mit ihnen spricht Jesus aus, daß er sich trotz allem ihm begegneten Zulauf breiter Kreise von der führenden maßgebenden Schicht seines Volkes als einer organisierten Einheit mit den furchtbarsten Folgen für dieses verkannt sieht; daß er aber absolut gewiß ist, dereinstmals doch von diesem Volke anerkannt zu werden: „Von nun an werdet ihr mich nicht mehr sehen, bis ihr sprechen werdet: Benedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn“ (Matth. 23, 39); „Jerusalem wird zerstampft werden von den Heiden, bis daß die Fristen der Heiden erfüllt sind“ (Luk. 21, 24; vgl. Apk. 11, 2, 8, 13!)⁴⁾. Und was geschieht nun weiter? Die Hohenpriesterpartei, Quislinge der Römer, fürchtet um ihre Macht (Joh. 11, 48) und versucht mit Hilfe des Verräters den gefährlichen Messiaspräbendenten insgeheim beiseite zu schaffen (Mark. 14, 1 f, 10 f). Der Verräter selbst gewinnt in der Gründonnerstagnacht den Eindruck, Jesus wolle am nächsten Morgen losschlagen und alarmiert die Behörden; daß er nicht nur die Tempelwache, sondern „auch die römische Kohorte“ nach Gethsemane führen kann (Joh. 18, 3), dürfte beweisen, daß auch Pilatus längst gewarnt war. Dann ereignet sich, was alle überrascht: Der Verhaftung Jesu wird kein Widerstand entgegengesetzt; es wird nicht versucht, die ringsum in weiten Zelstädten lagernden Pilgermassen zum Aufstand mitzureißen. Dieser auffallende Verzicht auf jeden Kampf ist nachher im Prozeß vor Pilatus eines der stärksten Argumente des Angeklagten für seine Unschuld (Joh. 18, 36). Zugleich aber ist dieser Verzicht der eigentliche Anlaß für die ungeheure Enttäuschung sowohl der Jünger wie auch der zum nationalen Freiheitskampf gegen Rom und die römischen Reichen geneigten Volksmassen.

Was nun geschieht, das wäre in jedem anderen unter ausbeuterischer Fremdherrschaft schmachenden Volke genau nicht anders geschehen: In den nationalrevolutionär aktivistischen, den „Widerstandskreisen“ schlägt die Stimmung um. Hohepriester und Schriftgelehrte, vor allem Kaiphas (Joh. 11, 49f), sind schon von vorher Feinde Jesu, weil sie sich in ihrer politischen und geistlichen Autorität von ihm bedroht fühlen; sie machen ihm zunächst den Gotteslästerungsprozeß, und sie sind vor Pilatus seine Ankläger; auf sie zielt der viel zu wenig beachtete Weheruf des Veters Jesu: „Ihr Reichen habt den Gerechten verurteilt und ermordet“ (Jak. 5, 6); aber nun

3) Isaac meint aus den Texten über den Einzug in Jerusalem herauslesen zu können, es habe sich um keine messianische Proklamation gehandelt. Er findet (S. 272) „kein anderes Indiz politischen Rausches“ als diese Zurufe. Nun, 1. ist die Ausrufung als „Davidssohn“ (Matth. 21, 9) und „König“ (Luk. 19, 38) deutlich genug; 2. erinnert das Unterbreiten der Kleider (Mark. 11, 8) an denselben Vorgang bei der Königsproklamation Jehus (4. Kön. 9, 13); 3. dürfte „der Prophet“ (Matth. 21, 11) den meist mit dem Messias gleichgesetzten einzigartigen Propheten der Mosesverheißung (Deut. 18, 15) bedeuten. — Da sich ein derartiges Ereignis wie ein Lauffeuer in der Stadt herumgesprochen haben muß, läßt sich Pilatus' — Isaac verwundernde — Zurückhaltung schwerlich anders denn als wachsame Reserve verstehen, verbunden mit der ja auch von den Sadduzäern berichteten Besorgnis, „daß ja kein Aufstand des Gesamtvolkes entstehe“ (Mark. 14, 2).

4) Isaac bemerkt treffend (S. 338), daß die angekündigte Züchtigung „Jerusalems“ nicht ausschließt, daß ihm auch mit Sicherheit die rettende Umkehr von Jesus vorausgesagt wird. Wenn das aber zutrifft, dann ist die nominalistische Beschränkung der Unheilssprophetie auf die damals lebenden schuldigen Kreise nicht haltbar, welche sich ja keineswegs bekehrt haben. Wer — mit Recht — betont, daß Jesus mit seinen Worten über Jerusalem seinem ganzen Volke die endliche Veröhnung ankündigt, der kann nicht bestreiten, daß mit diesen Worten Jesus zunächst dem ganzen Volke Unheil ankündigt, wie dann auch mit denen an die weinenden Frauen, wovon noch zu reden sein wird.

wollen auch die stürmischen Bandenleute, die Zelo-ten, nichts mehr von ihm wissen; nun sind „alle Parteien“ seines Volkes gegen ihn, und je eifriger ihn der verhaßte Römer zu entlasten versucht, desto größer wird ganz naturgemäß die Wut der ein falsches Spiel witternden Widerstandskämpfer, welche ihren Barabbas freihaben wollen und nicht den „Versager“, den ihnen ein Pontius Pilatus hohnvoll als „Messias-König“ offeriert (Mark. 15, 9)⁵⁾.

Pilatus aber wird allerdings nicht in erster Linie durch das Geschrei des Pöbels genötigt, statt Barabbas Jesus kreuzigen zu lassen, sondern durch das für ihn unwiderlegbare „juristische Gutachten“ der jüdischen Sachverständigen: „Jeder, der sich selbst zum Messias-König macht, setzt sich damit in Widerspruch zum Cäsar“ (Joh. 19, 12).

Als nun daraufhin Jesus endgültig verurteilt und zur Richtstätte abgeführt wird, zeigt sich, wie breite jüdische Kreise nach wie vor an ihm festhalten: „Es folgte ihm aber eine zahlreiche Menge des Volkes und von Weibern, welche ihn beklagten und beweinten“ (Luk. 23, 27).

Und auch unter dem Kreuz ist dasselbe Bild: Neben den böartigen Spöttern und Lästerern, rohen Henkern und raffinierten Anstiftern des Justizmordes (Mark. 15, 29 ff; Luk. 23, 36 f), bis hin zum von diesem „Messias-König“ enttäuschten Bandenmann (Luk. 23, 39), begegnen uns auch hier wieder „die sämtlichen Massen der bei diesem Schauspiel Mitbewohnenden“, die sich ob dem Kreuzestode des Mannes, der ihnen so viel Gutes tat, erschüttert „an die Brust schlugen und umkehrten“ (Luk. 23, 48).

Wir brauchen also nicht die Evangelisten zu berichten, sondern wir brauchen sie nur endlich ganz ernstzunehmen, um sagen zu können: Jesus ist vom Anfang bis zum Ende seines Weges, auch noch seines Kreuzweges, von den Sympathien breitester Kreise seines Volkes begleitet worden. Aber freilich gerade die maßgebenden und politisch richtungbestimmenden Gruppen haben sich gegen ihn entschieden und, statt ihm zu folgen, das ganze Volk auf den von ihm verworfenen Weg der nationalen Revolution geführt, auf dem dieses Volk dahin kommen mußte, wohin er es kommen sah, als er zu den ihn beklagenden

5) Isaac fragt, warum diese Leute dieselben sein sollen, die eben noch an Jesu Munde hingen (S. 507)? Darauf ist zu sagen, daß es zum Teil allerdings dieselben gewesen sein dürften, nämlich eben jene, größtenteils aus Galiläa stammenden Aktivisten, die am Palmsonntag auf sein baldiges Losschlagen gehofft hatten und eben darum am Karfreitag am bittersten von ihm enttäuscht waren. — Isaac fragt auch, ob man sich ganz Paris vorstellen könne, das 1942 General von Stülpnagel beschworen hätte, den Kommunistenführer Gabriel Peri hängen zu lassen (S. 484)? Eher schon ganz Paris, das Peri frei — und einen des Kollaborationismus verdächtigen Widerstandsverweigerer an den Galgen gebeten hätte! — Isaac weiß zwar als Historiker, daß das geschichtlich Wahre „manchmal nicht das Wahrscheinliche sein muß“ (S. 483), meint aber trotzdem, das Verhalten des Pilatus, vor allem die jüdischen Handwaschungen, derart unwahrscheinlich finden zu müssen, daß er schließlich ihre Wahrheit bestreitet (S. 493). Und doch ist dieses Verhalten vielleicht nicht so ganz unerklärlich, wenn Jesus auch auf diesen hartgesottenen Kolonialgouverneur einen ähnlichen Eindruck gemacht hat wie nach Apg. 26, 28 ff. Paulus ihn auf Festus und König Agrippa hervorrief. Recht aber scheint uns Isaac zu haben, wenn er mit Abbé Louis Richa r d (in dem Buche „Israël et la foi chrétienne“) die Frage aufwirft: „Nimmt Gott wirklich als Repräsentanten seines ganzen Volkes diese gegen seinen Gesalbten erbitterten Führer und die aufrührerischen Elemente, welche sie vor den Gouverneurpalast mitgeschleppt haben?“ (S. 508).

Durch Jahrhunderte wäre solche Frage unbedenklich bejaht worden; heute erleben wir, wie die Sprecher zweier Völker sich erbittert gegen die Zurechnung der Verbrechen frevelhafter Führer und nationalrevolutionärer Banden als das ganze Volk belastender „Kollektivschuld“ wehren: Juden und Deutsche. Wir stellen andererseits fest, worauf schon in der Zeitschrift „Judaica“ (Jahrg. IV, S. 156) bei der Besprechung von Isaacs Buch treffend hingewiesen wurde, daß dieses Buch dem Andenken der von „den Deutschen“ ermordeten Familienangehörigen des Verfassers gewidmet ist, in dessen Munde auch sonst die Belworte „deutsch“ oder „germanisch“ keinen besseren Klang haben als in manchem antisemitischen Munde, „jüdisch“ (z. B. S. 37, 368, 508 A). Und wir werden durch beide Feststellungen ermahnt, jene Frage Richards mit allergrößter Behutsamkeit zu erwägen, was im II. Teil unserer Untersuchung geschehen soll.

Frauen sagte: „Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich; weinet vielmehr über euch selbst und über eure Kinder! Denn siehe, es kommen Tage, da man sagen wird: Selig sind die Unfruchtbaren, und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht genährt haben!“⁶⁾

II. Das Volk der Juden und sein auferstandener Messias-König

Die eigentliche Entscheidung des jüdischen Volkes gegenüber seinem gottmenschlichen König ist nicht vor seinem Sterben, sondern nach seiner Auferstehung gefallen.

Vor Christi Kreuzestod haben alle versagt, nur in verschiedenen Graden, bis hin zu den fliehenden oder gar verleugnenden Aposteln; aber nur von ganz wenigen läßt sich schon in dieser Phase sagen, sie hätten sich endgültig verstockt wie offenbar Judas, welcher zwar einsah, daß Jesus nicht der sich bereits am Vorabend der „Machtergreifung“ (durch Hin-nahme der Salbung in Bethanien) selbst vergottende Revolutionär war, welcher aber seinen Verrat nicht „zum Leben“ bereute, sondern nur zum Tode — durch eigene Hand. So müssen wir auch die Schuld an Christi Kreuzestod im vollen Sinne als Schuld aller Menschen verstehen, wie sie der Herr selbst beurteilt hat, als er sagte: „Der Menschensohn wird dahingegeben werden in die Hände der Menschen“ (Mark. 9, 30).

Was die besondere Schuld bestimmter Einzelgruppen anbelangt, so sahen wir, daß sie den aktiven führenden Kreisen aller politischen Richtungen unter den damaligen Juden, am meisten aber „den Reichen“, d. h. den Sadduzäern zufällt. Außer dem schon zitierten Jakobuswort bezeugt dies auch die Verkündigung St. Petri (Apg. 2, 23; 3, 17; 4, 10) und St. Pauli (Apg. 13, 27 f; 1. Thess. 2, 14 f)⁷⁾.

Zugleich aber betonen beide im Sinne von Christi Kreuzeswort: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ (Luk. 23, 34), daß alle diese Anstifter des Justizmordes aus Unwissenheit gehandelt haben (Apg. 3, 17; 1. Kor. 2, 8) —, so daß der bis in die Formulierung hinein absurde Vorwurf des „Gottes-Mordes“ wirklich nie gegen die Juden hätte geschleudert werden dürfen, wie er bei gedankenlosen Christen — trotz Augustinus ausdrücklichem Widerspruch (in Ps. 65, 5) — üblich wurde, seit ihn — übrigens nicht vor dem vierten Jahrhundert! — ausgerechnet der halbbarianische Hofbischof Eusebius als erster geäußert hat.

Das Zeugnis von der Auferstehung Jesu Christi, das die Apostel „bis an die Enden der Erde“ (Apg. 1, 8) jeweils „zuerst dem Juden und dann auch den Griechen“ gegenüber abgelegt haben (Röm. 1, 16; vgl. Apg. 13, 46; 28, 18 ff), war verbunden mit der Auf-

6) (Luk. 23, 28 f); die Einstellung der großen Propheten und Jesu Christi zur nationalreligiösen Revolution versuchten wir zu kennzeichnen in „Jeremias, Landesverräter oder Friedensapostel?“ (Herder, Freiburg 1947); Verlauf und Ergebnis der drei großen jüdischen Revolutionen gegen Rom (Titus-, Trajans- und Hadrianskrieg, 70 bis 135 n. Chr.) schildern unsere erläuternden Texte in „Kirche und Synagoge. Die ältesten nachbiblischen Zeugnisse ihres Gegensatzes im Offenbarungsverständnis: Der Barnabasbrief und Justins Dialog mit dem Juden Tryphon“ (Otto Walter Verlag, Olten 1945).

7) Isaac bemerkt zu diesen Texten einersits durchaus zutreffend, daß sie den Jerusalemitischen Juden nur Menschen-, nicht Gottes-mord vorwerfen (S. 356); andererseits freilich sucht er die Petrus-Verkündigung der Apostelgeschichte als eine gegenüber dem Evangelium nach Lukas „nichts Neues“ Unterscheidbares bebringende Überlieferung zu diskreditieren (S. 512), eines der auch profanhistorisch schwächsten seiner Argumente, da die Parallelen gerade zu den frühesten Paulusbriefen unzweideutig zeigen, daß es sich hier um das allerälteste originalste Traditionsgut der in diesem Punkte denkbar unzweideutig ihr Zeugnis ablegenden Urchristenheit handelt.

forderung, von dem irrigen Wege umzukehren, der bei den Juden zur Wahl des Barabbas statt des Jesus Christus geführt hatte⁸⁾, und sich im Empfang der Taufe auf seinen Tod die besondere jüdische wie die allgemeine menschliche Schuld an diesem Tode zusammen mit aller anderen Sünde vergeben zu lassen (Apg. 2, 38 f; 3, 19 f). Dieser Auffassung sind damals Tausende von Juden nachgekommen, ja Zehntausende (Apg. 21, 20), aber ihr Volk als ganzes haben sie so wenig von dem falschen Wege abzubringen vermocht, wie die Zehntausende von unbeirrt der nationalistischen Infektion widerstehenden Deutschen ihr deutsches Volk vor dem nationalsozialistischen Weg in den Abgrund zu bewahren vermochten. Sondern so wie die Deutschen als Gesamtheit dem „falschen Messias“ Hitler, so sind damals die Juden — einschließlich autoritativster Lehrer wie Rabbi Akiba! — dem fälschlich als Messias König Israels anerkannten Bar Kochba verfallen, genau wie es Jesus angekündigt hatte (Joh. 5, 43). Und nach der durch diesen heraufbeschworenen Totalkatastrophe haben sie den Pfad aus der religiös-nationalen Enge heraus erst recht nicht gefunden, sondern sind ihren Weg durch das teils selbstgewählte, teils von außen auferlegte Ghetto weitergegangen, nun schon bald zweitausend Jahre hindurch.⁹⁾

8) Mit P. Lagrange OP, wohl dem bedeutendsten katholischen Bibelforscher der letzten Jahrzehnte, ist anzunehmen, daß die an zwei Stellen (Matth. 27, 16. 17) bezeugte Lesart ursprünglich ist, wonach Barabbas auch den Vornamen Jesus trug; das würde kein Abschreiber beigesetzt haben; wohl aber ist verständlich, daß man diesen Vornamen strich, als man den „Gefangenen von Auszeichnung“ für einen gewöhnlichen Straßenräuber zu halten begann statt für den führenden jüdischen Partisanenkämpfer gegen Rom, der er gewesen ist.

9) Isaac hat zwar richtig gesehen, daß dieser jüdische Unglaube, „nicht der erste Unglaube gegenüber dem sein Amt ausübenden Jesus von Nazareth, sondern der zweite Unglaube gegenüber dem Credo der christlichen Verkündiger“ (S. 292) die Spaltung zwischen dem alten und dem neuen Gottesvolk allererst hervorgebracht hat. Er erkennt aber, daß dieser zweite Unglaube nichts anderes als die von Jesus angekündigte Konsequenz des Verhaltens aller führenden Gruppen schon gegen Jesu Botschaft gewesen, also nicht erst künstlich von den Evangelisten sozusagen der zweite Unglaube auf die Zeit der Verkündigung Jesu zurückprojiziert worden ist, wo er doch in Wirklichkeit schon keimhaft auftauchte. (Es ist durchaus zutreffend, aus Joh. 7, 13 abzuleiten, wie es Isaac S. 192 ff getan hat, daß im vierten Evangelium mit „den Juden“ oft bloß die Jesus feindlichen führenden Kreise gemeint sind; nur war eben zu der Zeit, als das Evangelium niedergeschrieben wurde, das ganze Volk in die Gefolgschaft dieser Kreise eingeschwenkt, so daß derselbe Mann, der noch Apg. 2, 9; 3, 9; Joh. 4, 22 den Judennamen — genau wie St. Paulus Röm. 2, 28 f — als Ehrennamen gebraucht, im Fortschreiten seiner Verkündigung unter diesem Namen die Gemeinschaft als ganzes begreift, die sich Jesus entgegenstellt, obwohl er ja selbst seiner Herkunft nach Jude ist; ganz ähnlich wie Menschen deutschen Ursprungs sich während der Hitlerzeit allmählich angewöhnten, von „den Deutschen“ wie von einer fremden, ihnen feindlichen Gesamtheit zu sprechen; oft z. B. Theodor Haecker in seinen das Verständnis der jüdisch-deutschen Entwicklungsparallelität beträchtlich fördernden, einzigartig bedeutsamen „Tag- und Nachtbüchern 1939—1945“, Summa-Verlag, Olten 1948). Ebenso verkennt Isaac, wenn er treffend betont, daß die Juden schon vor ihrer Entscheidung gegenüber Jesus Christus verfolgt wurden (vgl. Est. 3, 8),

Was die Kirche — nicht so sehr als gegnerisch-zornige *Anklage* denn vielmehr als schwesterlich besorgte *Klage* — den Juden gegenüber vorzubringen hat, wie dieselben ihr heute vor Augen stehen, das ist also wahrlich nicht: Ihr bösen Juden seid die Mörder unseres Herrn und sollt dafür büßen! — Vielmehr: Ihr armen Juden seid heute wieder mehr im zelotisch-politischen (wie zwischendurch anderthalb Jahrtausende lang im pharisäisch-ritualistischen) Sinne noch immer auf dem falschen Wege; wie groß muß unser Versagen sein, die wir das Zeugnis von der Auferstehung eures und unseres Herrn noch immer nicht so glaubwürdig für euch abzulegen vermocht haben, daß ihr statt stets nur verhängnisvollerer Fluchtwege (gleich dem zionistisch-nationalistischen oder dem chiliastisch-bolschewistischen) endlich den Heimweg anträtet, der euch zur Vereinigung mit uns unter Gottes Königtum führen wird! Möchte doch gerade eure in unseren Augen wahrhaft erschütternd verfehlte Reaktion auf das schreckliche Schicksal, das euch — nicht ohne unsere vielfältige Mitschuld! — im letzten halben Menschenalter getroffen hat, uns zum Ansporn werden, daß wir endlich aufhören, „zwischen euch und dem Messias dazwischenzustehen und so das echte Bild des Erlösers für euch zu entstellen“.¹⁰⁾

In solchen Erwägungen etwa müßte die rechte Verkündigung von der Rolle der Juden vor und nach der Passion und Auferstehung unseres Herrn ausklingen, wenn sie den Empfehlungen der christlichen Teilnehmer an der Seelisberger Konferenz nach aller Möglichkeit entsprechen und vor allem auch den Ermahnungen und dem Beispiel gerade der letzten Päpste gerecht werden und also weder „anti“ noch „philo-semitisch“ wirken wollte, sondern wahrhaft christlich.

(K. Th. in: Schweizerische Kirchenzeitung 117, Luzern, 7. 4. 49 Nr. 14, S. 157 ff und 14. 4. 49 Nr. 15, S. 172 f).

daß erst in der Konsequenz ihrer Wahl des Jesus Barabbas (und logischerweise dann des Bar Kochba) die von Jesus angekündigte Zerstörung des herodianischen Tempels und die Vernichtung ihrer nationalreligiösen Existenzbasis in Palästina erfolgt ist.

10) Worte von N. Berdiajew, zitiert von Isaac (S. 553). Es sei besonders hervorgehoben, daß Isaac neben den jüdenfeindlichen Entgleisungen christlicher Ausleger des Evangeliums auch von echter missionarischer Liebe erfüllte Zeugnisse der traditionellen Exegese zitiert. „Ihren edelsten Ausdruck finde ich in den abschließenden Gebetsworten eines großherzigen Papstes, Pius XI. „Möge über sie herniederströmen, aber jetzt als Taufe des Lebens und der Erlösung, jenes Blut, das sie einst auf sich herabriefen!“ — Besonders begrüßenswert ist auch angesichts der Verständnislosigkeit mancher Juden für den „missionarischen Aspekt“ der Judenfrage in christlichen Augen Isaacs Äußerung in der Radiodiskussion der „Tribune de Paris“ vom 10. Juni 1948: „Ich meine allerdings, daß ein Christ auf diese Missionsaufgabe gar nicht verzichten kann und daß er ständig die berühmten Verse des Römerbriefes von St. Paulus vor Augen haben muß, daß nämlich die Annahme Israels Auferstehung von den Toten sein wird. Aber ich meine auch, daß es da heute für die Christen nur eine Methode gibt . . . vor allem ändern ganz und gar Christen zu sein.“ (L'amitié judéo-chrétienne, Nr. 1, Juli 1948, p. 4).

1e) Thesen christlicher Lehrverkündigung

*im Hinblick auf umlaufende Irrtümer über das Gottesvolk des Alten Bundes.
(Die 1950 in Schwalbach gemeinsam von evangelischen und katholischen Theologen revidierte Fassung der Seelisberger Thesen von 1947).*

1933 begann mitten im Frieden und ohne den leinsten Rechtsgrund die langsame Erdrosselung des dem Judentum zugehörigen Teils der deutschen Bevölkerung, um sich im zweiten Weltkrieg zum systematischen Massenmord an der europäischen Jüdischkeit auszuwachsen, dem Millionen von unschuldigen Männern, Frauen, Kindern und Greisen zum Opfer gefallen sind. Unter den Christen haben zwar einzelne den Verfolgten tapfer geholfen, die große Mehrzahl aber hat gegenüber dieser uner-

hörten Herausforderung des barmherzigen Gottes durch die Verfolger schmähsch versagt. Auch Gottes Gerichtssprache zu dem deutschen Volke während der letzten Jahre ist vielfach nicht verstanden worden. Erst allmählich beginnen sich, angeregt durch verschiedene Kundgebungen aus den beiden großen christlichen Kirchengemeinschaften, kleinere Kreise auf die wirklichen Grundlagen und die Erfordernisse des Verhaltens von uns Christen zu den Juden zu besinnen. Trotzdem droht die Gefahr,

daß der allenthalben neu aufkeimende Antisemitismus unausrottbar tiefe Wurzeln schlägt und seine öffentliche Bekämpfung im Namen der Wahrheit Christi bald wieder gefährlich wird. Darum gilt es, allen christlichen Verkündigern und Lehrern in Kirche und Schule zu zeigen, wie unlösbar wir als das Volk des Neuen Bundes mit dem Alten Gottesvolk verbunden sind. Es muß jedem Theologen und Religionslehrer die Verantwortung klar werden, welche mit der Behandlung unseres Verhältnisses zu den Juden auf ihn gelegt ist. Um den Sinn für diese Verantwortung wachzurufen und einige Handreichung für eine Gottes Wort gemäße Besinnung hierauf zu bieten, haben evangelische und katholische Theologen die folgenden Thesen gemeinsam als Richtlinien für die Predigt und den Religionsunterricht aufgestellt.

Als selbstverständlich ist dabei vorausgesetzt worden, daß unser Herr Jesus Christus uns allen Menschen gegenüber zu einer Haltung verpflichtet, wie er selbst sie eingenommen hat. Ebenso grundlegend und selbstverständlich ist bei der Behandlung von Christi Kreuzestod und des Martyriums seiner Nachfolger, daß ihn letztlich die Sünden aller Menschen ans Kreuz gebracht haben und daß die der Christenheit besonders streng zu beurteilen sind, weil ihr besonders reiche Gnadenhilfe angeboten ist. (Vgl. Luk. 12, 48b!). Gerade aus dem endlich wachgewordenen Gewissen für vielfache, alte und neue, christliche Sünden an jüdischen Menschen stammt die Hellhörigkeit, welche neu vernehmen ließ, was Gottes Wort über Sein Altes Bundesvolk wirklich sagt und was im Folgenden ohne jedes Ausweichen vor irgend einer echten Schwierigkeit und ohne irgendwelche Verharmlosung auch des vorläufig Trennenden auszusagen versucht ist.

I. Ein und derselbe Gott spricht durch das Alte und das Neue Testament zu allen Menschen. Dieser einzige Gott ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, Moses' und der Propheten. Wo wir Christen nicht an diesen einzigen Gott glauben, da bekennen wir statt seiner einen falschen Gott, selbst wenn wir ihn den Vater Jesu Christi nennen, wie es schon der Irrlehrer Marcion im 2. Jahrhundert getan hat.

II. Jesus ist aus dem Volke Israel, von einer jüdischen Mutter, aus dem Geschlechte Davids geboren worden. Durch ihn, den Sohn Davids, den Gesalbten Gottes, unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, haben wir Erbanteil an der Erlösung, welche für Israel mit dem Kommen des Messias verbunden ist. So gewiß für unsern *Glauben* dieser erlösende Erfüllung aller Verheißung in der Person jenes Jesus von Nazareth gekommen ist, so gewiß wird auch von uns Christen der Tag noch als künftiger erwartet, wo wir die offenbarwerdende Vollendung *schauen* werden.

III. Die Kirche, die durch den Heiligen Geist begründet wird, besteht aus Juden und Heiden, welche in Christus miteinander versöhnt und zum Neuen Gottesvolk zusammengefügt werden. Wir dürfen nie vergessen, daß Juden einen wesentlichen Bestandteil dieser Kirche bilden, wie denn auch die Apostel und die ersten Zeugen Jesu Juden gewesen sind.

IV. Das vornehmste Gebot für jeden Christen, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, ist schon im Alten Testament verkündigt und von Jesus bekräftigt, also für Juden und Christen verbindlich, und zwar in allen menschlichen Beziehungen ohne jede Ausnahme.

V. Weil also der Jude unter dem gleichen uneingeschränkten Liebesgebot steht wie der Christ (Mark. 12, 33f; Rö. 13, 8.10), ist es Sünde, wenn man „die Juden“ biblischer und nachbiblischer Zeit „den Christen“ gegenüber selbstgerecht herabsetzt, statt nur das Evangelium als Erfüllung des Gesetzes zu bekennen.

VI. Es ist auch unbiblisch, wenn „die Juden“ mit den Feinden Jesu gleichgesetzt werden; denn gerade der Evangelist Johannes, auf den sich dieser Sprachgebrauch stützt, meint da, wo er jene Gleichsetzung zu vollziehen scheint, unzweideutig nicht die Gesamtheit der jüdischen Menschen, auch nur in der Stadt Jerusalem mit „den Juden“ (7, 12f), sondern ausschließlich die maßgebende Mehrheit der dort damals religiös politisch bestimmenden Gremien (7, 48ff). Dementsprechend darf beim Erzählen der Passionsgeschichte nie von jener „großen Menge Volkes“ geschwiegen werden, die um Jesus trauerte (Luk. 23, 27) und nach seiner Kreuzigung „sich an die Brust schlagend umkehrte“ (Luk. 23, 48).

VII. Es ist vor allem unbiblisch und unchristlich, die Passion Christi, der wir unser Heil verdanken, einseitig im Licht einer Schuld historisch bestimmter Menschen oder eines bestimmten Einzelvolkes zu sehen und darzustellen. Soweit *Menschen* urteilen dürfen, sind auf Grund der Aussagen des Neuen Testaments als „schuldhaft“ in sehr verschiedenem Grade drei Verhaltensweisen von Zeitgenossen Jesu deutlich unterscheidbar:

1. Das Tun und Lassen der verhältnismäßig Wenigen, welche irgendwie in das Geschehen um seine Kreuzigung verwickelt waren, angefangen von denen, die Anstifter der Tötung des Herrn wurden, weil politischer Ehrgeiz oder religiöser Fanatismus sie trieb, bis hin zu den Amtspersonen oder Jüngern, die aus Feigheit versagten.
2. Das Verhalten der Unzähligen, die sich nicht entschließen mochten, sich von der Auferstehungsbotschaft der Apostel Jesu in Verbindung mit dem alttestamentlichen Schriftbeweis für seine Messianität eher überzeugen zu lassen als von den Argumenten, die gegen einen wegen Gotteslästerung und Aufruhr Hingerichteten zu sprechen schienen. (Vgl. Apg. 17, 11, aber auch Luk. 5, 39f).
3. Der Haß, mit dem ziemlich Viele die Anhänger Jesu verfolgten und verleumdeten (Apg. 13, 50; 14, 19; 17, 5ff.; 18, 12ff.; — wobei aber nicht zu vergessen ist, daß im Gegensatz zu dieser Einstellung in der Antike sich schon seit dem mittelalterlichen Lehrer Maimonides immer häufiger jüdische Autoritäten dafür ausgesprochen haben, den getauften Heiden als Anbeter des wahren Gottes gelten zu lassen).

Bei alledem dürfen wir überdies nie außer Acht lassen, daß wir Christen noch weit mehr Schuld auf uns laden, wo trotz unsrer Begnadung

1. wir uns dem politischen oder sozialen Messianismus ergeben und dabei zwangsläufig zuletzt den Heiland in seinen Gliedern wiederum ans Kreuz bringen;
2. wo wir uns mit einem Lippenbekenntnis zu Gottes Offenbarung begnügen, statt die Schmach des Kreuzes anzunehmen, wie es der für uns gestorbene und auferstandene Herr als Anspruch auf unser ganzes Leben fordert; sollten wir doch vielmehr hinhören auf Warnungen und Verheißungen, wie Er sie uns beispielsweise dadurch gab, daß 1933—1945 zum ersten Male in der

Geschichte Juden und Christen gemeinsam verfolgt worden sind;

3. wo wir uns weigern, den gutgläubigen Andersdenkenden zu respektieren.

VIII. Was für Gottes Bundesverhältnis zu Israel die Kreuzigung Christi bedeutet, ist ein innerhalb der unverbrüchlichen Treue Gottes zu Seinem Volke verborgener Ratschluß, den uns auch das Mittelstück des Römerbriefs (Kap. 9—11) nur andeutungsweise in den Grundzügen enthüllt. Wie allenthalben in der Geschichte dieses einzigartigen Volkes darf hier von Fluch nicht gesprochen werden, wo nicht erst recht der Segen bezeugt wird, den Gott letztlich Seinem Volke und mit ihm allen Völkern gewähren will, und von dem sich nur ausschließt — nach Gen. 12, 3 —, wer jenes verheißungsvolle Bundesverhältnis leichtfertig oder gar böswillig antastet. Für den Christen gilt überdies Christi Wort am Kreuz: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“ — Der Ruf einer verhetzten Menge: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!“ muß von uns fürbittend gewendet werden in dem

Sinne, daß dieses Blut zuletzt *die* erlösen möge, für die es zuerst vergossen wurde, darf aber nimmermehr mißbraucht werden, um die Vergießung jüdischen Blutes als eine Art gerechte Strafe hinzustellen, zumal die alte Christenheit auch jüdische Blutzeugen als Märtyrer besonders eifrig verehrt hat.

IX. Die einzige Stelle des Neuen Testaments, wo das Wort ‚Verwerfung‘ für das Schicksal der Juden gebraucht, ihr aber sofort die künftige ‚Herznahme‘ des Alten Bundesvolkes zum Neuen und Ewigen gegenübergestellt wird (Rö. 11, 15), ist für die richtig einordnende Auslegung aller neutestamentlichen Verwerfungsaussagen maßgebend. Es ist offenbarungswidrig, von dem gesamtbiblischen Doppelurteil nur die eine — vorübergehend gültige — Hälfte zu verkündigen, ohne gleichzeitig deren aufhebende Überwindung durch die andere — endgültige — zu erwähnen. Daß der Juden Ja zu Jesus als das letzte Wort ihrer Geschichte von Gott verheißen ist und daß diese Verheißung Sein Ja zu den Juden verbürgt, das muß auch stets das letzte Wort christlicher Verkündigung von den Juden sein.

1f) Bemerkungen zur Schwalbacher Fassung der Seelisberger Thesen

Zur Vorgeschichte:

Die hessischen Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (in Frankfurt, Offenbach und Wiesbaden) hatten in Verbindung mit dem „Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden“ als Dachorganisation der analogen deutschen Gesellschaften evangelische und katholische Geistliche und Religionslehrer für den 6.—8. Mai 1950 nach Bad Schwalbach bei Wiesbaden eingeladen, um in diesem Kreise eine religionsunterrichtliche Sonderaktion zur Erweckung besseren christlichen Verständnisses für das Alte Gottesvolk der Juden vorzubereiten.

Das Schwergewicht der Tagung hatte ursprünglich in der Durchsprache von Katechesen und anderem unterrichtlichem Hilfsmaterial liegen sollen, während nur der erste Nachmittag und Abend für die Klärung theologischer Vorfragen bestimmt gewesen war. Der spontane Wunsch der Versammlung, auf welcher sich der Bischof von Limburg durch H. H. Prof. Dr. J. M. Nielen, Frankfurt, den katholischen Mitvorsitzenden des Koordinierungsrats, vertreten ließ, der hessische Kirchenpräsident Dr. Niemöller durch Oberkirchenrat Pfarrer O. Fricke und Landesrabbiner Dr. Ohrenstein durch Dr. J. Rauch, führte dazu, daß sich die theologische Aussprache über den ganzen verfügbaren Zeitraum erstreckte und daß es unternommen wurde, den Seelisberger Thesen eine neue, biblisch besser fundierte Fassung zu geben. Was in Bad Schwalbach in harmonischem Zusammenwirken der christlichen Gesprächsteilnehmer skizziert worden war, das wurde dann bei der konstituierenden Sitzung des interkonfessionellen Ausschusses der Berliner Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit am 16. Mai in verschiedenen wichtigen Punkten verbessert.¹⁾ Eine

1) In dieser Form wurden die Thesen probeweise erstmals veröffentlicht, u. a. in der „Herder-Korrespondenz“ IV,9 (Juni 1950, S. 386 f.), um vor ihrer endgültigen Formulierung breiteren Theologenkreisen Gelegenheit zum Geltendmachen etwaiger Einwände zu geben. Insbesondere sind die Thesen so mehreren römischen Theologen persönlich vorgelegt worden, ohne daß dieselben irgendwelchen Widerspruch für nötig befunden hätten, wie es für den Fall dogmatischer Bedenken von ihnen zugesagt worden war.

Stuttgarter Arbeitssitzung am 23. Mai, auf der vor allem auch die Vertreter der Freikirchen zugegen waren, veranlaßte die Ergänzung der Thesen durch eine Präambel.

Am 16. Juni wurden dann die Thesen nochmals im interkonfessionellen Ausschuß der Offenbacher Gesellschaft durchgesprochen und auf Grund dort vorgebrachter Anregungen sowie aller übrigen in der Zwischenzeit erfolgten Einzelstellungnahmen in eingehender Zusammenarbeit zwischen dem Vorsitzenden des vom Deutschen Koordinierungsrat gewählten Religionsausschusses, Pfarrer Dr. A. Freudenberg, und dem Berater des Rates in religiösen Angelegenheiten, Professor Dr. K. Thieme, in die definitive Form gebracht.

In dieser Form sollen nun die Thesen jedem einzelnen zugehen, der in Deutschland Religionsunterricht erteilt, und es ist zu hoffen, daß dieser Religionsunterricht von ihnen beeinflusst werden und sich dementsprechend versöhnlich auswirken wird.

Zum Inhalt der Thesen:

These I erschien unerläßlich, weil noch heute vielfach im einfachen Volke die Meinung verbreitet ist, die Juden hätten „einen anderen Herrgott“ als wir Christen. Jahrzehnte systematischer Verächtlichmachung des „Judengotts“ sind nicht spurlos an den Seelen des christlichen Volkes vorübergegangen. Es erschien als eine willkommene Hilfe im Kampfe gegen solche Irrlehre, daß auf die früheste Verurteilung derselben in ihrer marcionitischen Gestalt hingewiesen wurde.

These II und III vervollständigen die I. These dergestalt, daß auch vor Auslassungen gewarnt wird, welche die Verbundenheit der menschlichen Natur des Gottessohnes und der von Seinem Heiligen Geist durchwalteten Kirche mit dem Alten Gottesvolk vernachlässigen.

These IV und V unterstreichen die neutestamentliche Verkündigung, wonach Juden und Christen nicht nur an ein und denselben Gott (auf verschiedene Weise) glauben, sondern auch letztlich ein

und demselben Gottesgebot unterstehen. Nicht die Anerkennung dieses Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe, sondern nur der Glaube, daß es in Christus allein vollkommen erfüllt und von uns nur in seiner Nachfolge kraft Seiner Auferstehung anteilig erfüllbar ist, trennt uns Christen von den frommen Juden.

These VI und VII versuchen in knappen Sätzen den Ertrag vertiefter Erforschung des Neuen Testaments unter dem Gesichtspunkt der „Kollektivschuld“-Frage zusammenzufassen. (Vgl. oben 1d!). Wer bedenkt, daß gerade Pauli schärfstes Wort über „die Juden“ ausdrücklich mit deren damaligem Widerstand gegen die Heidenmission begründet ist (1. Thess. 2, 16!), wie er heute praktisch nicht mehr existiert, der wird einsehen, daß aller Grund vorhanden ist, herkömmliche Kollektivurteile zu revidieren. Vollends, so lange die Christenheit nicht in höherem Maße als bisher geeignet erscheint, durch ihren vorbildlichen Wandel die Juden „zu Nacheiferung anzuregen“, wie es der Apostel zur Voraussetzung ihrer religiösen Heimkehr erklärt (Rö. 11, 11.15).

These VIII und IX unterstreichen unzweideutig die

offenbarte letztliche Gnadenverheißung Gottes für das konkrete jüdische Volk, aus der sich ergibt, daß dieses auf allen seinen Wegen und Irrwegen nach wie vor von Dem gesucht wird und zuletzt gefunden werden wird, Dessen Treue und Liebe sich von keiner menschlichen Untreue irre machen läßt. Wie schon wiederholt in diesem Rundbrief erwähnt (zuletzt in Nr. 7, Seite 15), ist hier der eigentliche Angelpunkt, von dem aus des Christen Pflicht erwiesen werden muß, sich um Freundschaft mit dem Volke zu bemühen, dem wohlzuwollen Gott nicht aufhört und das einst ganz für sich zu gewinnen Er verheißen hat. Niemand kann Jesus Christus nachfolgen, der ihm nicht auch nachfolgt in der letztlich erwidierungsgewissen Liebe zu seinem Volke.

Die Schwalbacher Fassung der Seelisberger Thesen ist zusammen mit diesen erläuternden Bemerkungen und dem darin erwähnten Aufsatz „Das Ringen um die rechte Verkündigung der Passion Jesu Christi“, aus der „Schweizer Kirchenzeitung“ dem Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg (Breisgau) zur Zensur vorgelegt worden und hat die *kirchliche Druckerlaubnis* unter dem 29. Juli 1950 erhalten.

2. Antisemitismus — Antiklerikalismus

Ein Vortrag am Bayrischen Rundfunk von Karl Thieme

Sie werden fragen, liebe Hörer: Was haben denn die Juden mit dem Klerus zu tun. Oder wieso kann man Antisemitismus mit Antiklerikalismus zusammenstellen?

Mancher wird sich dann vielleicht auf diese Frage die Antwort geben: Ach so, der Redner will sagen: Vom Antisemitismus geht der Weg zum Antiklerikalismus. Mit dem Antisemitismus hat Hitler angefangen und beim Antiklerikalismus ist er angekommen; — und wenn er gesiegt hätte, dann wäre heute in Deutschland vom christlichen Klerus vielleicht noch etwa eben so viel übrig wie schon länger in Rußland.

Das ist zwar alles ganz richtig. Aber so ist unser Thema nicht gemeint. Sondern der Satz, den wir im Folgenden beweisen wollen, lautet so: Der Juden-Haß hat so gut wie gar nichts mit dem sogenannten ‚Rassen-Haß‘ zu tun; die Juden-Feindschaft ähnelt weit mehr der Feindschaft gegen die Priester oder, wie deren Feinde sagen, gegen die ‚Pfaffen‘.

Wer am Mittwoch nach dem 3. Fastensonntag in die Kirche geht, der vernimmt dort eine Schriftlesung, die bis heute noch aus der Zeit vor mehr als tausend Jahren erhalten geblieben ist, wo man den Heiden, die getauft werden wollten, den Text der zehn Gebote Gottes für Israel in die Hand gab, um dieselben auswendig zu lernen, wie sie heute von den Kindern nach dem Katechismus auswendig gelernt werden. Wenn der Hörer dann zu Hause die Geschichte von der Gesetzgebung im biblischen Zusammenhang nachliest, dann stößt er auf einen erstaunlichen Spruch; er steht der Verkündigung der zehn Gebote voran und gibt an, welche Bedeutung diesem Reichs-Grundgesetz des Volkes Israel beiwohnt. Dieser Spruch nun lautet so: „... wenn ihr gehorsam auf Meine Stimme hört und Meinen Bund einhaltet, so sollt ihr vor allen Völkern Mein Eigentum sein auf besondere Weise, denn Mein sind alle Lande. Ihr aber sollt Mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein!“ (Ex. 19, 5 f.).

Hier wird also aus der Masse der von Gott geschaffenen und in Völker aufgegliederten Menschheit ein einziges Volk als Gottes besonderes Eigentums-Volk herausgesondert durch den Bundes-schluß vom Berge Sinai, genau entsprechend wie aus der Menge der in ihre Berufsgruppen aufgegliederten Einzelmenschen ein einziger Stand herausgesondert wird durch die Priester-Weihe oder durch die feierliche Ordination. Und es wird diesem Volke ganz ausdrücklich von Gott Selbst gesagt: Ihr sollt Priester sein und Geheiligte! Nicht etwa nun im Sinne eines naturgegebenen oder sittlich wohlverdienten Vorrangs dieses Volkes: „Nicht weil ihr mehr wäret als alle Völker, hat der Herr Sich zu euch geneigt und euch erwählt; denn ihr seid weniger als alle Völker; sondern weil der Herr... den Schwur hält, den Er euren Vätern zuschwor“ (Deut. 7, 7 f.). Das ist der alte Schwur an Abraham: „Ich will dich segnen — und du sollst zum Segen sein!“ (Gen. 12, 2). Also vor allem für die andern, nicht etwa nur für sich selbst ist das Priestervolk zur Segens-Übermittlung berufen, genau wie der Priester-Stand aus der Menge herausgesondert ist, um der Menge zu dienen.

Das ist unantastbare Offenbarungswahrheit für den gläubigen Menschen, für den Juden wie auch für den Christen, wofern dieser Christ nicht vergessen hat, daß auch der Heiden-Apostel Paulus im Römerbrief ganz ausdrücklich die Fortdauer dieser Auserwählung auch dem Jesus Christus noch ablehnenden Judenvolk bestätigt, weil es ja doch am Ende zum Gläubigwerden von Gott bestimmt ist.

Aber sogar der Ungläubige wird sich leicht klar-machen können, was es für ein in alle Lande zerstreutes Volk und für dessen Verhältnis zu seinen Gastvölkern bedeutet, wenn diesem Volke eine Berufung gerade zum Priestervolk auf seinen geschichtlichen Lebensweg mitgegeben worden ist. Es bleibt ja da keineswegs bei bloß theoretischem Anspruch und Auftrag. Sondern mitten in der Praxis des Alltags wirkt sich das priesterliche Abgeson-

dertsein des Juden höchst weittragend und folgenreich aus.

So wie der Priester ja schon ganz äußerlich durch die Kleidung ausgesondert zu sein pflegt, welche ihn von ‚gewöhnlichen Menschen‘ unterscheidet, so ist es der streng gesetzestreue Jude durch Haar- und Barttracht. Er kann diese äußeren Zeichen seiner Berufung so ernst nehmen, wie es Christenmenschen geistlichen Standes auch können. In dem gerade durch seine beherrschte Sprache erschütternden Buche des Münchner Briefmarkenhändlers Jakob Littner über seine polnischen Ghetto-Erlebnisse während des zweiten Weltkriegs ‚Aufzeichnungen aus einem Erdloch‘ lesen wir: „Junge Burschen haben es zu einer Mode gemacht, alten und frommen Juden die Bärte abzuschneiden. Sie finden dies einen herrlichen und harmlosen Spaß. Der Synagogendiener, ein alter, frommer Israelit, hat sich am Abend des Tages, an dem ihm dies passierte, erhängt.“ Dieser Mann mag vergleichsweise wie eine Nonne gefühlt haben, der man ihr Habit vom Leib heruntergerissen hätte.

Zur Aussonderung durch die Kleidung kommt die Aussonderung durch die Wohngemeinschaft. Sie ergibt sich einfach durch die Tatsache, daß der gesetzestreue Jude liebt, in der Nähe der Synagoge zu wohnen. So ist das ‚Juden-Viertel‘ entstanden, längst bevor es — zuerst in Venedig — ein obrigkeitlich vorgeschriebenes Zwangs-Ghetto für die Juden gegeben hat:

Das Juden-Viertel, das man als eine Art ‚Laien-Kloster‘ bezeichnen könnte, weil auch hier ausgesonderte Menschen in besonderer Weise zu strengerem Gottesdienst zusammengeschlossen sind, — und weil auch hier sich manchmal Kostbarkeiten häufen, die den Pöbel zur Plünderung anreizen können. Geld und Gut besitzen, aber keine Waffen, das ist noch immer eine gefährliche Art von ‚Wohlstand‘ gewesen und hat nicht nur die Diener Gottes nach dem alten Buchstaben-Gesetz viel Blut gekostet, sondern so manches Mal auch die Gottesdiener im Neuen Bunde; in Bauernkrieg, Bildersturm- und Revolutionszeiten. Noch gründlicher trennend aber als die Aussonderung durch das Äußere und durch das Zusammenhausen wirkt die doppelte Aussonderung durch das Verbot der Versippung und erst recht durch das der gemeinsamen Mahlzeiten in Gestalt der Pflicht für den gesetzestreuen Juden, nur koschere, d. h. im Sinne des Gesetzes ‚reine‘ Speisen zu essen. Die faktische Unmöglichkeit verbrüdernder Tischgemeinschaft zwischen Juden und Nichtjuden hat das alte Gottesvolk vielleicht mehr aus den Völkern herausgesondert als irgend etwas sonst.

Und so lebte dieses Volk unter den andern, in ihrer Mitte, aber doch von ihnen getrennt, manchmal wohlhabend, aber doch immer wehrlos, mit einem Heils- und Heiligkeitssauftrag, aber doch mit so besonderen Vorstellungen vom Heilsweg, daß von diesen Vorstellungen immer nur wenige angezogen werden konnten, viele abgestoßen werden mußten; vollends gerade seitdem Heiden in Menge dasselbe Gotteswort anerkannten wie die Juden, es aber genau entgegengesetzt verstanden! Und gar erst recht, seit ein mehr als fragwürdiger bischöflicher Byzantiner Höfling als erster die unbiblische Verleumdung vom ‚Gottesmord‘ gegen die Juden geschleudert hatte! (Eusebius, vgl. o. S. 8!). Da half es nichts, daß Jesus Christus selber am Kreuz, daß der Apostelfürst Petrus ihnen in der Halle Salomons ihre Unwissenheit bezeugte und

der Heidenapostel Paulus sich anschloß; half nichts, daß ein Kirchenlehrer wie Augustin ausdrücklich gegen den Widersinn dieses Wortes vom Gottesmord protestierte. Das Wort war doch viel zu schön für den Pöbel, der einen Vorwand brauchte, um seine niedrigsten Instinkte an den Wehrlosen auszutoben! Und genügte der alte ‚Gottesmord‘ nicht, so tat es die ‚Hostienschändung‘ oder die ‚Verwendung von Christenblut‘. Tat es? Tut es noch bis heute, wie vor wenigen Monaten in diesem Lande gerichtsnotorisch wurde. Und für die vermeintlich ‚Gebildeteren‘ taten es andere Fälschungen wie die ‚Protokolle der Weisen von Zion‘. — Ja, was gibt es denn dem ähnlicheres als die Fülle von Verleumdungen und Legenden, wie sie Jahrhunderte lang gegen die Jesuiten verbreitet wurden und zweifellos im Flüsterton auch heute noch mancherorts verbreitet werden? Blicken wir aber auch auf die andere Seite! Wie muß denn empfinden, wer ständig ausgesondert gleichsam auf dem Präsentierteller lebt und sich gerade von den Minderwertigsten verspottet, verdächtigt, vielleicht verfolgt sieht? Muß er nicht ein gestörtes, manchmal übertriebenes, manchmal erschüttertes Selbstbewußtsein entwickeln? Muß er nicht manchmal wünschen, bloß Mensch unter Menschen sein zu dürfen, die Kennzeichen abzulegen, welche ihn aussondern, nicht als ‚Priester‘ zu erscheinen, nicht als ‚Jude‘, einfach als einer von vielen?

Und vollends, wenn einen das ‚Joch des Gesetzes‘ zu sehr drückt oder wenn einem die Last der Gelübde zu schwer wird, wenn er abfällt und doch das unauslöschliche Siegel nicht loswird; wenn er nicht mehr Priester sein will und doch ewig der abgefallene Priester bleibt; wenn er nicht mehr zu Israel gehören will und doch mit jedem angenommenen Namen für die andern der ‚Jude‘ ist und zuletzt auch vor sich selber der Mensch mit diesem Jahrtausenderbe bleiben muß, — sind nicht auch dann die dadurch entstehenden Konflikte mit sich und den andern nirgends ähnlicher als beim Israeliten und beim Kleriker?

Reichen diese Ähnlichkeiten nicht sogar bis in den Bereich der Witze hinein, weil nur der Priester den Priester, nur der Jude den Juden so gut kennt, daß ihm jene Stellen auffallen, wo die Größe der Verpflichtung mit der Kleinheit allen Menschentums in solchen Konflikt gerät, daß wir darüber nur lachen können, — um nicht über uns weinen zu müssen?

In einer jüdischen Legende heißt es: „Israel hat Fehler ohne Zahl, gehaßt aber wird es wegen seiner Tugenden.“ Welcher Gläubige nun wollte im Ernst bestreiten, daß auch der christliche Priester nicht wegen seiner „unzähligen Fehler, Sünden und Nachlässigkeiten“ gehaßt wird, die er täglich beim Opfergang bekennt? Das alles sind Vorwände, leider allzuoft bequemgemachte Vorwände, bei den Priestern wie auch bei den Juden. Aber der tiefste Grund des Priesterhasses wie des Judenhasses ist nicht dieses oder jenes Versagen des Priesters oder des Juden auf dem vorgeschobenen Posten der Menschheit, auf den sie beide gestellt sind. Der tiefste Grund des Antiklerikalismus wie des Antisemitismus ist der Aufruhr gegen den Gott, als dessen Zeugen der Priesterstand und das Priestervolk unter den Menschen stehn.

Ob man an diesen Gott glaubt oder nicht, das wird für jeden einzelnen Menschen von sehr vielen und sehr verschiedenen Umständen seines Lebens abhängen. Gerade wer als Christ den Glauben für

ein Gnadengeschenk hält, der wird sich hüten, von vornherein über irgend einen andern abzusprechen, dem dieses Geschenk nicht, vielleicht noch nicht, zuteil ward. Davon, ob einer glaubt und was einer glaubt, wird natürlich auch abhängen, ob er zu den Dienern des Gottes, den Jesus Christus Seinen Vater nannte, ein engeres oder lockeres Verhältnis hat. Der diabolische Haß aber, der gegen diese Gottesdiener aus Haß gegen diesen Gott in der Hitler-Zeit gesät wurde, der wird heute wohl von allen Menschen, die guten Willens sind, mit letzter Entscheidung abgelehnt; damit will kein anständiger Deutscher mehr das Geringste zu tun haben. Ganz

genau im gleichen Sinne und aus dem gleichen Grunde ist der diabolische Judenhaß, der Antisemitismus, eine Haltung, die der anständige Deutsche zu scheuen hat wie die Pest; und vollends der Christ. Denn der Christ glaubt an das Wort, das der lebendige Gott zu Abraham und zu seiner Nachkommenschaft gesprochen hat: Ich segne, die dich segnen, und die dich verwünschen, verfluche Ich. (Gen. 12, 3). Wie auch Christus dann zu den Aposteln und ihren Nachfolgern sprach: Wer auf euch hört, hört auf mich. — Wer die Jünger beschimpft, der schmäht den Meister; wer die Juden verleumdet, der lästert Gott.

3. Zur Erinnerung – Zur Warnung

Aus dem Adventshirtenbrief des Bischofs von Berlin, Kardinal Konrad, Graf von Preysing vom 3. Adventssonntag, 13. Dezember 1942.

Unser Hinweis auf den obengenannten Adventshirtenbrief von 1942 anlässlich des Abdrucks des Hirtenworts gegen Rassenhaß und für Wiedergutmachung vom 9. November 1949 (Rundbrief Nr. 7, S. 8/9) hat die Frage nach dem Inhalt dieses Adventshirtenbriefes ausgelöst und wir möchten ihn deshalb im Auszug bekanntmachen.

„Wie die letzten Grundsätze des Rechts nicht zeitbedingt sind, nicht Ausfluß völkischer Eigenart sein können, so kann das Recht und die Inanspruchnahme von Rechten und die Ausübung solcher Rechte auch nicht das Vorrecht eines einzelnen Volkes sein. Wer immer Menschenantlitz trägt, hat Rechte, die ihm keine irdische Gewalt nehmen darf. Es ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Menschheit, daß das Recht der Fremden sich immer mehr entwickelt hat, daß das Völkerrecht diese Rechte näher umgrenzt und festlegte. All die Urrechte, die der Mensch hat, das Recht auf Leben, auf Unversehrtheit, auf Freiheit, auf Eigentum, auf eine Ehe, deren Bestand nicht von staatlicher Willkür abhängt, können und dürfen auch dem nicht abgesprochen werden, der nicht unseres Blutes ist oder nicht unsere Sprache spricht. Ein deutscher Philosoph, der für Allzuvielen richtunggebend geworden ist, hat hier einen verhängnisvollen Einfluß geübt. Er stellte auf, daß für besonders veranlagte Einzelpersonlichkeiten und für hochbegabte Völker es ein Jenseits von Gut und Böse, ein Jenseits von Recht und Unrecht gäbe, daß sie frei seien, sich über all das, was Recht und Sittlichkeit gebieten, hinwegzusetzen; daß es ein ihnen zukommendes Recht sei, schwächeren Naturen und Völkern, die auf tieferer Kulturstufe stehen, ob wirklich oder vermeintlich, und nicht so viele Vorzüge aufweisen, jedes Recht zu nehmen. Und es hängt mit diesem furchtbaren System zuinnerst zusammen, daß dieser Philosoph wie kein anderer die Existenz

Gottes leugnet und damit eben auch die Existenz eines allgemein verbindlichen Rechtes.

Vor diesen Theorien muß ich euch, meine lieben Diözesanen, warnen. Gerade im Kriege, wo Macht gegen Macht steht, und Macht scheinbar alles vermag, stehen wir in Gefahr, das Recht gering einzuschätzen. Und doch kann nur durch die Anerkennung und Achtung des Rechtes für Alle eine bessere Zukunft, ein gerechter Friede begründet werden. Prüfen wir uns selbst, wie weit der Gedanke eines ewigen unwandelbaren Rechtes in uns lebt, wie weit wir der Überzeugung sind, daß gewisse Urrechte des Menschen keinem, wer immer es sei, versagt werden dürfen. Wir müssen uns klar darüber bleiben, daß ein Versagen solcher Rechte oder gar ein grausames Vorgehen gegen unsere Mitmenschen ein Unrecht am fremden, aber auch am eigenen Volke sind. Wenn einmal, so gilt hier der Satz: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Meine lieben Diözesanen! Metanoite! — Denket um! So rufe ich euch zu. Kein Irrtum, der sich in der Welt breit macht, bleibt ganz ohne Einfluß selbst auf treue Kinder der Kirche, auf solche, die wahre Jünger Jesu sein wollen. Halten wir daran fest, daß Jedem sein Recht gegeben werden muß. Halten wir daran fest, daß dieses Recht Alle schützt, die keiner persönlichen Schuld zu zeihen sind. Und halten wir weiter noch daran fest, daß dieses Recht allgemein und für Alle gilt. Wir wollen im persönlichen Leben nie etwas beanspruchen, worauf wir kein Recht haben, nie etwas verweigern, was einem Anderen zusteht. Wir wollen den Geist der Redlichkeit, der Gerechtigkeit in uns pflegen. — Bedenken wir immer, daß, wenn wir fremdes Recht achten, wir damit Gottes Herrscherrecht anerkennen und bekennen.“

4. „Jüd! Jüd!“

Eine Kindheitserinnerung von Klara Maria Faßbinder.

Manchmal hat man mich während der Nazizeit gefragt, warum ich mich eigentlich so für die Juden einsetze. Ich müsse doch merken, wie mir das nur Unannehmlichkeiten eintrage usw.

Das stimmte. Diese Judenfreundlichkeit hat mir zweimal die Stelle gekostet, von kleineren Übeln

zu schweigen. Aber es wäre mir wie Verrat am geliebten Toten erschienen, hätte ich anders handeln wollen. Verrat am Andenken meines lieben Vaters. Und das ging so zu:

Ich war neun oder zehn Jahre alt und besuchte die „Höhere Töcherschule“ der kleinen rheinischen

Stadt, in die mein Vater vor ein paar Jahren von der Mosel her versetzt war. Der breite mosellanische Tonfall hatte sich noch nicht verflüchtigt. Als Kind eines kinderreichen mittleren Beamten war ich bescheiden gekleidet im Vergleich zu meinen Mitschülerinnen. Vielleicht war es auch ein unverzeihlicher Verstoß gegen die überkommene Hierarchie, daß ich von der Volksschule aus gleich in die folgende Klasse gestiegen und in der ersten Woche „Zweite“ geworden war. (Zur Ersten habe ich es nie gebracht, da ich vorsagte!).

Kurz — ich stand abseits der Klasse und empfand das bitter. Warum konnte ich nicht wie die anderen sein? Warum hatte ich keine „Freundin“, mit der man per Arm durch die Straßen zog?

In der Volksschule hatte ich eine gehabt, während des einen Jahres, das ich sie besuchte. Es war die Tochter des Tierarztes, Hedwig Levy. Wie der Name sagt, eine Jüdin.

Ich sehe sie noch vor mir mit dem rötlichen Gelock, den feinen Gesichtszügen und den schönen braunen Augen. Wir waren abwechselnd die Erste und Zweite. Hedwig öfter Erste als ich, denn sie war viel ruhiger. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, lag eine geheime Trauer über ihrem Wesen. Aber das habe ich damals noch nicht erfaßt.

Jeden Tag zogen wir nach der Schule zusammen nach Haus. Denn wir hatten bis zu Hedwigs Großvater, dem alten Fröhlich, den gleichen Nachhauseweg. Jeden Tag kehrten wir dort ein. Ein Teller herrlicher Griessuppe erwartete uns mit so viel Korinthen! Oder ein „Armer Ritter“ aus eingeweichtem Zwieback mit viel Zucker. Aber ich darf doch ehrlich sagen, daß mir diese Dinge zwar hoch erfreulich waren, aber doch nur Zugabe zu dem angenehmen Verkehr mit der einzigen — die ich in der Klasse irgendwie als zu mir gehörig empfand.

Das wurde anders, als ich zur Klosterschule kam, die keine Judenkinder aufnahm. Hedwig fuhr in die benachbarte Großstadt. Da wir eigentlich nie zu Kindern auf Besuch gingen — schon allein, weil bei dem vielen Kranksein meiner Mutter Gegenbesuche der Kinder nicht möglich gewesen wären — schlief die Freundschaft ein.

Und dann geschah das Schreckliche: eines Tages sah ich Hedwig mit einem anderen Judenkind vor mir dahin gehen. Ich war nicht allein, sondern eine Reihe von Mitschülerinnen bei mir. Darunter diejenigen, die mir das Leben besonders sauer machten. „Komm“, sagte die lange Johanna, „wir laufen jetzt hinter denen her und rufen: Jüd! Jüd!“ — und zu mir gewendet: „Tust du mit?“ Mittun! Ach, wann hatte man mich das gefragt? Ich hatte wohl das Gefühl, daß es nicht recht sei. Aber das wurde übertäubt von dem Verlangen, einmal dabei zu sein, einmal nicht abseits zu stehen! (Wenn ich daran denke — werde ich mitleidiger mit allen, die einmal einer Fahne ohne Überzeugung nachgelaufen sind!).

Ich lief also ein paar Schritte mit und rief: „Jüd! Jüd!“ — Hedwig drehte sich um. Sie sah mich an. Mit einem langen Blick von oben bis unten. Es war ein merkwürdiger Blick. Als wenn sie durch mich hindurch sähe. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Einen Augenblick standen wir so Auge in Auge. Dann drehte sie sich um und ging mit ihrer Gefährtin weiter, mit einer ganz ruhigen Stimme sprechend, als ob nichts gewesen sei.

Vielleicht ist es dem Petrus ähnlich zumute gewesen (toutes les distances gardées!). Ein Kloß saß

mir in der Kehle: Ich schlich nach Haus. Was aus meinen Schulkameraden geworden war, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich habe in der Erinnerung nur das Gefühl — vollkommen allein gewesen zu sein, wie einer mit einer ansteckenden Krankheit, etwas, das die Menschen meiden.

Zu Haus war ich den ganzen Tag über ungewöhnlich ruhig. Niemand sagte ein Wort: Natürlich. Es wußte ja niemand etwas davon, daß die Straße abgelegen war und uns wohl niemand gesehen hatte. Aber ich wartete den ganzen Tag darauf, daß irgendwie der Blitz einschläge. Jetzt! Jetzt!

Aber es geschah nichts.

Nach dem Abendbrot saß ich allein mit meinem Vater im Wohnzimmer. Etwas Ungewöhnliches. Vielleicht hatte er das mit Absicht herbeigeführt, scheint mir beim Zurückdenken.

Vater las die Zeitung, unbeweglich, ohne ein Wort zu sagen. Mir wurde immer unheimlicher. Jetzt! Jetzt!

Auf einmal ließ er die Zeitung sinken! Jetzt!!!

Aber statt dessen sagte er in ganz ungezwungenem Ton: „Sag, ist es wahr, daß Du ‚Weiße Schwester‘ werden willst?“ Noch spüre ich das unsägliche Gefühl der Erleichterung. Er wußte also nichts! „Ja, das ist wahr!“, sprudelte ich hervor, „und der Franz (mein Lieblingsbruder) wird ‚Weißer Vater‘ und wir gehen zusammen nach Afrika und wir bekehren die Heiden und wir...“ Da unterbrach mich der Vater. Noch immer in derselben — fast gleichgültigen Weise: „So! — ihr wollt die Heiden bekehren? Das ist ja sehr gut. Und wie macht ihr das denn?“ Die Frage hatte ich nicht erwartet. Über die Methoden der Heidenbekehrung hatte ich nicht nachgedacht. Nur den fulminanten Enderfolg des endlich bekehrten Schwarzen Erdteils deutlich vor mir gesehen. Etwas zögernd fing ich an: „Ja, wir...“ Ich brauchte nicht weiter zu überlegen. Plötzlich stand etwas in Vaters Gesicht, das mir das Wort auf den Lippen erstarren machte. Etwas Richterliches, Unerbittliches. „So, du willst die Heiden bekehren? Wie meinst du, daß die Missionare das tun? Meinst du, sie liefen hinter den Heiden her und riefen ‚Heid! Heid!‘“ — Jetzt war der Schlag gefallen! und gerade, als ich dachte, er fiel überhaupt nicht! „Nun!“, kam es streng, als ich schwieg. „Nein!“, sagte ich ganz leise. Aber es war noch nicht zu Ende. „Du hast ja sehr gut in Religion gehabt. Weißt du nicht, daß unser Heiland dem Fleische nach ein Jude war? Daß du die Glieder Seines Volkes angreifst, wenn du etwas gegen Juden tust?“ Ich sank noch tiefer in mein Schuldgefühl hinab. Daran hatte ich freilich garnicht gedacht! Aber es war ja ganz richtig! „Und zudem hast du doch in der Volksschule mit der Hedwig verkehrt! Du bist oft bei den Großeltern gewesen und hast dort viele Freundlichkeit empfangen!“ Auch darauf konnte ich nichts erwidern. Der Vater zog einen Brief aus der Tasche und las ihn mir vor. Es war ein kurzer Brief von Hedwigs Großvater, dem ehrwürdigen, alten Mann, der mir immer eine wirkliche Ehrfurcht eingeflößt hatte. Den alten Eleazar, der als neunzigjähriger Greis für seine Überzeugung, um nicht ein schlechtes Beispiel zu geben, in den Tod ging, hatte ich mir immer so vorgestellt. Er schrieb ganz ruhig, erwähnte nichts von den „Freundlichkeiten“ mir gegenüber. Nur, daß ein solches Verhalten sicher nicht im Sinne meines Vaters sei: Er traf sich übrigens einmal in der Woche beim Biertisch mit ihm.

Nach dem Lesen faltete der Vater den Brief zu-

sammen: „Morgen gehst du zu Herrn Fröhlich und bittest Hedwig um Verzeihung und ihren Großvater auch.“ Es gab noch eine Tracht Prügel, die ich überflüssig fand. Sie schien mir in gar keinem Verhältnis zur Schwärze meiner Tat zu stehen. Wie ein Judas kam ich mir vor. Die Unterredung am folgenden Tage in dem gastlichen Haus ist mir ebenfalls unvergeßlich geblieben. Nur Güte und Milde von seiten der Großeltern, würdige Zurückhaltung. Hedwig sprach kein Wort. Sie gab mir zum Schluß stumm die Hand. Heute frage ich mich, ob sie es nicht nur den Großeltern zuliebe getan hat? —

Ich kann nicht sagen, daß ich mich sehr erleichtert gefühlt habe. Erst als ich einige Wochen darauf eine etwas altersschwach gewordene alte Jüdin (die

Mutter eines ziemlich greulichen Viehhändlers), die immer von Hause lief, durch die ganze Stadt bis in ihre Wohnung zurückgeführt hatte — es dauerte fast drei Stunden und allmählich hatte ich die ganze Gassenjugend an meinen Fersen, die sich aber merkwürdig still verhielt — hatte ich einigermaßen mein Gewissen beruhigt..

Aber die Lehre — die mir mein Vater erteilt hatte, prägte sich mir unauslöschlich ein. Nie habe ich vergessen — daß unser Herr und Heiland ein Jude nach Fleische nach war und daß wir in jedem Sein Bild zu ehren haben. Nie mehr bin ich einem Haufen nachgelaufen, um nicht allein zu sein. — Das kleine Geschehen hat meinem Leben für immer eine Richtung gegeben.

(Aus der Weihnachts-Sondernummer 1949 der Mitteilungen der Weltbewegung der Mütter „Die Rose“.)

5. Altchristlich-jüdisches Gegenüber in neuem Licht

(Ein Buch-Bericht)

Wer von den heute landläufigen Darstellungen der Kirchengeschichte (beider Konfessionen) Antwort auf die Frage erwartet, wie sich seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 die Beziehungen zwischen Christen und Juden entwickelt haben, der wird meist bitter enttäuscht werden. Zusammenhängende Betrachtungen darüber finden sich so gut wie nirgends; man muß sich einschlägige Einzelbemerkungen mühsam zusammensuchen; etwa da, wo von judaisierenden Christen, wo von Juden als Verfolgungsanstiftern, wo später von christlichen Gewaltakten gegen Synagogen wie gegen Heidentempel die Rede ist.

Inzwischen sind aber führende Forscher wie *Erik Peterson* zu der Überzeugung gelangt, daß man nicht etwa nur das Neue Testament, sondern auch noch die gesamte Früh- und Hochpatristik, Lehre und Leben der Väterzeit bis ins fünfte Jahrhundert, überhaupt nicht wirklich verstehen kann, wenn man das gleichzeitige Weiterexistieren starker zwischen Talmud-Judentum und Christentum in der Mitte stehender jüdischer Geistesströmungen einerseits und stark jüdisch beeinflusster christlicher Tendenzen, vor allem unter den aramäisch sprechenden Syrern, auf der anderen Seite ignoriert. Leicht zugespitzt wird man sagen dürfen, daß mehrere Jahrhunderte hindurch christliche Ortho-doxie (also: rechte Lehre) und jüdische Orthopraxie (also: rechtes Leben gemäß Gottes Geheiß) keineswegs miteinander unvereinbar schienen und erst die Fixierung des christlichen Dogmas in der Sprache griechischer Philosophie etwa seit dem Konzil von Chalcedon 451 und die des jüdischen Gesetzesverständnisses in der talmudischen Kasuistik etwa gleichzeitig die für anderthalb Jahrtausende seitdem endgültige Scheidung der miteinander zerfallenen beiden Gottesvölker besiegelt hat, von der wir noch nicht wissen, wann und wie, nur — im Glauben! — daß sie aufgehoben werden wird von dem Gotte Selbst, Den beide anbeten.

Angesichts dessen ist es überaus verdienstlich, daß ein französischer Forscher, *Marcel Simon*, eine ausführliche „Studie über die Beziehungen zwischen Christen und Juden im römischen Reich (135—425)“ unter dem Titel „VERUS ISRAEL“ vorgelegt hat (Paris 1948, E. de Boccard, 475 Seiten), von deren Ergebnissen wir wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung etwas eingehender berichten wollen, als es sonst hier üblich ist.

Der erste von den weitverbreiteten Irrtümern, die Simon widerlegt, ist die Meinung, schon seit den drei großen militärischen Niederlagen im Titus-, im Trajans- und im Hadrianskrieg (70, 117 und 135 nach Christo) habe sich „das Judentum“ sofort talmudisch abgekapselt, die Brücken zum Hellenismus rigoros abgebrochen, womöglich gar auf den in der Apostelzeit so eifrig betriebenen Proselytismus (Matth. 23, 15) fast oder völlig verzichtet. Von alledem kann keine Rede sein. Nicht nur haben die Juden bis über die Mitte des ersten Jahrtausends hinaus auf die Gewinnung „gottesfürchtiger Heiden“ zum wenigsten für die Einhaltung der „noachidischen Gebote“ (Gen. 9, 4; vgl. Apg. 15, 29f.) größten Wert gelegt und nur sehr zögernd unter dem kombinierten Druck äußerer Verbote, wachsender Erfolglosigkeit und „orthodoxer“ Erstarrung in den eigenen Reihen darauf verzichtet. (Wogegen heute ihre lebendigsten Vertreter energisch opponieren; vgl. Rb. Nr. 5/6, S. 19!).

Mit jenem ersten Irrtum aber fällt automatisch auch die Meinung, es hätte seit der Mitte des 2. Jahrhunderts keine eigentliche Diskussion zwischen Christen und Juden mehr gegeben; die verschiedenen christlichen Schriften „Adversus Judaeos“ seien sozusagen nur fiktiv adressiert, was in allem Ernste ein so umfassender Kenner wie Harnack noch behauptete. Simon weist demgegenüber nach, besonders etwa aus Johannes Chrysostomus' antiochenischen Predigten gegen die Juden, daß vielmehr eine höchst intensive Auseinandersetzung zwischen den beiden Religionsgemeinschaften stattgefunden hat. Zum Teil sprachen noch damals christliche Lehrer von unbestrittener „Rechtgläubigkeit“ bei der Darlegung ihres Glaubens geradezu eine „jüdische“ Sprache, etwa der in Persien lebende Syrer Aphraates im 4. Jahrhundert, wo er Christi Gottessohnschaft mit lauter Argumenten im Stil von Joh. 11,34 ff. verteidigt, d. h. ohne jeden Rückgriff auf die methaphysische Spekulation seiner griechischen Zeitgenossen spricht (p. 193). Andererseits ist es in der von Bousset als jüdisch nachgewiesenen Gebetssammlung des 7. Buchs der sog. „Apostolischen Konstitutionen“ möglich, daß Abrahams „Glaube“ gerühmt wird, der sich zur „Erkenntnis“ (Gnosis) entfaltet, — als spräche Paulus selbst! Nicht nur vierzig Jahre zwischen 30 und 70, allenfalls 100 Jahre bis zu Bar Kochba, nein, vierhundert Jahre blieben Kirche und Synagoge im

echten Gespräch, wenn auch im Streitgespräch; vierhundert Jahre brauchte das Judentum, um alle die eigenen Entwicklungsmöglichkeiten allmählich abzudrosseln, die etwa von der altsynagogalen geistlichen Schriftauslegung des Hohen Liedes zur altkirchlichen der ganzen Bibel führten, oder von der jüdischen Spekulation über die uranfängliche ‚Weisheit‘ bei Gott zur christlichen über den ewigen Logos. Und vierhundert Jahre brauchte das Christentum, bis gegenüber den ‚älteren Brüdern‘ an die Stelle der suchenden Liebe und des heiligen Zornes bei Jesus, bei Paulus und noch bei Justin, fast nur noch Äußerungen ablehnenden Hasses und Taten unheiliger Gewaltanwendung getreten waren, etwa in Gestalt jener Synagogenbrandstiftungen, deren eine (in Kallinikum am Euphrat) kein Geringerer als Ambrosius gegen die berechtigten Sanktionen des Kaisers Theodosius nur zu erfolgreich verteidigt hat.

Simons redliches Bemühen um vorurteilsfreie Darstellung dessen, was zwischen Christen und Juden in jenen Jahrhunderten wirklich vorgegangen ist, zeigt sich besonders schön, wo er betont, daß erst längere Zeit nach Konstantin, von der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts an, die juristischen Schikanen gegen das Judentum auf breiter Front einsetzten, „mehrheitlich nach der Regierung Julians; sie erklären sich teilweise durch die Reaktion des christlichen Kaisertums gegen jenes die Juden begünstigende Politik“ (p. 269). Überhaupt wird vollkommen klar, daß, wenn es kein göttliches Gebot gäbe, sich nicht zu rächen (Lev. 19, 18) und selbst die Feinde zu lieben, „die Juden“ jener Jahrhunderte „den Christen“ nichts vorzuwerfen hätten. Angefangen von der täglichen Verfluchung der ‚Minim‘ (und das sind die Christen, bestätigt Simon!) im ‚Achtzehnbittegebet‘ bis hin zur tausendfältigen Ausnutzung der eignen gesetzlich privilegierten Stellung als ‚religio licita‘, ja zu gelegentlicher (wenn auch nur selten systematischer) eigentlicher denunziatorischer Betätigung haben die Juden mit einigermassen allen juristisch erlaubten Mitteln gegen die Christen gekämpft — und dann diese jenen leider gleiches mit gleichem vergolten, als sich politisch das Blatt gewendet hatte. Tatsachen, über die man nicht durch ‚philosemitische‘ Beschönigung hinwegkommt, wie sie Simon wiederholt Rev. Parkes vorzuhalten hat (p. 144, 263 A. 2, 272), sondern einfach durch die Erkenntnis, daß genau entsprechend die ‚christlichen‘ Religionsparteien in der Zeit der Glaubensspaltung gegen einander gewütet haben — und trotzdem jenseits der von beiden Seiten aufgehäuften Berge von Blutschuld aneinander schließlich die Besinnung auf das von beiden anerkannte Geheiß des lebendigen Gottes und die gemeinsame Not der letzten Jahrzehnte ein wahrhaft brüderliches Verhältnis zueinander über alles noch Trennende hinweg ermöglicht haben. Wenn Christen und Juden endlich anfangen, wie Protestanten und Katholiken, einander nicht mehr alte und neue Schuld gegenseitig vorzurechnen und daraus Forderungen aneinander abzuleiten, sich vielmehr jeder im eigenen Lager bemüht, mögliche künftige Verschuldung am getrennten Bruder schon im Keime zu ersticken, importune opportune, dann und nur dann besteht die Aussicht, daß all jenes Böse, was zwischen beiden geschehen ist, nicht länger fortzeugend weiteres Böses gebiert, sondern daß das Gute doch endlich voll erblüht, dessen Keime nun wahrlich zu keiner Zeit gänzlich erstickt gewesen sind, — obwohl mit

Bezug darauf Simons Darstellung entschieden ergänzungsbedürftig ist.

Gewiß, er erwähnt an zwei Stellen, daß auch anti-judaistischste kirchliche Zeugen die Existenz der Juden für notwendig erklären (p. 119) und vor allem für sie beten heißen (p. 271, Hieronymus: „Wir sind nur die Zweige, jene die Wurzel; nicht fluchen dürfen wir den Wurzeln, sondern beten sollen wir für unsre Wurzeln!“). Aber die eigentliche positive Seite der christlich-jüdischen Dialektik kommt doch bei Simon entschieden zu kurz, indem (p. 245) von einer erst mit dem Überwiegen im Heidentum geborener Christen sich allmählich verbreitenden christlichen Judenfeindschaft gesprochen und völlig ignoriert wird, daß gerade schon im Ursprung des Neuen Bundes jüdisch-prophetischer Zorn über das eigne Volk eben so unzweideutig laut wird wie jüdisch-prophetische Zuversicht auf dieses Volkes unauslöschliche Erwählung; daß aber auch später dieser Erwählungsglaube für das Alte Israel mindestens in der Gestalt jener erhörungsgewissen Fürbitte „überwintert“. „Unsere gesamte eigne Hoffnung ist mit der verbleibenden Heilserwartung Israels verknüpft“, müssen wir hier Tertullian (Pud. 8) aus einem weiteren ähnlichen Werke zitieren, das unter diesem und manchem andern Gesichtspunkt eine unentbehrliche Ergänzung desjenigen von Simon darstellt: *Albrecht Oepke*: „Das Neue Gottesvolk“ (C. Bertelsmann Verlag Gütersloh 1950, S. 285).¹⁾ Zeitlich sehr viel weiter, nämlich über das ganze Mittelalter hinweg bis zu Luther ausgreifend, verdeutlicht Oepke, wie dies Neue Volk das Alte doch tiefer gewinnen zu sollen als ersetzt zu haben gewiß ist, während Simon fast nur den letzteren Aspekt vor Augen hat. Freilich verfällt nun auch Oepke wieder einer gewissen Einseitigkeit. Sein Anliegen verrät der Satz über Justinus Martyrs ‚Dialog mit dem Juden Tryphon‘: „Justin streitet nicht mit Hilfe des Alten Testaments, weil er die Synagoge bekämpft, sondern er bekämpft die Synagoge, weil er den Bund für die Kirche reklamiert.“ (S. 253). Ähnlich hätten schon Barnabas- und Hebräerbrief nicht eigentlich die Juden oder den Abfall von Christen zu ihnen bekämpfen, sondern ausschließlich ihren Glaubensgenossen das frohe Bewußtsein vermitteln wollen, das wahre und einzige ‚Neue Gottesvolk‘ zu sein, Verus Israel, Erben der Verheißung. Damit ist etwas gesehen und gesagt, das zweifellos zum rechten Verständnis aller jener frühchristlichen Dokumente dazugehört; nur ist es überspitzt gesagt. Wir meinen in unserer deutschen Neubearbeitung von Barnabas-Brief und

1) „Den Gläubigen ist die Rede und Überzeugung ganz geläufig“ (!), „daß die Juden in der letzten Zeit vor dem Gerichte den Glauben an den wahren Messias annehmen werden“ zitiert auch *De civitate Dei* (20, 29) *Bernhard Blumenkranz* sorgfältig gearbeitete Basler Dissertation über „Die Judenpredigt Augustins. Ein Beitrag zur Geschichte der jüdisch-christlichen Beziehungen in den ersten Jahrhunderten“. (Basel 1946. Verlag von Helbing & Lichtenhahn. 218 Seiten). — obwohl er überflüssigerweise vermuten zu müssen meint, „mangelnder Erfolg in der Gegenwart“ veranlasse solche missionarischen Zukunftsperspektiven, die doch einfach neutestamentliche Selbstverständlichkeiten sind. Wichtig ist ferner B.s Hinweis, daß in der gemeinsamen Front mit ihnen gegen die Götzendiener auch Augustin die Juden als „Volk Gottes“ bezeichnet (S. 116), so sehr er andererseits dieses Prädikat für die Christenheit gegen jene beansprucht: es handelt sich hier eben um zwei Seiten desselben Sachverhaltes. Im Übrigen wird nach kurzem Überblick über die voraugustinische lateinische Kontrolliteratur gegenüber den Juden Übersetzung und ausführliche Analyse der *Judenpredigt Adversus Judaeos* (Patr. Lat. 42, 51 ff.) vorgelegt und mit Hilfe reichen Vergleichsmaterials gezeigt, daß auch Augustin hier eine scharfe Polemik geführt hat, wobei er in allem Wesentlichen der Überlieferung folgte, einen Gedanken aber erstmals fand: Daß die Zerstreuung der Juden „nicht so sehr eine Strafe als eine zweckdienliche Fügung zur Ausbreitung des Christentums“ gewesen sei (S. 176), — eine sicherlich richtige und wichtige Feststellung.

Justin-Dialog (‚Kirche und Synagoge‘, Olten 1945) gezeigt zu haben, daß gerade in diesen beiden Dokumenten ohne jeden Zweifel entweder in der Defensive judaisische Strömungen bekämpft werden (jene, die sagen: „Ihr Bund ist unser Bund“ nach Barn. 4, 6), oder in der Offensive Menschen aus dem Alten Bundesvolke für das Neue gewonnen werden sollen (Justins Schlußwort Dial. 142, 2). Das wird auch bei Simons gesamter Behandlung dieses Schrifttums vollkommen deutlich. (Obwohl er die leisen und doch eindeutigen Untertöne christlicher Hoffnung für die Juden bei Barnabas ebenso überhört wie Oepke.). Es ist also zwar durchaus richtig zu betonen, daß alle diese Autoren enthusiastisch den Gottesvolk-Charakter der Kirche verkünden wollen; nur besteht damit zusammen durchaus eigenständig in der Regel auch jene andre Absicht, die Juden zu widerlegen, ihrer Propaganda zu wehren, letztlich sie zu gewinnen.

Immer mehr freilich wurde die noch bei Justin unverkennbare brüderliche Werbungsabsicht durch den feindlichen Willen, zu triumphieren und zu besiegen, abgelöst, wie er seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts für fast anderthalb Jahrtausende bei den meisten vorwog. (Davon, doch auch von den rühmlichen Ausnahmen, an der Spitze

Gregor I., spricht genau so rückhaltlos offen wie Oepke auch P. Browe S.J., „Die Judenmission im Mittelalter und die Päpste“, Rom 1942). Was in diesem Zeitraum geschah, das kann bei aller Zubilligung mildernder Umstände für die Zeitgebundenen der heutige Christ nur mit tiefer Beschämung vernehmen, sobald es ihm einmal ungeschminkt dargestellt wird. Um so wertvoller wird ihm dann Oepkes Urteil auf Grund der Analyse speziell auch der mittelalterlichen einschlägigen Literatur sein: „Der Antisemitismus ist nicht eine Folge und Frucht antisynagogaler biblischer Theologie, sondern gerade die Vernachlässigung und Verkümmern der wahrhaft biblischen Dialektik zwischen Kirche und Synagoge hat ihm Auftrieb verschafft.“ (S. 477). Bestätigt doch dieser Satz, daß wir zur endlichen Überwindung wenigstens des ‚Antisemitismus‘ in den eigenen Reihen keineswegs etwa von der Fülle der uns in Jesus Christus gewordenen Gottesoffenbarung abzustreichen brauchen, sondern nur immer aufmerksamer hinhören müssen auf Gottes Wort, wie es uns schriftlich aufgezeichnet und mündlich überliefert ist. Dieses Wort verbürgt uns, daß es nicht ewig beim bloßen ‚Gegenüber‘ der beiden Völker des Einen Gottes bleiben, sondern zuletzt „eine Herde sein wird und ein Hirt“ (Jo. 10, 16).

K. Th.

6. Erklärung der Evangelischen Synode in Berlin-Weißensee vom April 1950

Das neben der Mainzer Katholikentags-Erklärung (vgl. Nr. 2/3, S. 1) wichtigste Wort deutscher Neubewertung gegenüber den Juden folgt hier vollinhaltlich (weil in Nr. 7 nur auszugsweise) und ist von einem Stück Protokoll aus der Sitzung begleitet, in der es angenommen wurde, sowie vom Kommentar der ev. Monatsschrift „Unterwegs“.

„Gott hat alle beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme.“ (Römer 11, 32.)

Wir glauben an den Herrn und Heiland, der als Mensch aus dem Volk Israel stammt.

Wir bekennen uns zu der Kirche aus Judenchristen und Heidenchristen, die zu einem Leib zusammengefügt ist und deren Friede Jesus Christus ist.

Wir glauben, daß Gottes Verheißung über dem von ihm erwählten Volk Israel auch nach der Kreuzigung Jesu Christi in Kraft geblieben ist.

Wir sprechen es aus, daß wir durch Unterlassen Schweigen vor dem Gott der Barmherzigkeit mitschuldig geworden sind an dem Frevel, der durch Menschen unseres Volkes an den Juden begangen worden ist.

Wir warnen alle Christen, das, was über uns Deutsche als Gottesgericht gekommen ist, aufrechnen zu wollen gegen das, was wir an den Juden getan haben; denn im Gericht sucht Gottes Hand den Bußfertigen.

Wir bitten alle Christen, sich von jedem Antisemitismus loszusagen und ihm, wo er sich neu regt, mit Ernst zu widerstehen und den Juden und Judenchristen in brüderlichem Geist zu begegnen.

Wir bitten die christlichen Gemeinden, jüdische Friedhöfe innerhalb ihres Bereiches, sofern sie unbetreut sind, in ihren Schutz zu nehmen.

Wir bitten den Gott der Barmherzigkeit, daß er den Tag der Vollendung heraufführe, an dem wir mit dem geretteten Israel den Sieg Jesu Christi rühmen werden.

Der Punkt 4: „Wir bekennen, daß wir durch Unterlassen und Schweigen vor dem Gott der Barmherzigkeit mitschuldig geworden sind an dem Frevel, der durch Menschen unseres Volkes an den Juden begangen worden ist“, konnte von manchen Synodalen nicht ohne weiteres angenommen werden. Einige wandten sich gegen die Formulierung „ich bekenne“; ihnen kam Niemöller zu Hilfe mit dem Vorschlag, das Wort „bekennen“ abzuändern in: „ich spreche es aus“. Andere vertraten die immer wiederkehrende Meinung, daß ein solches „Bekenntnis vor der ganzen Welt“ besonders von Frankreich falsch ausgelegt würde. Mit aller Deutlichkeit und Schärfe entgegnete ihnen

Martin Niemöller: Ich bekenne mich schuldiger als mancher SS-Mann. Vogels These muß bleiben! Zehn Jahre ließen wir Gott warten. Wir müssen aber unsere Schuld nicht nur vor Ihm, sondern auch vor den Menschen bekennen.

Prof. H. Vogel: Es gibt keinen Frieden, ohne

1. diese Frage der Schuld zu bekennen,
2. die weitere Erwählung Israels zu erkennen,
3. die Schuld nicht nur in der Beichtkammer, sondern vor den Menschen zu bekennen,
4. es mit praktischem Helferwillen zu bekräftigen.

Graf York: Brüder, die Ihr in der Anfechtung steht, bedenket Matth. 5, 23 und 24: Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas gegen dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.

Präsident Dr. Kreyssig (Magdeburg): Wir hörten heute früh in der Andacht: „Nun es an dich kommt, bist du weich“ (Hiob 4, 5). Brüder! Keiner von uns versuchte mitzufahren ins Gaslager. Gott hat mir selbst einmal diesen Weg nach Osten gezeigt; am Abend war ich willig, am Morgen war

ich feige. Darum Buße! Bekennen wir die Schuld vor Gott und vor den Menschen!
Die Wirkung dieser Worte war ganz besonders stark, und sie bewegte wohl auch die Zögernden, der Erklärung zuzustimmen.

(Aus: Christlicher Friedensdienst [Bern, Juni 1950], Nr. 232)

Es ist eine Tat des Friedens, wenn die Kirche heute gegen den Antisemitismus Stellung nimmt. 1945 war das vielleicht noch einfach. Aber im Jahre 1950 macht man sich mit solch einem Wort unbeliebt. Denn die Tatsachen im Westen zeigen deutlich, daß der Antisemitismus wächst. Damit sind nicht so sehr die einzelnen Übergriffe gemeint, die hier und da geschehen. Damit soll auf die innere Einstellung hingewiesen werden, die sich weithin bemerkbar macht. Daß der Osten dieses Problem nicht hat, liegt weniger an der anderen Haltung gegenüber dieser Frage, als an dem Mangel an Möglichkeiten. Doch auch hier kann es bald akut werden, wenn man bedenkt, wie die östlichen Regierungen weithin einen stärkeren antisemitischen Kurs steuern.

Wie kam es, daß gerade dieses Problem zur Diskussion gestellt wurde, obwohl es gar nicht auf dem Programm stand? Das Stuttgarter Schuldbekenntnis von 1945 hat sich als nicht ausreichend erwiesen, weder gegenüber denen, die wir alle vor 1945 im Stich gelassen haben (auf der Synode wurde gesagt: eigentlich hätte in jedem Zug, der zur Vergasung fuhr, ein nichtjüdischer Christ mitfahren müssen), noch gegenüber unserem Volk, das innerhalb von fünf Jahren schon wieder in

einem wachsenden Haß gefangen ist. Wir sind an Israels Schicksal schuld; nicht erst seit 1933; auch nicht wir allein. Aber wenn es keiner in dieser Welt ausspricht, so soll es wenigstens von den Christen gesagt werden, die es erkannt haben. Die uneingestandene Schuld an Israel liegt schwer auf unserem Weg. Dahinter verbirgt sich alle nationalistische Selbstgerechtigkeit. Seit der Dahlemer Bekenntnissynode von 1943 wurde kein Wort zur Judenfrage vorbereitet. Oft danach stand es auf dem Programm. Doch niemals kam es zu einer klaren Stellungnahme. Jetzt war vielleicht die letzte Möglichkeit dazu. Solange nicht Frieden zwischen Christen und dem Volk Israel wächst, ist dieser Friede in der Welt gefährdet.

(Zuvor waren im Ausschuß Bedenken geltend gemacht worden: dieses Wort käme zu spät, es könne unvorhergesehene politische Konsequenzen haben, auch wurde gefragt, ob es nur vor Gott, aber nicht vor Menschen gesprochen werden könne.) Aber vor dem Plenum zeigte es sich viel stärker als bei dem Friedenswort, daß grundsätzlich die Einheit für diese Erklärung da war. Die Differenzen erwiesen sich als minimal. Man war sich einig darin: Wer sich an Israel vergreift, der vergreift sich an der Barmherzigkeit Gottes. So aber dein Bruder etwas gegen dich hat, so gehe hin und versöhne dich mit ihm. Das hat die Synode getan. Das ist eine Tat des Friedens. Es war der Höhepunkt der ganzen Tagung, als alle einmütig diesem Wort zustimmten und danach gemeinsam sangen: Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnade...

(Aus: „Unterwegs“, IV [Berlin, 1950] 3, S. 160 ff.)

7. Echo und Aussprache

7a) Ein Akt der Wiedergutmachung.

Evangelische Kirche Rheinlands will jüdische Friedhöfe pflegen

Die Erklärung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland gegen den Antisemitismus wird von der Kirchenkanzlei der Evangelischen Kirche selbst als ein „Prüfstein für die Glaubwürdigkeit kirchlicher Worte“ bezeichnet.

Das ist ein mutiges und der Verantwortung bewußtes Wort, das nun auch seine erste praktische Auslegung gefunden hat.

Die Leitung der Evangelischen Kirche im Rheinland läßt gegenwärtig feststellen, in welchen Orten ihres Zuständigkeitsbereiches sich jüdische Friedhöfe befinden, um diese (sofern nicht bereits von staatlicher oder kommunaler Seite Vorsorge für ihre Erhaltung und ihren Schutz vor Profanierung oder bewußter Schändung getroffen worden ist) unter die Obhut der örtlichen Kirchengemeinden zu stellen.

Mit dieser Maßnahme zeigt die evangelische Kirche, daß sie sich darüber klar geworden ist, worum es letztlich bei den Schändungen jüdischer Friedhöfe geht: weniger um eine Schändung dieser als mehr noch um eine Schändung des Ansehens des neuen deutschen Staatswesens. Und um dieses: um das Beispiel, um die Lehre, und damit letztlich um jene Glaubwürdigkeit kirchlicher Worte.

Denn es geht ja um zweierlei; um ein Gegenwärtiges und um ein Zukünftiges. Um den Schutz der Gottesäcker jetzt und um die Verhütung weiteren Schadens. Richtig, Prophylaxe ist die beste Therapie. Denn jede Friedhofschändung wird von der Welt, die seit 1945 vergeblich immer wieder auf eine Revision der durch den Nationalsozialismus inaugurierten Begriffe von „Menschenwürde und Menschenpflicht“ gewartet hat, notiert, in einem Deutschland nicht gerade zuträglichen Sinne. Nicht so

sehr meine ich dabei die ausländische Presse oder die Besatzungsmächte, sondern einfach die öffentliche Meinung der Länder, welche keine NS-Infektion durchgemacht haben und darüber hinaus sich sogar — die Resistance während der deutschen Besatzung hat es bewiesen — fast ausnahmslos als immun erwiesen hat.

Die öffentliche Meinung der Welt wird mit Befriedigung, mit einem leisen Aufatmen vielleicht sogar, die Stimme der Evangelischen Kirche Deutschlands gehört haben.

Aber es sollte nicht allein dabei bleiben, die gegenwärtige Aufgabe des bloßen Schutzes jüdischer Friedhöfe zu gewährleisten. Dringender noch ist die zweite Aufgabe, und sie ist eine solche der Erziehung. Einer Erziehung nämlich zu menschlich anständiger Haltung, zur Sauberkeit des privaten und öffentlichen Lebens, zur Toleranz, zur Menschlichkeit schlechthin. Sie wird der „Prüfstein der Glaubwürdigkeit des kirchlichen Wortes“ sein, und das um so mehr, als ja die Volksabstimmung in Nordrhein-Westfalen gezeigt hat, daß die öffentliche Meinung anscheinend sehr großes Gewicht auf das kirchliche Wort legt.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ V [Düsseldorf, 30. 6. 50] 12, S. 1)

7b) Hat Gott das deutsche Volk verstoßen?

Ich kannte einen edlen jüdischen Herrn, der vor der Nazizeit Redakteur an einer sozialdemokratischen Zeitung war. Als im Jahre 1933 die Niederträchtigkeiten gegen die Juden begannen, sagte seine nichtjüdische Frau einmal zu mir: „Gott wird einmal sagen: ‚Deutsches Volk, ich habe dich verstoßen.‘“ Diese Worte sollten wir recht ernst nehmen und nicht etwa nur sagen: „Gott ist ja die Liebe“. Ja Gott ist die Liebe; aber das ist keine weiche Liebe, wie sie manche Mütter zu ihren Kindern haben. Nein, Gott ist auch gerecht und heilig. „Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr“ singen die Engel nach dem Gesicht des

Isaias an seinem Throne. Dieses Gesicht erschüttert den Propheten so sehr, daß er sagt: „Wehe mir, ich bin unreiner Lippen!“ Gott ist heilig und will, daß wir auch heilig sind. Als Kain seinen Bruder erschlagen hatte, sagte er: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge“. Könnte man das nicht auch vom deutschen Volke sagen, das Millionen erschlagen hat? Ich denke dabei nicht nur an die Nazis, welche die teuflischen Verbrechen begangen haben: ich denke auch an uns, die wir vielfach unterlassen haben, was Menschenpflicht gewesen wäre. Die Synode der Evangelischen Kirche und der Hirtenbrief des katholischen Kardinal Preysing sprechen sich in dem Geiste aus. Wir müssen aber leider zugeben, daß diese Auffassung durchaus nicht vom ganzen deutschen Volke geteilt wird. Da hört man immer wieder solche Äußerungen: „Ja, die Oberen im deutschen Volke haben ja schwer gesündigt. Aber das deutsche Volk kann doch nichts dafür“. Jawohl, es kann dafür. Es hat bei dem freiesten Wahlrecht einen Diktator gewählt, der von Anfang an Judenhaß predigte. Wir haben, wo wir hätten reden sollen, geschwiegen und oft unterlassen, den Bedrängten zu helfen. Wenn wir die Verzeihung des großen Gottes haben wollen, so müssen wir ernsthaft mit uns ins Gericht gehen, wo wir gesündigt haben. Ich selbst muß mich in verschiedener Hinsicht als schuldig bekennen. Als die Juden weggeschafft wurden, fragte mich einmal eine jüdische Frau auf dem Bayrischen Platz in Berlin, ob ich ihr den Rucksack, den ich trug, verkaufen wollte. Ich habe ihr leider den Sack, den sie ja notwendiger als ich brauchte, nicht gegeben. Ich unterließ hier, was Menschenpflicht gewesen wäre, da ich an dem Besitz hing. Wir waren nicht leidensbereit genug. In der Novelle von Willy Bredel „Das Vermächtnis des Frontsoldaten“ berichtet der Verfasser, daß sich ein nicht-jüdisches Mädchen den Judenstern anlegt, um ihrem Protest gegen die Schandtaten Ausdruck zu geben. „Nur die sichtbare, mitreißende Tat hilft“, sagte sie. Es gibt viele, die sich unschuldig fühlen, weil sie nicht selbst gemordet haben. Sie haben aber mit gehaßt und sind daher schuldig, daß andere gemordet haben. Uns ziemt das Gebet des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor Dir und bin hinfert nicht mehr wert, daß ich Dein Sohn heiße“. Wir müssen die Not, die uns auferlegt ist, wie die Synode sagt, nicht „aufrechnen gegen das, was wir an den Juden getan haben“, sondern an den Tausenden übrig gebliebenen wieder gutmachen, was an Millionen gesündigt worden ist. So vorbereitet können wir beten: „Verwirf uns nicht von Deinem Angesichte“.

Marie Sturm.

7c) Briefwechsel mit einem Zweifler

Vorbemerkung: Wir veröffentlichen im Folgenden eine Korrespondenz, in der diesmal nicht einem Kritiker an unseren Bestrebungen geantwortet wird, sondern einem, der bei aller Sympathie für dieselben ihre Erfolgsaussichten bezweifelt. — Die Antwort an ihn bietet einem unserer Mitherausgeber Gelegenheit, öffentlich zu äußern, was er zugehört hat, seit er sich vor mehr als fünf Jahren erstmals eingehender zum Thema Kirche und Synagoge äußerte.

Chicago, den 24. 2. 1950.

Vielen Dank ... für die Zusendung einiger Probenummern Ihrer Rundbriefe. Mein Freund, Dr. Siegfried Thalheimer, und ich haben 1938 in der in Paris in deutscher Sprache erscheinenden Halbmonatsschrift ORDO (von der die New-Yorker Public Library ein vollständiges Exemplar besitzt ...) eine vom wissenschaftlich-politischen Standpunkte ausgehende Untersuchung der sogenannten Judenfrage unternommen. Seither hat meine Auffassung sich bestärkt, daß es sich hier um ein dialektisches Verhältnis handelt, in dem Juden und Christen ein Teil der Verantwortung zufällt. Wenn während der Hitlerzeit in Deutschland die Juden ausschließlich als der schuldige Teil hingestellt wurden, so scheint mir heute dort manchmal der entgegengesetzte Fehler gemacht zu werden, nämlich, daß man sie — wie die Juden selbst es oft tun — nur als Opfer betrachtet. Statt dessen sollte man eine völlig objektive Untersuchung der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Seiten des Verhältnisses der Juden zu den Nichtjuden von ältester historischer Zeit an vornehmen und daraus gewisse Schlüsse zu ziehen versuchen. Die „Deutsche Universitätszeitung“ hat hierzu einige nicht unwichtige Beiträge gebracht, wobei einem der jüdischen Gegenartikel,

wenn man ihn zum Gegenstande einer Betrachtung macht, nicht wenig Wert beikommen dürfte. Die dort diskutierte Frage der jüdischen Mission ist meines Erachtens ein Kernproblem — wenn auch vielleicht diese Mission wieder ihre soziologischen und ökonomischen Hintergründe hat — und ob angesichts der ebenfalls bestehenden christlichen Missionsidee eine tiefere Freundschaft zwischen den kämpferischen Vertretern beider Missionen bestehen kann, muß ich leider bezweifeln. Zweifellos aber kann durch nachbarliche Zusammenarbeit viel verhütet werden, was sich unter Umständen zu furchtbaren Katastrophen für alle Beteiligten auswirken kann. Und darum stehe ich auch Ihrem Unternehmen ... zustimmend gegenüber. Indem ich Ihnen und Ihren Freunden in Deutschland viel Glück wünsche, bin ich mit besten Grüßen Ihr sehr ergebener (gez.) Helmut Hirsch.

Lörrach, den 23. 3. 1950.

Sehr geehrter Herr Professor Hirsch, ... Auch ich glaube, daß das Kernproblem, wenn man das Verhältnis der Nichtjuden zu den Juden klären will, in der letzteren universalen Sendung bzw. also „Mission“ liegt, welcher die christliche zunächst dialektisch nur entgegenzustehen scheint.

Inzwischen neigen, wenn ich recht beobachte, immer mehr jüdische Autoritäten dazu, die während der ersten Jahrhunderte zweifellos detestierte christliche Mission unter den Heiden als eine Verlängerung derjenigen gelten zu lassen, die zur Zeit Jesu mindestens viele Israeliten selbst getrieben haben (welche sich dann eben konkurrenziert fühlten). Andererseits wächst die Zahl der Christen, die einsehen, daß sie jedenfalls in dem Sinne wie an die Heiden, die den Gott Abrahams noch gar nicht kennen, nicht so sehr eine Mission an Israel aus dem Neuen Testament herauszulesen haben, als vielmehr die Pflicht, dieses durch vorbildlich Gott wohlgefälligen Wandel „eifersüchtig zu machen“.

Das ist der Grund, warum ich glaube, daß eine „Freundschaft zwischen den kämpferischen Vertretern beider Missionen“ doch nicht so ganz ausgeschlossen ist.

Ich gehe dabei von der Erfahrung aus, welche ich an mir selbst gemacht habe. Seit Frühjahr 1933 war ich von der Überzeugung erfüllt, daß das Geschehen, dessen widerwillige Zeugen wir waren, etwas für die gegenseitigen Beziehungen zwischen Christen und Juden zu bedeuten habe. Ich suchte aber zunächst, angeregt übrigens durch den Ausspruch eines jüdischen Freundes um eben jene Zeit, diese Bedeutung in der Richtung, daß ich eine beschleunigte „Umkehr“ der jüdischen Menschen zu Jesus von Nazareth annahm. Ich wurde darin bestärkt durch das Wirken Johannes Oesterreichers in Wien, jetzt New-York, dessen Zeitschrift „Die Erfüllung“ mit den schärfsten geistigen Waffen gegen die Judenfeindschaft — *extra et intra muros ecclesiae* — ankämpfte und gleichzeitig für Jesus von Nazareth als den Messias Zeugnis ablegte, bis sie dann bei Hitlers Einmarsch in Wien 1938 ihr Erscheinen einstellen mußte. Im Sinne ihres Anliegens äußerte ich mich dann vor allem auch im Nachwort zu meinem Anfang 1945 erschienenen Buche „Kirche und Synagoge“, die ersten nachbiblischen Zeugnisse ihres Gegensatzes im Offenbarungsverständnis: Der Barnabas-Brief und der Dialog Justins des Märtyrers“.

Erst seither bin ich allmählich zu der Überzeugung gelangt, daß meine damaligen Anschauungen zu kurzschlüssig waren; ich hoffe, in nicht zu ferner Zeit das, was ich seither zugehört habe, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift zusammenhängend entwickeln zu können. Einiges davon möchte ich doch schon jetzt und hier äußern:

Was ich heute an jenem ‚Nachwort‘ zu „Kirche und Synagoge“ als entschieden verbesserungsbedürftig empfinde, das ist zunächst die seither von mir selbst nicht mehr so wie 1944 gesehene Konzeption, nicht des theologischen, sondern des mitmenschlich-soziologischen gegenseitigen Verhältnisses von Christen und Juden zueinander im deutschen und europäischen Bereich. Damals hatte ich zehn Jahre ausschließlich schweizerischer Erfahrung hinter mir. Ich war tief beeindruckt davon, wie es gelungen war, als einziges geschlossenes Siedlungsgebiet deutscher Zunge das der Eidgenossenschaft vor jedem erheblichen Einbruch eines eigentlichen, d. h. politisch-aggressiven,

naturrechtswidrigen ‚Antisemitismus‘ zu behüten. Ich war mir durchaus darüber klar, daß diese Behütung paradoxerweise zum guten Teil der ausgesprochenen Reserve des ‚Normal‘-Schweizers gegenüber dem jüdischen Menschen zu verdanken war: Weil nicht unverhältnismäßig viele Einzelne, die näherem Kontakt mit der überlegenen jüdischen Intellektualität nicht gewachsen gewesen wären und gegebenenfalls negativ darauf reagiert hätten, solchem Kontakt überhaupt ausgesetzt gewesen wären, gab es nicht genug sozialen Rekrutierungsraum für eine relevante antisemitische Bewegung.

Aus diesem Tatsachenzusammenhang meinte ich ein Rezept für die soziale Genesung Mitteleuropas ableiten zu können, wie mir ja damals überhaupt dessen ‚Verschweigerung‘ als eine Art ‚Retardierungskur‘ gegen Vermassung und Totalitarismus vorschwebte. Wie mir aber inzwischen fünf Jahre Nachkriegserfahrung in erweitertem Bereich Jakob Burckhardts Zweifel, ob in dieses Europa noch einmal konservierende Institutionen eingebaut werden könnten, zur negativen Gewißheit machten, daß dies nicht der Fall sein dürfte, so ist mir nun auch klar geworden, daß das ‚Schweizer Rezept‘ gegen den Antisemitismus (rechtliche Gleichberechtigung der Juden, verbunden mit ihrer weitgehenden sozialen Abkapselung) für das übrige Europa unbrauchbar ist, ja — wegen dessen unaufhaltsam fortschreitender Integrierung — auch für die Schweiz immer weniger brauchbar werden dürfte. Statt möglichst vielen Nichtjuden Reibungen mit Juden zu ersparen, müssen wir heute möglichst viele Nichtjuden zu positiver Kontaktnahme mit Juden erziehen. Führt schon diese ‚sozialtherapeutische‘ Einsicht mich an die Bewegung für christlich-jüdische Zusammenarbeit heran, so geschah diese Annäherung in noch viel grundsätzlicher bestimmter Art nun gerade vom theologisch vertieften Verständnis des jüdischen Daseins-Sinnes aus, wie es mir seither geschenkt wurde. Ohne nämlich im Geringsten darin irre zu werden, daß der Weg des Alten Bundesvolkes als zuletzt zur Anerkennung Jesu von Nazareth führender offenbart ist, bin ich durchaus entgegen meiner im Nachwort von 1944 zweifellos dialektisch überspitzt herausgekommenen Formulierung inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß ein jüdischer Mensch nicht nur als individuelle fromme

Einzelperson, sondern in gewisser Hinsicht auch und gerade „als Jude Gott wohlgefällig“ sein kann. Ich will damit sagen, daß jeder, der in irgend einem Sinne die Offenbarung des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs gläubig anerkennt, auch wenn ihn unüberwindliche Erkenntnisunfähigkeit (ignorantia invincibilis, wie es Pius IX. nennt) daran hindert, daraus alle tatsächlich darin liegenden Konsequenzen zu ziehen, Gott prinzipiell näher ist als jeder Offenbarungsfremde oder gar Offenbarungsleugner. Darüber hinaus, daß gerade für den Juden nach der gesamten biblischen Offenbarung von Gott aus Verheißungen unverbrüchlich gültig sind, kraft denen man annehmen darf, auch noch in seiner Christusferne stehe das jüdische Volk unter einer besonderen und besonders gnädigen Führung. (Einiges davon habe ich inzwischen in meinem Kommentar zum 9.—11. Kapitel des Römerbriefs ‚Das Mysterium Israels‘ und in meinem einschlägigen Katholikentagsreferat, aus welchem der Aufsatz in den „Frankfurter Heften“ 1949, 2 erwuchs, entwickelt; weiteres folgt in meinen sonstigen Bibelarbeiten und im Rundbrief zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk.)

Mit einem Wort: So sehr ich gewiß bin, daß gerade auch die Christen jüdischer Herkunft (deren Achtung 1933 in der evangelisch-lutherischen Konfessionsgemeinschaft, der ich damals angehörte, mich den letzten Schritt unter die Jurisdiktion des römischen Papstes zu tun trieb) unersetzliche und — Gott Lob! — immer wieder auftretende Bürgen für den Charakter des neutestamentlichen Gottesvolkes als „Kirche aus Juden und Heiden“ sind, so gewiß ist mir nun doch auch geworden: Wenn Gottes Gnade zuläßt, daß die Vollzahl des ‚Israel nach dem Fleisch‘ bis auf den jüngsten Tag aufbewahrt und dann mit dem ganz großen Erbarmen beschenkt wird, dann ist — gut paulinisch — ihr Erwählte sein nicht als ‚aufgehoben‘, sondern nur als in manchen seiner Auswirkungen suspendiert anzusehn („Hülle vor dem Verständnis des Alten Bundesbuches“ 2 Kor. 3, 14), trotzdem aber „der rechte Israelit“ (Joh. 1, 47) auch heute „nicht fern vom Königtum Gottes“ (Mark. 12, 34) ...

Karl Thieme.

8. RUNDSCHAU

8a) Das Maß ist voll

„Zur Geschichte des ewigen Juden“

Schulter an Schulter standen sie während der endlosen Stunden der ‚Strafappelle‘ im KZ: katholische Priester und Laien wie Hermann Joseph Schmitt und Joseph Joos, evangelische Pfarrer und Bekenner wie die aus Niemöller's Kreis, jüdische Rabbiner und auch ‚Liberale‘. Sie standen zusammen; manche starben zusammen, zum Teil füreinander: Prälat Lichtenberg und Professor Schmittmann, Pfarrer Schneider und Edith Stein — nicht zuletzt jene unbekannten frommen Ostjuden, die selbst für ihre Verfolger gebetet haben.

Und ehe noch fünf Jahre herum waren, seit der letzte Gasofenmassenmord endlich sein Ende nahm, — hat ein „christlicher“ Schulmeister es fertig gebracht, in ein Lesebuch für elf- bis zwölfjährige katholische Volksschüler Nordrhein-Westfalens eine „Geschichte des ewigen Juden“ hineinzuschmuggeln, worin die ohnehin nach dem Urteil christlicher Sachkenner mehr als fragwürdige nachmittelalterliche Gruselgeschichte von Ahasver im Stile der übelsten religiösen Kitschliteratur des 19. Jahrhunderts „mit anmutiger Ausführlichkeit und überfließender Salbung“ (!), d. h. mit einem Höchstmaß von jüdenfeindlicher Blutrünstigkeit, erzählt wird: Etwa: „Ahasverus sah mit boshafter Freude, wie die Anhänger dessen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartert wurden, und um seine Rache an ihnen auszulassen, bot er sich selbst an zum Henkersdienste. Und manches unschuldige Opfer wurde von seinem Henker erwürgt mit doppelter Qual...“ (Worauf er sich dann „bekehrt“, zum Islam abfällt, nochmals bekehrt, — aber für jene einzige Sünde des

verweigerten kleinen Liebesdienstes trotzdem noch bis ans jüngste Gericht weiter unter jenem „Fluche“ der Sterbensunfähigkeit verbleibt, den dieses widerchristlichste Machwerk schlecht getaufter heidnischer „Christen“-Phantasie Jesus in den Mund legt. Denselben Jesus, der Seine — Feuer vom Himmel auf die ungastlichen Samaritaner herabrufenden — Jünger traurig fragt, ob sie denn nicht wissen, welchen Geistes Kinder sie seien?!)

Jener Schulmeister mag die Geschichte zuerst in dem vor 1933 gebräuchlichen Lesebuch „Die Schatzkammer“ ebendesselben Schwann-Verlags gelesen haben, worin sie ohne ihre allerschlimmsten Auswüchse (wie den oben zitierten) enthalten ist. Er findet sie so schön, daß er sie mit diesen übelsten Partien — nachträglich dem vom Ministerium genehmigten Text des neuen Schwann-Lesebuchs für das 6. Schuljahr „Die sieben Ähren“ einfügt, sinnigerweise unter der Kapitelüberschrift „Einer trage das andern Last“. Ein gründlicher Mann. Weniger gründlich offenbar: der Herausgeber bzw. von Frau Minister Teusch bestellte Vorsitzende der neunköpfigen „Autoren-gemeinschaft“ des Lesebuchs, der sich bei seiner Vernehmung am 13. Juni nicht mehr daran erinnern kann, „von welcher Persönlichkeit der Autorengemeinschaft der Vorschlag, das Lesestück aufzunehmen, ausgegangen war“, — welches, wohl gemerkt, bei der ministeriellen Genehmigung des Manuskripts am 20. Januar 1950 noch darin fehlte!

Und so schlug es einer vor: „Der ewige Jude“. Keiner von den acht anderen scheint protestiert zu haben, ebensowenig jemand von den Mitarbeitern des Verlages

oder den für das ursprüngliche Manuskript herangezogenen Lehrervereinen...¹⁾

Also die klassische Situation: ein „Hauptschuldiger“, einer, der schwerlich die durch seine bewußte Wahl des breiteren hetzerischen Textes indizierte gehässige Absicht erfolgreich ableugnen wird, da Frau Teusch zugesichert hat, „ein Exempel zu statuieren“; und eine unbestimmte Vielzahl von „Mitläufern“, von „guten Christen“, deren „Dummheit, Instinklosigkeit, Taktlosigkeit, Herzensträgheit“ (um Walter Dirks zur Sache zu zitieren), im Heiligen Jahre 1950 diese Schmähung des in unserer Mitte tausendfach gemarteten Heiligen Volkes unwidersprochen den Kinderseelen einträufeln zu lassen bereit ist: allen Ermahnungen des Mainzer Katholikentags und etwa eines Kardinal Preysing zum Trotz — da doch eines einzigen Mannes Widerspruch ohne jeden Zweifel das Skandalon verhütet haben würde!

Dies ist die wahrhaft trostlose Seite der Sache. Aber es gibt auch eine tröstliche: Nicht die Besatzungsmächte, nicht deutsche Behörden, sondern ein paar ganz gewöhnliche Bürger haben den Skandal ins rechte Licht gestellt, und ein Ministerium hat sich bei ihnen entschuldigt und Remedur zu schaffen versprochen. Eines der allzu wenigen Zeichen dafür — wie das Meersburger Spielhöllenplebiszit, von dem MICHAEL berichtete („Praktizierte Demokratie“ in Nr. 4), — daß Demokratie in Deutschland vielleicht doch noch nicht wieder „ein hoffnungsloser Fall“ ist. Möchten solchen vereinzelt „Schwalben, die noch keinen Sommer machen“ rechtzeitig die vielen folgen, die nötig sind, wenn das wahrlich bis zum Rand gefüllte Maß des göttlichen Zornes, den unsere Verstockung herausfordert, nicht sehr bald überlaufen soll.

(In: „Michael“, 8 [Düsseldorf, 25. 6. 50] 26.)

8b) Warum die biblische Wahrheit über das Alte Gottesvolk der Juden der Jugend erklärt werden muß.

Der verschiedentlich in der Presse behandelte Brief des Dekanatsjugendführers Josef Alt in Neunkirchen-Saar an die „Wacht“ (das Blatt der katholischen Jugend) zeigt auf, was in einem katholischen Milieu nach 1945 möglich ist. Dieser schrieb in seinem Brief: „... Wir dürfen nicht vergessen — und dies scheint mir der Angelpunkt der Judenfrage zu sein — daß das Volk der Juden mit dem Karfreitagsruf: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ seine heilsgeschichtliche Bestimmung verwirkt hat. Die Juden sind als Volk von Gott verworfen, und wir können das nicht einfach übersehen... Viel Unheil kommt von den Juden, an dieser Tatsache können wir nicht vorbei. Ich halte es für sinnlos, Stimmung für die Juden machen zu wollen. Allen Völkern wohnt die Abneigung gegen die Juden inne, dies zu übersehen, heißt seine Blindheit bekennen. Wir müssen uns dementsprechend verhalten...“ Dieser Äußerung ist leicht zu begegnen mit dem Hinweis z. B. auf das Wort Jesu: „Das Heil kommt von den Juden“ (Joh. 4, 22) und auf Kap. 9—11 in Pauli Römerbrief, insbes. Röm. 11, 26—29: „Und so wird ganz Israel gerettet werden... und dies wird ihnen das Bundesverhältnis von Mir sein, wenn Ich ihre Sünden hinwegnehmen werde“. Im Hinblick auf die Evangeliumsverkündigung zwar sind sie Feinde um eurentwillen; im Hinblick auf die Erwählung aber sind sie Geliebte um der Väter willen; denn die Gnadengaben und die Berufung von Gott werden nicht bereut.“ Und auch die übrigen Argumente des Briefes von Josef Alt liegen auf derselben Ebene von Gedankenträgheit und verstockter Hartherzigkeit. Dieses Beispiel zeigt nur, wie notwendig das Bemühen um rechte Verkündigung über das Alte Gottesvolk der Juden ist. (s. o. S. 3 ff).

8c) „Wir Christen und die Juden“

Rede, gehalten von Lic. Otto Fricke, D.D., in Offenbach auf Einladung der Evang. Akademie am 24. 10. 1949.

Die Frage „Wir Christen und die Juden“ ist eine weitreichende, umfangreiche und tiefgreifende Frage. Sie rührt

¹⁾ Laut Mitteilung des Ministeriums ist das Lesestück „in einer Sitzung der Autorengruppe am 18. 3. 1950 vorgeschlagen“ worden, ohne daß irgendeiner protestiert hätte. Mit Frau Minister Teusch wird man „bei den Verantwortlichen eine unbegreifliche Instinklosigkeit, politische Ahnungslosigkeit und einen tief bedauerlichen Mangel an pädagogischer und psychologischer Einsicht beklagen“ und gerecht finden, daß deren „weitere Mitarbeit in der Schulbuchgestaltung und Gutachterfähigkeit — unterbunden“ worden ist. (In: „Michael“, 8 [Düsseldorf, 6. 8. 50] 32.)

an die Grundlagen unseres Glaubens und an die Fundamente. Wir müssen es demütig bekennen, daß wir in dieser Frage bisher noch nicht die Kraft gehabt haben, unseren eigenen Standort genügend abzuklären. Nun aber muß dennoch geredet werden. Wir müssen den Bann des Schweigens durchbrechen, denn es erheben sich andere Stimmen zu dieser Sache. Stimmen werden laut insgeheim und öffentlich, leise und laut, deren wir uns als deutsche Menschen tief schämen müssen, und die unseren jüdischen Mitbürgern schwere Lasten auferlegen. Es zeigt sich bei Gesprächen, daß der Geist des Antisemitismus in unserem Volke offenbar noch nicht tot ist. Er ist es noch nicht bis hinein in unsere Gemeinden. Seien wir offen darin. Wir machen uns also an der neuen, aufkommenden, sich breitmachenden antisemitischen Welle mit schuldig, wenn wir länger schweigen. Wir ermutigen diese Stimmen. Wir müssen darum den Bann des Schweigens durchbrechen. Wir müssen ein öffentliches christliches Bewußtsein schaffen. Jeder Christenmensch muß in dieser Sache Bescheid wissen.

Wenn ich nun hier vor dieser Versammlung versuchen soll, diesen Bann des Schweigens zu durchbrechen, dann muß das erste Wort, das ich sage, ein Wort der Buße sein. Es ist — in unser aller Namen — Entsetzliches geschehen. Daß wir doch aufhören möchten, immer gleich anzufangen mit der Selbstrechtfertigung, daß wir nichts gewußt haben. Das ist die andere Frage. Diese Selbstrechtfertigung ist ebenso gefährlich wie der Antisemitismus. Ich möchte meinen, daß unsere jüdischen Mitbürger es auch so verstehen. Sie wollen ein Wort echten Schuldbekenntnisses hören. Und das muß das Erste sein. Und es muß die Ehre des Christen sein, daß er dazu den Mut und die Freiheit hat. Es ist an ihm inmitten des deutschen Volkes geschehen. Wir haben es zugelassen, daß die Christen aus den Juden von den christlichen Gemeinden abgedrängt wurden. Unter dem teuflischen Wort „Jude ist Jude“ wurden fromme, treue Christenmenschen aus unserer Mitte herausgenommen. Wir hätten wissen müssen, was Paulus über das Wesen der christlichen Gemeinde sagt: „Da ist nicht Grieche noch Jude, Beschnittener noch Unbeschnittener...“, sondern alles und in allem Christus.“ Das heißt, in der christlichen Gemeinde fallen alle Unterschiede schlechterdings dahin. Wir hätten wissen müssen als Christen, daß mit diesem Vorgehen an die Existenz der christlichen Gemeinde gerührt wird. Wir sollten wenigstens jetzt das alles wissen. Wir sollten auch wissen, daß die Christen, die aus dem Judentum kommen, für die Gemeinde wertvoll sind, denn sie komplettieren die Gemeinde, sie machen es — natürlich gesehen — wahr, daß sie das geistliche Israel ist. Wir sollten darum unsere Mitbrüder aus dem Judentum in unsere Mitte nehmen und ihnen helfen, die furchtbare Entfremdung zu überwinden, sie mit Liebe umgeben und ihnen nachgehen und jede Hilfe ihnen geben. Wir sollten dabei auch an die denken, die vielleicht nicht wagen, in dies Deutschland zurückzukehren, weil noch dies alles von damals entgegenschreckt. Wissen wir eigentlich, was sie leiden? Ich habe es 1946 bei einem Aufenthalt in England erfahren. Sie sind die Verbannten unserer Lieblosigkeit bis heute. Furchtbares, Entsetzliches ist geschehen im Hinblick auf all unsere jüdischen Mitbürger und das Judentum in den europäischen Ländern. Es ist geschehen „im Namen des deutschen Volkes“.

Hier ist nun der Ort, daß einiges gesagt werden muß zu dem theologischen Problem. Israel, das Volk Israel heißt das Volk der göttlichen Wahl, ist der Schauplatz der Heilsgeschichte. Auf dem Boden dieses Volkes sind die Offenbarungen erfolgt. Hier ist die Menschwerdung Gottes geschehen. „Das Heil kommt von den Juden“. Dieser oft angegriffene und für manche so ärgerliche Satz sagt die volle Wahrheit. Das Heil kam zu allererst zu den Juden. Der Christus war der verheißene Messias dieses Volkes. Das Volk hat ihn nicht angenommen als seinen König. Noch über seinem Kreuze standen die Worte INRI. Aber hüten wir uns vor einer Gefahr, daß wir nun bald aufbegehren: also haben die Juden Christus gekreuzigt. Die Menschen, die so empfindlich sind, wenn gesagt wird: Die Deutschen haben das und das gemacht, reden es gedankenlos nach: die Juden haben Christus ans Kreuz geschlagen. Es ist die Unwahrheit. Im apostolischen Glau-

bensbekenntnis hat die Kirche festgelegt, wer die Verantwortung hat. „Gekreuzigt unter Pontius Pilatus“, dem Repräsentanten der Weltmacht. Die Welt als solche trägt die Verantwortung.

Es kommt hinzu: die Ablehnung des Messias war im Heilsratschluß Gottes vorgesehen. Denn dieser Ablehnung wegen wurde Gottes Heilshandeln frei, um in die Völkerwelt hinauszudringen. Israel mit seinem Nein ist das einzige nicht antichristliche Nein. Paulus faßt es im Römerbrief zusammen dahin: darum sagt Israel Nein, damit erst die Fülle aus den Heidenvölkern eingehen kann, damit die Kirche erst die Vollzahl des Geistes erreicht, die Gott vorgesehen hat in seinem Ratschluß. Als dann wird ganz Israel gerettet werden.

Dieses ganz Israel ist theologisch viel diskutiert worden. Es redet ganz klar davon, daß das gesamte Israel, das Volk der Juden, am Heilsplan Gottes teilhaben soll. Ein ungeheurer Gedanke. Denn das bedeutet, daß die Juden in irgendeinem Sinne Mitgenossen unseres Glaubens sind, sie haben denselben Gott. Der Gott der Religionen ist nicht der Gott der christlichen Offenbarung. Der Gott von Blut und Boden ist nicht wirklich Gott. Es gibt nur einen Gott, der der wirkliche Gott ist. Das ist der von den Juden angebetete und gepriesene Gott. So gehören wir mit den Juden religiös zusammen. Und wir sollten diese Zusammengehörigkeit deutlicher herausstellen. In einer Welt antichristlicher Geister könnte dieses Zeugnis sehr bedeutend sein. Es bedeutet noch mehr. Wenn das so ist, dann sind die Juden geheimnisvoller Weise unsere Brüder. Nicht nur im Sinne der Menschenliebe und des Menschenbrudertums, sondern im Sinne der christlichen Offenbarung. Was daraus folgt, das sollte jeder Christenmensch aus seiner Bibel kennen.

Wie sollen wir uns dem Bruder gegenüber verhalten? Als sein Bruder. Daraus folgt, daß wir die Juden suchen sollten um der Kirche und des Menschen willen. Der Nationalsozialismus hatte sein Zentrum im Geist der Feindschaft gegen das Judentum. Und damit war er antichristlich. Die Kirchenverfolgung war erst im Anfangsstadium. Sie wäre erst gekommen. Ob wir dann als Kirche heute noch in der äußeren Existenz da wären, das fragt sich. Antichristlich war der Nationalsozialismus spezifisch, weil er den Gott der Juden bekämpfte, weil er einen Gottesglauben dagegen setzte, der ein Götzenglaube war.

Wir sollten an der Judenfrage uns bewähren als Christen. Denn diese Frage ist die Grundfrage, an der wir wieder gesund werden. Darum hat jeder Christenmensch eine ungeheure Verantwortung. Darum müssen wir alle Träger dieses Geistes und der Versöhnung und der Liebe sein. Darum darf niemand von uns es dulden, daß der Geist des Antichristen, der Geist der Feindschaft gegen das Judentum, weiter wuchert. Da müssen wir dann helfen, daß wir mit unseren jüdischen Mitbürgern in ein Verhältnis brüderlicher Verbundenheit kommen.

Ich möchte die Evangelische Akademie bitten, diese Veranstaltungen weiter zu tragen durch die Gemeinden hindurch. Laßt uns mithelfen frei zu werden, indem wir an dieser Frage gesund werden!

(Obige auszugsweise wiedergegebene Rede findet sich vollständig in: „Die Juden und wir Christen“, Hrsg. Dr. Hans Kallenbach, Frankfurt/M. 1950 S. 41 ff., das zur Zeit dieser Drucklegung erscheint.)

8d) Deutschland und die Juden

Der Berliner Rundfunk ist vor kurzem an die Jüdische Gemeinde zu Berlin mit der Bitte herangetreten, einen Vertreter bestimmen zu wollen, der einen Vortrag über die Ungerechtigkeit halten könne, die darin liegt, daß viele der jüdischen Menschen, die vom Naziregime ihrer deutschen Staatsbürgerschaft enteignet worden sind, diese noch immer nicht zurückerhalten haben. Ebenso hat die Berliner Zeitung „Der Tagesspiegel“ sich kürzlich in zwei ausführlichen Leitartikeln mit dem Problem der „deutschen Judenheit“ befaßt und kam dabei zu der Schlußfolgerung: Die Juden waren gute Deutsche, und sie sollen es wieder sein! Die guten Absichten des Berliner Rundfunks wie des „Tagesspiegel“ sollen anerkannt und gewürdigt sein.

Aber ob sie andererseits richtig sind, ist eine zweite Frage. Eine unerhört wichtige Frage ist für die in Deutschland sich befindenden Juden damit aufgeworfen worden. Die beiden zitierten Stellen scheinen sich den Verlauf der Dinge ungefähr folgendermaßen vorzustellen: Das deutsche Volk hat es zum mindesten zugegeben, daß seine unangefochtene Vertretung die Juden unter anderem aus der deutschen Gesellschaft ausgeschlossen hat. Dieser Handlung sind ungefähr sechs Millionen Juden zum Opfer gefallen. Zumindest die öffentlichen Fürsprecher des deutschen Volkes bedauern jetzt diese Tatsache und wollen die Juden in Deutschland wieder aufnehmen. Damit sollten die Juden doch bestimmt einverstanden sein! Aber für uns war der letzte Krieg nicht nur ein Krieg wie viele andere, wie er es anscheinend weitgehend für andere Nationen und Menschengruppen gewesen ist, die jetzt wieder, nachdem der Krieg nun einmal vorüber ist, diplomatische Beziehungen mit Deutschland aufzunehmen bereit sind. Für uns war er nicht nur eine unvergleichliche Katastrophe, unter der wir noch viele Generationen lang geistig und körperlich werden leiden müssen, sondern auch die Aufdeckung von Abgründen des menschlichen Charakters, wie er sich in Deutschland gebildet hat, die vorher nie erträumt waren. Es ist einfach unmöglich für uns, da wieder anzufangen, wo wir, sagen wir im Jahre 1938, unterbrochen worden sind. Amerika mag wieder normale diplomatische Beziehungen mit Deutschland aufnehmen, und Rußland mag es tun, aber wenn der junge Staat Israel zum Beispiel diesem Vorbild folgen würde, so würde sich eine fraglos unbeschreibliche Welle der Empörung unter den Juden Israels wie unter den Juden der ganzen Welt breit machen. Wir sind in vielen Ländern verfolgt worden, aber man kann uns wahrhaftig nicht nachsagen, daß wir es Rußland, England und Frankreich zum Beispiel nachgetragen haben. Die Ausrottung in Deutschland war aber nicht nur eben eine neue Verfolgung; sie war ein metaphysisches Ereignis in unserer Geschichte, das sich nur mit der Zerstörung des zweiten Tempels zu Jerusalem durch Rom oder mit der Austreibung aus Spanien im Jahre 1492 vergleichen ließe. In allen Ländern der Welt betrachten sich die Juden zu Recht als gute Mitbürger: wir können uns vorstellen, daß man von „amerikanischen Juden“ oder „brasilianischen Juden“, sogar von „jüdischen Amerikanern“ oder „jüdischen Brasilianern“ sprechen kann, aber wenn das Wort „deutscher Jude“ oder gar „jüdischer Deutsche“ fällt, dann zuckt jeder Jude erschrocken zusammen. Das Hauptwort und das Adjektiv scheinen einfach nicht mehr zusammenzupassen; sie haben einen Fehlklang in unseren Ohren. Aus diesem Grunde ist der Versuch des „Tagesspiegel“ unrealistisch; und für den Berliner Rundfunk einen Juden zu finden, der dagegen protestieren sollte, daß er formell noch nicht wieder als Deutscher anerkannt ist, war schier unmöglich.

Und trotz alledem, die Tatsache bleibt bestehen, daß Juden weiterhin in Deutschland leben werden und schon darum zum mindesten einen Modus vivendi mit dem deutschen Volk finden müssen. Nun kann erstens nur die weitere geschichtliche Entwicklung entscheiden, welchen Klang das Wort „Deutschland“ letzten Endes in jüdischen Ohren haben wird. Die wenigen Jahre seit Kriegsende sind zu kurz, um eine endgültige Antwort zu ermöglichen.

(Aus einem Beitrag von Rabbiner Steven S. Schwarzschild in „Der Weg“, 4 [Berlin, 5. Aug. 1949] 31, S. 1/2)

8e) „Grüne Gräber, trauernde Weiden“

Im Zusammenhang mit den Bestrebungen zur Pflege der jüdischen Grabstätten und Friedhöfe (vgl. oben Seite 18 die Synodalerklärung der Evangelischen Kirche in Deutschland) sei der folgende Beitrag auszugsweise wiedergegeben.

Wer den jüdischen Friedhof in Mainz betritt, ist im Gegensatz zu vielen anderen Orten überrascht von der Sauberkeit der gärtnerischen Anlagen, den gepflegten Gräbern und der Ordnung der Wege. 28 Morgen ist dieser Friedhof groß, der im Jahre 1864 angelegt wurde und heute rund viertausend Gräber beherbergt. Der frühere, über tausend Jahre alte jüdische Friedhof an der Mombacher Straße wurde im Jahre 1880 stillgelegt, nachdem der Jüdischen Gemeinde ausreichendes Gelände neben dem städtischen Hauptfriedhof zur Verfügung gestellt

worden war. Gleichzeitig wurden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die kleineren jüdischen Friedhöfe in den Vororten Weisenau und Bretzenheim geschlossen. Baum und Strauch haben diese alten Friedhöfe überwuchert zumal in den Jahren der Verfolgung auch nicht die kleinsten Unterhaltungsarbeiten vorgenommen werden konnten. Die Umzäunung, die im Krieg abgebrochen wurde, soll nun nach und nach wieder instand gesetzt werden, um dem weiteren Verfall durch Mißbrauch des Ortes Einhalt zu gebieten. Sowohl der Oberbürgermeister von Mainz, Franz Stein, wie der Bezirksdelegierte von Rheinhessen, Mr. Chauchoy, überzeugten sich an Ort und Stelle von der Dringlichkeit dieser Aufgabe.

Aber auch auf dem neuen jüdischen Friedhof hat die jüngste Vergangenheit noch ihre Spuren hinterlassen. Schändungen und Plünderungen in der Nazizeit verschonten auch diesen Ort der letzten Ruhe nicht. Grabsteine waren umgeworfen, Grabinschriften zerstört, Bronzetafeln und Bronzeschmuck gestohlen. Da die jüdische Gemeinde selbst ohne jede Mittel war, hat es die Stadtverwaltung Mainz nach dem Kriege übernommen, den jüdischen Friedhof wieder in den heutigen würdigen Zustand zu versetzen, die Umzäunung wieder herzustellen und die schlimmsten Schäden zu beseitigen. Mit Verordnung vom 28. März 1947 hat der damalige Innenminister von Rheinland-Pfalz, Jakob Steffan, alle Regierungspräsidenten auf die pietätvolle Pflege jüdischer Grabstätten hingewiesen. „Ich ordne hiermit an“, so schrieb Minister Steffan, „daß die Instandsetzung der durch das Naziregime verunstalteten und geschändeten jüdischen Friedhöfe, soweit dies noch nicht geschehen ist, unverzüglich zu erfolgen hat in einer Weise, die der Würde und Heiligkeit des Ortes entspricht. Sofern die jüdischen Gemeinden zur Kostentragung außerstande sind, gehen die Kosten zu Lasten der Gemeinde. Auf diese Weise trägt die Allgemeinheit einen sichtbaren Beitrag zur Wiedergutmachung mißachteter Toleranz, die in der Vergangenheit gegenüber dem jüdischen Volksteil nicht durch die gebotene Rücksichtnahme auf die Gefühle des Anstandes der Menschlichkeit, Pietät und guten Sitten bestimmt war.“

Die Stadt Mainz hatte schon vor diesem Erlaß mit der Wiederherstellung der jüdischen Friedhofsanlagen begonnen. Sie hat diese Arbeiten in den vergangenen Jahren weiter fortgeführt und im laufenden Etat die Gesamtkosten der personellen und sachlichen Ausgaben in den Haushalt der Hauptfriedhofsverwaltung übernommen. Neben dem Friedhofsverwalter Jakob Stock, der bereits in den schwersten Jahren der Verfolgung die Pflege des Friedhofs übernommen hatte, sind ständig ein Gärtner und ein Hilfsarbeiter auf dem jüdischen Friedhof beschäftigt. Bei Bedarf werden außerdem Totengräber und Reinigungskolonnen zur Verfügung gestellt. Die letzten Instandsetzungsarbeiten, die noch am gut erhaltenen Totenhaus durch Verglasung der Fenster vorgenommen werden müssen, sind im neuen Etat vorgesehen.

Die Jüdische Gemeinde zählte vor 1933 etwa 3500 Mitglieder. Sämtliche Männer, Frauen und Kinder, soweit sie nicht ins Ausland entkommen konnten, starben in den Gefängnissen, in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Nur sechzehn Juden haben die Schreckensjahre überstanden und sind zurückgekehrt. In Mainz leben heute 53 Juden und in ganz Rheinhessen nur noch 76 jüdische Männer und Frauen. 28 Gemeindemitglieder haben den Foltern und Schrecken des Dritten Reiches den Freitod vorgezogen. Auch sie liegen hier begraben, oft ohne Grabumrandung und ohne Stein. Nur ein Holzschild kündigt noch ihre Namen, mancher bekannter Mainzer Bürger, einst angesehen und geachtet, liegt hier im letzten Schlaf. Manche junge hoffnungsvolle Begabung wurde in der Blüte ihres Lebens ermordet. Von 72 weiteren Männern und Frauen sind die Urnen mit ihrer Asche in die Erde beigesetzt. Still und ohne Beistand mußten die Opfer beigesetzt werden. Unsagbare Trauer und Wehmut wird für immer über diesem schicksalsschweren Ort ruhen, so lange Menschen sich der Ermordeten erinnern.

Zu Ehren der Opfer hat die Jüdische Gemeinde in Mainz im September 1948 ein Mahnmal am Eingang des Friedhofs errichten lassen, das die Inschrift trägt:

Unseren Opfern zum Gedenken
Den Mördern zur Schande
Den Lebenden zur Mahnung.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ 5, [Düsseldorf, 26. Mai 1950] 7, S. 5)

8f) McCloy zur Wiedergutmachung

Anläßlich der Rede des amerikanischen Hochkommissars, John J. McCloy zur Eröffnung des Amerikahauses in Hannover am 22. 5. 1950 über die amerikanischen Ziele in Deutschland, erinnerte der Hohe Kommissar u. a. an die Naziverfolgung der Juden als eine der schwersten Ungerechtigkeiten in der Geschichte der Neuzeit und sagte zum Thema Wiedergutmachung:

„Das deutsche Volk und seine politischen Führer können aus eigenem Entschluß viel tun, um zu beweisen, daß sie die Haltung und Freundschaft anderer Völker anerkennen. Die anderen Völker und — davon bin ich überzeugt — auch alle rechtschaffen denkenden Deutschen, wissen, daß eine der schwersten Ungerechtigkeiten in der Geschichte der Neuzeit leider auf deutschem Boden stattfand: die Naziverfolgung der Juden und all derer, die Widerstand zu leisten wagten. Den Toten kann niemand mehr helfen. Aber eine rasche und großzügige Wiedergutmachung, die den Verfolgten ihr rechtmäßiges Eigentum zurückgibt, könnte den guten Willen des deutschen Volkes beweisen. Es sollte nicht notwendig sein, daß von alliierter Seite ständig an die Durchführung dieser Wiedergutmachung gemahnt wird. Sie ist eine Verpflichtung, mehr moralischer als wirtschaftlicher Art, die das deutsche Volk erfüllen muß. Der Geist und die Schnelligkeit, mit der es ihr nachkommt, wird in beträchtlichem Ausmaße die Haltung der anderen Völker beeinflussen... Noch wichtiger ist jedoch, daß die Wiedergutmachung die moralische Entwicklung des neuen Deutschland kennzeichnen wird.“

(Aus: „Die Neue Zeitung“, 23. 5. 1950)

8g) Arbeitsplätze für Verfolgte

Dr. Philipp Auerbacher schreibt in der „Allgemeinen Wochenzeitung“ (31. 3. 1950) über die Lage der politisch und rassisch Verfolgten unter anderem folgendes:

„Ein Teil der Verfolgten hat sich nach dem Kriegsende ins kaufmännische Leben einfügen können, aber der weitaus größere Teil konnte es nicht. Ein sehr großer Teil der politisch und rassisch Verfolgten, gerade die treuesten Kameraden aus dem Arbeiterstand, mußten feststellen, daß sie infolge der Mißhandlungen nicht mehr in der Lage waren, als vollwertige Arbeitskräfte eingesetzt zu werden, so daß diese zum weitaus größten Teil die große Zahl der Arbeitslosen in den politisch und rassisch verfolgten Kreisen darstellen. Ich habe in einem Vortrag vor dem Ausschuß für Beamtenrecht des Deutschen Bundestages die Forderung erhoben, daß man in der gleichen Weise wie für die Schwerbeschädigten auch für die rassisch und politisch verfolgten Angestellten, Arbeiter und Beamten des öffentlichen Dienstes sorgen sollte, indem man einen Prozentsatz von Menschen, die ihre Charakterstärke in den zwölf Jahren der Hitlerzeit unter Beweis gestellt haben, dort einsetzt, wo es manchmal mehr darauf ankommt, den Charakter zu beweisen, als die Routine eines langjährigen Behördenmenschen.“

Es ist zu begrüßen, wenn im Gesetz zur Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts die Wiederherstellung des früheren Rechts gefordert wird und in § 32 ausdrücklich auf die Aufnahme der früheren Tätigkeit hingewiesen wird. Neben der materiellen Wiedergutmachung gibt es die moralische, und im Namen dieser moralischen Wiedergutmachung haben wir ein Recht zu fordern: „Sorgt dafür, daß, bei gleichen Kenntnissen und Arbeitsfreudigkeit, politisch und rassisch verfolgte Menschen sich durch ihre Arbeit und ihren Fleiß behaupten können und daß sie dem Staat und auch der Privatwirtschaft die Gewähr geben können, ihre Charakterfestigkeit von einst auch heute unter Beweis zu stellen.“

8h) Wille zu praktischer Arbeit

Studentische Jugend Berlins spricht zu den Juden Berlins

Die „Allgemeine Wochenzeitung“ gibt die folgenden zwei Briefe evangelischer Berliner Studenten wieder und bemerkt dazu:

„Daß die jungen Menschen der Berliner Universitäten

einem inneren Bedürfnis folgend einen Versuch unternehmen, den tiefen Abgrund der Trauer, Angst und des Mißtrauens zu überbrücken, der uns von dem deutschen Volk trennt, macht ihnen hohe Ehre. . . . Den Studenten ging es nicht um eine schöne Geste, sie wollen praktisch helfen und arbeiten. Sie sehen in ihrem Brief nur einen Anfang.

An die Jüdische Gemeinde in Berlin

Die Evangelische Studentengemeinde an der Technischen Universität Berlin möchte der Jüdischen Gemeinde in Berlin sagen, daß sie sich hinter die Erklärung der deutschen evangelischen Synode in Berlin-Weißensee vom 27. April 1950 stellt.

Wir möchten versuchen, die Verantwortung zu tragen, die durch die Vergangenheit auch auf uns gefallen ist, und unseren Willen durch folgende praktische Vorschläge zum Ausdruck bringen:

1. Wenn wieder Friedhofsschändungen vorkommen, werden einige unserer Kommilitonen bei der Wiederherstellung helfen. Bitte teilen Sie uns mit, wo wir uns in solchen Fällen zu melden haben.

2. Unser studentischer Chor würde gern im jüdischen Krankenhaus singen.

3. Wir möchten diesem oder jenem jüdischen Kommilitonen materielle Unterstützung zukommen lassen und bitten Sie, uns einen oder mehrere Studenten an der Technischen Universität, der Hochschule für Musik oder der Hochschule für bildende Künste zu nennen.

In der Hoffnung, daß Sie diese geringen Vorschläge annehmen können, bitten wir Sie freundlichst um Nachricht und um Anregungen für bessere Pläne.

gez. Lehrecke, 1. Vertrauensstudent

gez. Temming, 1. Vertrauensstudentin.

An die Jüdische Gemeinde in Berlin

Wir evangelischen Studenten der Humboldt-Universität haben uns in diesem Jahr mit dem Römerbrief beschäftigt. Beim Lesen der Kapitel 9—11 mußten wir uns eingestehen, daß unser Verhalten den Juden gegenüber bisher sehr passiv gewesen ist und unserer Ablehnung der Ereignisse der jüngsten Vergangenheit nicht Rechnung getragen hat. Das Wort, das die Synode der evangelischen Kirche in Deutschland zur Frage Israel ergehen ließ, ermutigte uns in unserem Vorsatz, etwas zu tun.

Wir wenden uns nun an Sie mit der Bitte, uns die Möglichkeit zu geben, etwas zu verwirklichen. Könnten wir vielleicht einen im Ostsektor wohnenden Studenten aus Ihrer Gemeinde, der sich in Not befindet, in irgendeiner Weise unterstützen? Im Falle neuer Grabschändungen auf Ihren Friedhöfen bitten wir Sie, uns davon in Kenntnis zu setzen, damit wir die Instandsetzung übernehmen oder doch dabei mithelfen.

Es würde uns freuen, wenn Sie unser Anliegen recht aufnehmen, als einen kleinen Versuch, begangenes Unrecht wieder gutzumachen und einen Weg zueinander zu finden. Es grüßt Sie

Die Evangelische Studentengemeinde an der Humboldt-Universität:

gez. Harm; Fritze.

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ 5 [Düsseldorf, 7. 7. 50] 13, S. 12)

8j) Die Deutsche Presse-Agentur zum Antisemitismus

Die Deutsche Presse-Agentur Hamburg erließ vom 15. April 1950 das folgende Schreiben:

In zunehmendem Umfang haben wir im Rahmen unseres Nachrichtendienstes leider darüber zu berichten, daß antisemitische Kundgebungen stattgefunden haben oder Äußerungen getan wurden, die geeignet sind, diese furchtbarste Seuche weiter zu verbreiten, die die abendländische Kultur vernichten muß, wenn sie die Herrschaft gewinnt. Ich bitte alle Redakteure und Mitarbeiter der dpa, auf das peinlichste darauf zu achten, daß jede Nachricht und jeder Bericht, der eine antisemitische Kundgebung wiedergibt, unter allen Umständen so abgefaßt werden, daß die Tatsache der Berichterstattung klar und unzweideutig zu erkennen ist, so daß nicht uns — der dpa — solche Kundgebungen unterschoben werden können, über die wir pflichtgemäß melden.

So sehr wir darauf bedacht sein und bleiben wollen, genau zu berichten und nichts zu verschweigen, was im Interesse der objektiven Unterrichtung der Öffentlichkeit ausgesagt werden muß, so sehr wollen wir doch im Einzelfall prüfen, ob es nicht besser ist, die eine oder andere antisemitische Kundgebung nicht zu melden. Ich weiß, daß eine solche Anregung dem Vorwurf ausgesetzt sein kann, wir beachteten, den Kopf in den Sand zu stecken oder gar eine unheilvolle Entwicklung zu verbergen. Das darf niemals das Motiv sein, wenn wir uns nach Abwägen aller Umstände im besonderen Fall sagen, es sei nicht wichtig genug, nicht zur objektiven Darstellung nötig, über diese oder jene Äußerung zu berichten. Denn wir müssen uns vergegenwärtigen, daß jeder Bericht dieser Art unzufriedene, ungebildete, unmoralische und verbrecherische Menschen zu ähnlichen Demonstrationen des Widerspruches aufreizt.

Ganz besonders mache ich es aber allen Redakteuren der dpa zur Pflicht, bei den von uns bearbeiteten Nachrichten und Beiträgen aller Art in allen Diensten genauestens darauf zu achten, daß wir jede antisemitisch zu deutende Wendung vermeiden. Es gibt keinen „jüdischen Dieb“, wie es auch keinen „polnischen Mörder“ oder „germanischen Banditen“ oder „deutschen Verbrecher“ oder welche Verbindung sonst möglich ist, gibt. Es gibt in allen Völkern und Rassen asoziale Elemente und Außenseiter, und das Hinzufügen des „jüdischen“ ist völlig sinnlos, aber tendenziös. Wer etwa von „jüdischen Schwarzhändlern“ spricht, wenn unter einer Gruppe verhafteter Schwarzhändler auch einige Juden waren, der verstößt bereits gegen die Pflicht zu wahrhafter Berichterstattung und muß schon aus diesem Grunde eine Zurechtweisung erwarten. Da ich aber unter keinen Umständen auch nur die leiseste antisemitische Bemerkung oder Haltung bei einem Angehörigen der Redaktion der dpa dulden werde, weil sie der Moral, dem Berufsethos des Journalisten, dem Statut der Deutschen Presse-Agentur und dem Grundgesetz der Bundesrepublik widersprechen würde, hat jeder Angehörige der dpa in jedem Falle einer auch nur fahrlässigen antisemitischen Äußerung damit zu rechnen, daß ich seine sofortige fristlose Entlassung verlangen werde. Ich bin sicher, daß wir in unserer Redaktion weder in der Zentrale noch in den dreißig Außenbüros oder unter den zwölf Korrespondenten der dpa im Ausland, noch unter unseren freien Mitarbeitern Journalisten haben, die dieser Mahnung bedürfen. Leider zeigen aber Ereignisse, über die wir laufend berichten (Harlan-Prozeß in Hamburg etwa), daß der Antisemitismus uns sich greift. Ich wollte sie aufmerksam machen, daß Sie sich selbst gegen das schleichende Gift wehren können. Wer immer aktiv im Kampf gegen den Antisemitismus zugreift, wird sicher sein können, daß er von der dpa deswegen nicht behindert werden wird.

Mit kollegialem Gruß!

gez. Fritz Säger, Chefredakteur.

8k) Die Juden in Norwegen

Die norwegische Regierung hat als Sympathiebeweis für das jüdische Volk 1947 500 jüdische Flüchtlinge aufgefordert, sich in Norwegen niederzulassen. Dies geschah, nachdem durch Krieg und die nationalsozialistische Besetzung 1000 norwegische Juden ermordet waren und die jüdische Gemeinschaft zerstört war. Nach der Befreiung waren 500 Juden nach Norwegen zurückgekehrt. „Der Weg“ berichtet hierzu:

„... Jedoch fanden die meisten von ihnen weder Familie noch ihr Eigentum vor. Das neue Leben für sie war nicht einfach, denn die Bedingungen waren beträchtlich geändert. Die Nazis und Quislinge hatten ihre Arbeit gut getan, und der Antisemitismus war wieder im Entstehen. Aber sowohl die Regierung als auch die Intellektuellen des Landes leisteten den Juden wirklichen Beistand. Nach und nach wurden die Gemeindeaktivitäten wieder aufgenommen, wobei die erste Aufgabe die Wiederbelebung des religiösen Lebens war. Gemeindesteuern wurden zu diesem Zweck von 2 auf 3% der Einkommensteuer jedes einzelnen Mitglieds erhöht und schließlich waren Synagogen das Gemeindezentrum, Kinderheime und andere Institutionen wieder hergestellt. Es war ein glücklicher

Tag, als bei der Einweihungszeremonie der Kronprinz Olav zum erstenmal in der Geschichte der norwegischen Juden die Synagoge betrat. Inzwischen hat die Gemeinde Dr. Salomon Aronson als Oberrabbiner ernannt."

Von norwegischer Seite wird uns durch Ole F. Olden berichtet, der von der norwegischen Regierung aufgefordert wurde, die Unterrichtsarbeit und die Wohlfahrtspflege zu leiten und daher Kenntnisse als Augenzeuge besitzt:

„Noch ist die Wohnungsnot in ganz Norwegen groß, da noch viele unter ungünstigen Wohnungsverhältnissen leben. Langsam wird es besser. Nicht alles ist glatt verlaufen. Es waren ja unter den Einwanderern auch einige, die sich nicht ohne weiteres zurechtfinden konnten, und auch ergaben sich verschiedene Schwierigkeiten unter den Norwegern selbst, was die Anpassung erschwert hat. Aber im Großen und Ganzen kann man sagen, daß es gut gegangen ist, in den meisten Fällen sogar sehr gut.

Ferner sind noch zwei andere Tatsachen zu erwähnen: Die eine ist der Empfang von jüdischen Kindern aus verschiedenen Ländern, z. B. hauptsächlich aus Tunis. Dies sind erholungsbedürftige Kinder, deren Eltern nach Palästina auswandern wollen. Soviel ich weiß, bleiben sie gewöhnlich ca. 6 Monate. Bekannt durch die Weltpresse ist das Unglück mit dem Flugzeug, bei dem nur ein einziges Kind Isaac Allal gerettet wurde. Anlässlich dieses Unglücks hat Norwegen eine große Geldsammlung veranstaltet und zwar, um ein ganzes jüdisches „Kibbutz“ mit norwegischen Häusern zu versorgen."

Im vergangenen Oktober hat Norwegen als Gäste des norwegischen Volkes 100 blinde DP's aufgenommen. Schweden hat sich bereit erklärt, 150 Tbc-krankte DP's und 150 ihrer Angehörigen aufzunehmen.

81) Das Ende des UNO-Staates Jerusalem

Als der Treuhandschaftsrat der Uno im Genfer Palais des Nations am 4. April 1950 das Statut für die *Internationalisierung* Jerusalems und Umgebung mit den Stimmen Argentiniens, Australiens, Belgiens, der Dominikanischen Republik, Chinas, Frankreichs, Iraks, Neuseelands und der Philippinischen Republik ohne offene Opposition, aber mit zwei bedeutsamen Stimmenthaltungen, nämlich Großbritanniens und der USA angenommen hatte, erhob sich die Frage der Verwirklichung des geplanten UNO-Staates Jerusalem. Denn der Treuhandschaftsrat war ja von der Generalversammlung der UNO am 9. Dezember 1949 nicht nur mit der Ausarbeitung der Verfassung dieses zukünftigen internationalen Gebildes, sondern auch dessen praktischer Durchsetzung gegen allfällige Widerstände betraut worden. Und im Lauf der Genfer Beratungen hatten die beiden Besatzungsmächte von Jerusalem, Jordanien und Israel, keinen Zweifel darüber walten lassen, daß sie mit diesem Statut nichts zu tun haben wollten. Als man nun in die Phase der Ausführung trat, verstärkte sich die Atmosphäre des Skeptizismus, die den Ratsaal während Wochen erfüllt hatte, wiederum mächtig. Es kam zu einem Kompromiß zwischen den Freunden des UNO-Staates, seinen offenen und versteckten Gegnern. In einer vorsichtigen Resolution wurde der Präsident des Treuhandschaftsrates, der französische Diplomat Garreau, von diesem beauftragt, den Text des Statuts von Jerusalem den Regierungen von Tel-Aviv und Amman zur Kenntnis zu bringen und sie zu ersuchen, an der Verwirklichung des UNO-Staates von Jerusalem mitzuwirken. In der nächsten Session des Treuhandschaftsrates sollte dann Garreau seinen Kollegen über den Erfolg seiner Bemühungen Bericht erstatten ...

Kaum hatten die Väter der Verfassung des zukünftigen UNO-Staates Jerusalem Genf den Rücken gewandt, als sich der politische Hintergrund des Problems wieder einmal wandelte. Am 17. April teilte der ständige Vertreter der Sowjetunion bei der UNO, Yakow A. Malik, dem Generalsekretär der UNO mit, daß die Regierung der Sowjetunion der Resolution der Generalversammlung vom 9. Dezember 1949 nicht mehr ihre Unterstützung gewähren könne, da die von ihr bezweckte Gründung eines UNO-Staates Jerusalem weder die arabische noch die jüdische Bevölkerung sowohl Jerusalems wie ganz Palästinas befriedige. Damit war der Staatenblock vom 9. Dezember

1949, der den Treuhandschaftsrat mit seiner schwierigen Aufgabe betraut hatte, von Moskau *torpediert* worden: Dies löste in Tel-Aviv und in Amman natürlich Genugtuung aus, und die Zukunft sollte nun zeigen, ob die mohammedanischen und katholischen Länder allein, unter denen sich nur noch eine Großmacht befand, nämlich Frankreich, der Aktion Garreaus das so sehr benötigte Gewicht und Prestige verleihen könnten.

Als zu Beginn des Monats Juni der Treuhandschaftsrat das Problem Jerusalem wieder aufgriff, stand er vor einem Scherbenhaufen. Roger Garreau konnte nur gestehen, daß seine Mission, die „volle Mitarbeit“ Israels und Jordaniens zur Durchführung des UNO-Staates Jerusalem zu erlangen, mit einem *Fiasko* geendet hatte. Garreau hatte die Absicht gehabt, persönlich nach Tel-Aviv und Amman zu reisen, um dort die nähern Modalitäten dieser „Mitarbeit“ zu besprechen. Bitter klagte Garreau darüber, daß sich die Regierung des Haschemitischen Königreiches selbst geweigert habe, mit dem Präsidenten des UNO-Treuhandschaftsrates zu konferieren. Deshalb verzichtete Garreau auch auf den Besuch in Tel-Aviv. Garreau gab der Hoffnung Ausdruck, daß vielleicht eine „Kompromißlösung“ zum Schutz der heiligen Stätten in Jerusalem gefunden werden könne; von einer Erzwingung des Statuts war bei ihm nicht mehr die Rede.

Gleichzeitig mit der formellen Ablehnung des in Genf ausgearbeiteten Statuts hatte Tel-Aviv zu einem neuen diplomatischen Vorstoß ausgeholt. Die Regierung von Israel erklärte sich einverstanden mit einem von der Generalversammlung der UNO erlassenen Statut, durch welches die Aufrechterhaltung der *heiligen Stätten* in Jerusalem, der Zugang zu ihnen, die Rechte der verschiedenen Religionsgemeinschaften an ihnen, etc. unter den Schutz eines *UNO-Organs*, einer Art „Kurator“ dieser heiligen Stätten gestellt werde: dieses Statut sollte auf dem Willen der UNO-Versammlung und nicht etwa vertraglichen Abmachungen mit den interessierten Staaten — wie das früher schon vorgeschlagen worden war — basieren. Allerdings setzte dieses Regime auch voraus, daß neben Israel auch Jordanien ihm die Zustimmung erteile. Hier erhebt sich nun eine Schwierigkeit. Denn die mehr als 30 anerkannten heiligen Stätten Jerusalems liegen mit Ausnahme von zweien *innerhalb* der *Jordanischen Besatzungszone*, also in der Jerusalemer Altstadt und deren Umgebung. Und Jordanien hat stets eine internationale Kontrolle abgelehnt. Auf noch größeren jordanischen Widerstand würde wohl ein Alternativvorschlag Tel-Aviv stoßen, der die Errichtung eines internationalen Regimes anregt, das 1½ Quadratmeilen innerhalb der Altstadt von Jerusalem und deren unmittelbarer Umgebung umfassen würde: eine territoriale Hypothek, die fast ausschließlich von Jordanien zu tragen wäre.

Zur Verhandlung kam dieser Vorschlag von Israel im Treuhandschaftsrat allerdings nicht; dieser ist seiner Linie, sich nur mit dem Mandat der UNO-Versammlung, also der Errichtung eines UNO-Territoriums in Jerusalem und Umgebung in dem vollen Umfang der Resolution vom 9. Dezember 1949 zu befassen, treu geblieben. Aber am 14. Juni beschloß der Treuhandschaftsrat mit 9 Stimmen gegen 1 (Irak) und der Enthaltung der Philippinen, den Mißerfolg seiner Bemühungen zur Internationalisierung Jerusalems festzustellen und das ganze Problem wieder der UNO-Versammlung zu weiterem Studium zu überweisen.

Der Bericht des Treuhandschaftsrates an die Versammlung der UNO weist trotz der Opposition der Delegation des Iraks auf den Vorschlag der israelischen Regierung hin über ein UNO-Regime für die heiligen Stätten. Es wird sich an der nächsten UNO-Versammlung nun erweisen, ob angesichts der Schwierigkeiten der Errichtung eines UNO-Staates mit territorialen Herrschaftsbefugnissen, über Jerusalem und Umgebung diese bedeutend bescheidenere Formel einer UNO-Aufsicht über die heiligen Stätten mehr Chancen hat als dies früher der Fall war. Am 9. Dezember 1949 traten in der UNO-Versammlung 37 Staaten für diesen UNO-Staat ein; 14 stimmten dagegen und 7 enthielten sich der Stimme. Selbst wenn die Sowjetunion mit ihren Satelliten — sofern überhaupt diese Staaten im nächsten Herbst in Lake Success anwesend sein würden — in das

Lager der Gegner des UNO-Staates übertraten, so ist deren zahlenmäßige Überlegenheit in diesem Forum nicht gesichert; aber die bitteren Erfahrungen, welche mit dem geplanten UNO-Staat gemacht wurden, werden vielleicht doch dazu führen, daß sich ein genügend großer Harst um den Plan eines beschränkten internationalen Schutzes der Heiligen Stätten, sammelt. Über die praktischen Chancen dieser weniger ambitionösen Lösung des Problems läßt sich heute noch nichts Sicheres sagen: sie hängen zum größten Teil ab von der Weiterentwicklung des politischen Spiels im Vorderen Orient, das sich ja gegenwärtig im vollen Fluß befindet. R.O.E.

(In: „Basler Nachrichten“, 106 [Basel, 22. 6. 50] Nr. 280)

8m) Israel und die Ermordung des Grafen Bernadotte
TEL AVIV, 19. Juni. (United Preß). Die Regierung Israels richtete an Schweden eine Note, in der sie sich mit den Beschuldigungen auseinandersetzt, die Ermordung Graf Bernadottes hätte bei Vornahme der notwendigen Sicherheitsmaßnahmen vermieden werden können und die Nachforschungen nach den Mördern seien nicht entschlossen genug geführt worden. In beiden Punkten gibt die Regierung Israels zu, Unterlassungssünden begangen zu haben.

Zum ersten Punkte wird festgestellt, daß zur Zeit des Anschlages — dem 17. September 1948 — „chaotische Zustände“ geherrscht hätten. Damals seien kaum vier Monate seit der Unabhängigkeitserklärung Israels vergangen gewesen. Die Regierung Israels hätte jedoch eine „weisere Haltung“ an den Tag legen können und nicht stillschweigend annehmen sollen, daß der Vermittler der Vereinigten Nationen eine Schutzbegleitung „nicht wünsche“.

Zum zweiten Punkte wird bemerkt, Schweden sei völlig im Recht, „Lücken und Unterlassungen“ bei der Untersuchung des Mordfalles durch die Behörden Israels zu beanstanden. In der Note werden folgende Unterlassungen zugegeben: Der Tatort ist nicht abgesperrt worden, der Tatort und das Automobil Bernadottes wurden nicht untersucht, die Mitglieder der Reisegesellschaft des Grafen wurden nicht einvernommen, die bei der Stern-

bande konfiszierten Waffen wurden nicht untersucht, die im Stützpunkte der Sterngruppe in Jerusalem beschlagnahmten Fahrzeuge wurden nicht daraufhin untersucht, ob eines von ihnen mit dem von den Mördern verwendeten Jeep identisch sei, und schließlich wurde die Konfrontierung von Verdächtigen mit Augenzeugen unterlassen.

(In: „Basler Nachrichten“, 106 [Basel, 20. 6. 50] Nr. 255)

STOCKHOLM, 6. Juli. (United Preß). Die schwedische Regierung teilte der Regierung Israels mit, daß sie mit den letzten Untersuchungsergebnissen über die Ermordung des Prinzen Bernadotte befriedigt sei und daß sie den Gedankenaustausch auch über diese Angelegenheit als beendet betrachte. Die Erklärung führt aus, die schwedische Regierung nehme mit Befriedigung Kenntnis davon, daß die Regierung Israels die Mängel des ursprünglichen Polizeiberichts anerkenne und bedauere.

(Dass. [Basel, 7. 7. 50] Nr. 284)

Die israelische Regierung hat eingewilligt, einen Gesamtbetrag von 54 528 Dollar an die Vereinten Nationen für die Schäden, die durch die Ermordung des U. N. palästinensischen Vermittlers Graf Folke Bernadotte entstanden sind, zu bezahlen, eine offizielle Entschuldigung abzugeben und die Suche nach den Mördern fortzusetzen.

(In: The Jews in the News [Californien, Juli 1950] Nr. 34)

8n) Schweden anerkennt Israel de iure

STOCKHOLM. Die schwedische Regierung hat beschlossen, Israel de jure anzuerkennen, wie am Donnerstag in Stockholm offiziell mitgeteilt wurde. Zur gleichen Zeit ist Schweden bereit, mit Israel diplomatische Beziehungen aufzunehmen. Bisher hatte Schweden die Anerkennung Israels von der Aufklärung des Mordes an Graf Bernadotte und der Bestrafung der Schuldigen abhängig gemacht.

(In: „Die Welt“, 5 [Hamburg, 14. 7. 50] 162)

9. KLEINE NACHRICHTEN

9a) Ein Jude rettete den Hamburger Bürgermeister

In der „Arbeiter-Zeitung“ Basel ist ein Interview von Alfred Joachim Fischer mit dem gegenwärtigen Senatspräsidenten und ersten Bürgermeister von Hamburg, Max Brauer, wiedergegeben. Darin wird erzählt, wie der ehemalige sozialdemokratische Oberbürgermeister von Altona in der Weimarer Zeit sich dem Zugriff der Hitler-Schergen hat entziehen können und nach vielen Umwegen, die ihn u. a. nach Genf führten, nach Amerika hat gelangen können:

„Durch nationalsozialistisches Intrigenspiel verhaftete man ihn in der Pariser Umgebung. Nicht ohne Mühe befreiten ihn seine Freunde. Nunmehr war Brauer der europäischen Boden zu heiß geworden. Um nach Amerika zu gelangen, brauchte er aber eine offizielle Einladung. Sie erfolgte von einem Freunde aus der Genfer Völkerbundszeit: Nachum Goldmann, dem „Außenminister“ des Jüdischen Weltkongresses... Max Brauers Rettung nach Amerika erfolgte also durch einen Juden. Darin liegt kein bloßer Zufall. Während seiner Odyssee begleitete ihn wie ein getreuer Schatten der jüdische Freund Katz, heute Justizminister des Landes Schleswig-Holstein. Vor allem aber war Brauer Zionist, solange er nur denken konnte. In Deutschland hatte er das Pro-Palästina-Komitee begründet und gehörte zu den eifrigsten nichtjüdischen Kampfern für die moderne Zionsidee.“

(In: JUNA Korrespondenz, Zürich, 22. 2. 50)

9b) Ein Akt der Dankbarkeit

Der kanadisch-jüdische Kongreß hat die Kosten für die Überfahrt und die Einordnung einer katholischen Familie aus Polen übernommen. Der betreffende Bauer hatte

einem Juden, der aus einem Lager geflüchtet war, Unterkunft während der ganzen deutschen Besetzungszeit gewährt und dazu noch weitere acht Juden in seinem Keller versteckt und ernährt. Er wurde deswegen von polnischen Antisemiten belästigt und wandert jetzt aus.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 [Zürich, 23. 6. 50] 25, S. 12)

9c) 5000 Juden waren in Berlin versteckt

Nun werden auch die Tatsachen über die Rettung von Juden durch deutsche Familien bekannt. Man rechnet damit, daß etwa 5000 Juden allein in Berlin dem Schicksal der Deportation entgingen, weil sie von nichtjüdischen Familien versteckt gehalten wurden.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 [Zürich, 9. 6. 1950] 23, S. 12)

9d) Gesamtvertretung der Juden gegründet

Am 19. Juli haben sich auf einer Sitzung in Frankfurt a. M. die Organisationen der Juden in Deutschland zu einer Gesamtvertretung zusammengeschlossen, die den Namen „Zentralrat der Juden in Deutschland“ führt. Der „Zentralrat“ wird durch ein aus vier Personen bestehendes Direktorium und einen aus 15 Delegierten gebildeten Rat repräsentiert. Der Sitz des „Zentralrates“ ist Frankfurt a. M. (dpa.).

(In: „Allgemeine Wochenzeitung“, 5 [Düsseldorf, 28. 7. 50] 16. S. 1)

9e) Volle Rechte für heimatlose Ausländer

Gesetzesvorlage über die Rechtsstellung der DP's.

Die heimatlosen Ausländer, die nicht auswandern werden, sollen im vollen Umfang Gelegenheit erhalten,

sich in die Bevölkerung der Bundesrepublik einzugliedern. Die Bundesregierung hat den gesetzgebenden Körperschaften am Montag die Gesetzesvorlage über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer im Bundesgebiet übermittelt.

In der Regierungserklärung heißt es, daß die heimatlosen Ausländer nicht einem Staat ausgeliefert, in einen Staat ausgewiesen, abgeschoben oder zurückgesandt werden, in dem ihr Leben oder ihre Freiheit aus Gründen der Rasse, Abstammung, Herkunft, des Glaubens, der religiösen oder politischen Anschauungen bedroht ist. Das Recht zur Rückkehr in ihre Heimat oder zur Auswanderung werde ihnen jedoch nicht versagt. Sie genießen die Grundrechte nach dem Grundgesetz.

Die Bundesregierung stellt fest, daß sie mit dem Geist des vom Ausschuß des Wirtschafts- und Sozialrates der UNO ausgearbeiteten Abkommenentwurfs und Protokolls über die Rechtsstellung der Flüchtlinge übereinstimmt und bereit sei, einem solchen internationalen Abkommen beizutreten und die sich hieraus ergebenden Pflichten zu erfüllen. (Dpa.).

(In: „Allgemeine Wochenzeitung“, 5 [Düsseldorf, 4. 8. 50] 17, S. 1)

9f) Kennzeichnung jüdischer Bürger ungesetzlich

Das hessische Innenministerium erklärt, daß die besondere Kennzeichnung jüdischer Bürger in Schriftstücken jeder gesetzlichen Grundlage entbehrt und dem Gebot der Toleranz widerspricht. (AjW.).

(In: „Allgemeine Wochenzeitung der Juden in Deutschland“, 5, [Düsseldorf, 26. 5. 50] 7. S. 5)

9g) Gesetzliche Anerkennung freier Ehen rassisch und politisch Verfolgter

Der Bundestag verabschiedete ein Gesetz über die Anerkennung freier Ehen rassisch und politisch Verfolgter. Nach dem Gesetz kann eine Landesjustizverwaltung eine freie Ehe von rassisch und politisch Verfolgten aus der Zeit des Nationalsozialismus als rechtswirksam anerkennen, wenn der Tod des einen Teils der Verlobten die Nachholung der standesamtlichen Eheschließung verhindert hat.

(In: „Die Tat“, 1 [Frankfurt, 6. 5. 50] 8 S. 7)

9h) Zahlen der Religionsstatistik

Die Bevölkerung in Westdeutschland beträgt 43 700 000. Davon sind 50% protestantisch, 45,8% katholisch und 0,1% Juden.

(In: W.J.A., London, 3. 2. 50)

9i) Wie viele Juden gibt es noch in Deutschland?

Die Angaben der verschiedenen Komitees schwanken zwischen 34 000 und 40 000. In den Lagern sind noch 15 000, 15 000 sind in den größeren Städten und etwa 10 000 sind deutsche Juden, die aus den Lagern oder aus dem Ausland zurückgekommen sind.

20 000 Juden leben in der amerikanischen Zone, 7 000 in den beiden Sektoren Berlins und die anderen in der britischen, französischen und russischen Zone. Die Rückkehrer aus dem Ausland machen etwa 3 000 Personen aus. Das schwerste Problem bilden die Juden, die noch in den Lagern leben, weil die IRO mit ihrer Hilftätigkeit am 30. Juni aufhört.

An den Universitäten von Berlin, München, Bonn, Frankfurt und Heidelberg gibt es insgesamt etwa 200 jüdische Studenten. Sie werden alle auswandern, wenn sie ihre Prüfungen bestanden haben. In Berlin gibt es 4 000 Juden im westlichen und 3 000 im östlichen Sektor.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 [Zürich, 9. 6. 1950] 23, S. 12)

9k) Gedächtnismal in Dachau

In Dachau wurde der Grundstein für die Gedächtnishalle gelegt. Der bayrische Ministerpräsident Dr. Ehard erklärte: „Wir müssen Klage erheben, daß die Opfer nicht ausgereicht haben, den KZ.-Geist aus der Menschheit auszutreiben.“ Dr. Philipp Auerbach enthüllte ein Ehrenmal, das einen ehemaligen Widerstandskämpfer darstellt. Er erinnerte an 238 000 Opfer, die hier ver-

gast wurden, und ermahnte die Überlebenden, sich für Recht und Freiheit einzusetzen.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 [Zürich, 12. 5. 50] 19, S. 11)

9l) Nur Gedankenlosigkeit?

Bei einer kleinen Geburtstagsfeier, bei der junge Lehrer und Studenten aller Fakultäten anwesend waren, erzählte eine Lehrerin, daß kürzlich ein Junge von etwa 12 Jahren unentschuldigt gefehlt hätte. Sie fragte ihn am nächsten Tage, warum er nicht zum Unterricht gekommen sei. Er wollte erst mit der Sprache nicht heraus und sagte schließlich, er wäre beim Jugendrichter gewesen. „Na, was hast du denn ausgefressen?“ „Ach“, sagte er, „wir haben nur auf dem Friedhof gespielt und dabei ein paar Steine umgeworfen.“ Darauf sagte ein Student, der kurz vor dem ersten juristischen Examen steht: „Na, hoffentlich war es wenigstens ein jüdischer Friedhof!“ Man ging darüber zur Tagesordnung über, und keine einzige Stimme sprach sich dagegen aus. Ich glaube nicht einmal, daß diese Bemerkung bewußt antisemitisch gemeint war, aber sie zeigt doch die erschreckende Gedankenlosigkeit derjenigen, die weiter in den gewohnten Gleisen ihrer Jugendvorstellungen fahren, und mit denen sich niemand Mühe gegeben hat, sie umzuerziehen.

(Aus: „Der Weg“, 5 [Berlin, 5. 5. 1950] 18, S. 3)

9m) Antisemitismus in Deutschland

Erklärung des britischen Außenministeriums

Der Abgeordnete Dr. Charles Hill (wegen seiner Rundfunkansprachen über hygienische Fragen unter dem Namen „Radio-Doctor“ bekannt) richtete an den britischen Außenminister die Frage, welche Berichte er über antisemitische Störungen in Westdeutschland erhalten habe und welche Schritte er zu unternehmen gedenke. Der Unterstaatssekretär des Außenministeriums, Mr. Ernest Davies, antwortete: „Wir haben von verschiedenen Stellen Berichte erhalten. Praktisch beziehen sich alle auf eine begrenzte Anzahl von Zwischenfällen, die jeweilig von den deutschen Behörden in geeigneter und ausreichender Weise aufgegriffen wurden oder werden. Ein Einschreiten der britischen Regierung wird im Augenblick nicht als notwendig angesehen, aber die Entwicklung wird sorgfältig beobachtet und der Außenminister wird unverzüglich die Hohen Kommissare zu Interventionen bei den deutschen Behörden veranlassen, wenn sich dies als notwendig herausstellen sollte.“

W. R.
(In: „Allgemeine Wochenzeitung“, 5 [Düsseldorf, 4. 8. 50] 17, S. 1)

9n) „Internationale Allianz der Christen aus Israel“

In Hamburg wurde unter Vorsitz des Chefarztes Dr. Citron ein deutscher Zweig des Internationalen Verbandes Christen jüdischer Herkunft wiedergegründet. Die „Internationale Allianz der Christen aus Israel“ besteht als Organisation seit 25 Jahren; sie hat Zweiggruppen in Großbritannien, den Vereinigten Staaten, Österreich, Belgien, Ungarn, Portugal, Schweden, der Schweiz, Australien und Südafrika.

(In: „Badische Zeitung“ [Freiburg i. Br., 1. 8. 50])

9o) Die Bevölkerung Palästinas

Vor fünfzig Jahren belief sich die jüdische Bevölkerung in Palästina auf 50 000. Am 14. 5. 1948 betrug sie 665 000. Im Dezember 1949 erreichte sie die Million. Es gibt in Israel: 20 000 Griechische Katholiken, 6 000 Römische Katholiken, 2 000 Mennoniten, 2 000 Armenier, 1 000 Protestanten, 1 000 Kopten.

(In: The Jews in the News, Mai 1950, Nr. 32)

9p) Die Einwanderung in Israel

Von den 239 141 Einwanderern im Jahre 1949 kamen 47 000 aus Polen, 37 800 aus Yemen, 26 000 aus der Türkei, 20 000 aus Bulgarien, 17 000 aus Tunis, Marokko und Algerien, 14 000 aus Libyen, 15 000 aus der Tschechoslowakei und 14 000 aus Rumänien.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 [Zürich, 19. 5. 1950] 20, S. 9)

9q) Die Entwicklung Jerusalems

Jerusalem hat seit einem Jahre um 30 000 Personen zugenommen und zählt jetzt 110 000. Im vergangenen Jahre wurden 200 Industriebetriebe errichtet, in denen 10 000 Arbeiter Beschäftigung gefunden haben. In Romema wird ein Industriezentrum errichtet. Für die Kanalisationsarbeiten legte die Regierung 300 000 Pfund aus. Die während der Belagerung zerstörten Häuser wurden zum größten Teil wieder hergestellt. Bis auf das Außenministerium befinden sich nun alle Ministerien in Jerusalem.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 [Zürich, 26. 5. 1950] 21, S. 11)

9r) Ein christliches Komitee des United Jewish Appeal
Der demokratische Abgeordnete Franklin Roosevelt, der Sohn des früheren Präsidenten, gab die Bildung eines christlichen Landesausschusses des United Jewish Appeal bekannt. Der Ausschuss soll unter den christlichen Bürgern für die Unterstützung der Sammelkampagne der amerikanischen Juden werben.

Das christliche Komitee für den United Jewish Appeal wird von Franklin Roosevelt jun. geleitet. Ehrenpräsidenten sind Frau Roosevelt und Senator Taft, Mitglieder: General Clay, Sumner Welles, Harriman und Johnston.

(„Israelitisches Wochenblatt f. d. Schweiz“, Zürich, 24. 3. 50)

9s) „Israel und die deutsche Sprache“

Die französische Nachrichtenagentur A.F.P. versteift sich darauf, „ein Sprecher“ des israelischen Außenministeriums (welcher?) habe ihr wiederholt erklärt, die Verwendung der deutschen Sprache sei für alle Vertreter Israels im Auslande verboten. Demgegenüber stellen wir erneut fest, daß ein solches Verbot nicht besteht, und auch undenkbar wäre, wenn Israel diplomatische oder konsularische Vertreter in deutschsprechende Länder schicken will, was der Fall ist. Im übrigen braucht man nur darauf hinzuweisen, daß in Israel zwei Tageszeitungen in deutscher Sprache und eine Anzahl deutschsprachiger Wochenblätter herauskommen, um die innere Unmöglichkeit eines solchen strikten Verbotes zu erkennen.

(In: „Israelitisches Wochenblatt f. d. Schweiz“, Zürich, 24. 2. 50)

9t) Die Verfassung Israels

Die Knesseth beauftragte die Verfassungskommission, eine Staatsverfassung vorzubereiten. Die Konstitution wird aus einzelnen Stücken zusammengesetzt sein, so daß jeder Teil für sich ein Grundgesetz bildet. Die einzelnen Teile werden von der Kommission vorgelegt, sobald sie beraten sind und alle Teile werden schließlich zur Staatsverfassung vereinigt. Dieser Antrag der Progressiven wurde von der Mapai, der Vizo und den Sephardim unterstützt und mit 50 Stimmen angenommen. Gegen den Antrag stimmten 38 Mitglieder, und 12 haben sich enthalten. Der Gegenantrag von Mapam, Allgemeinen Zionisten und Cheruth, sofort die gesamte Verfassung zu beraten, erhielt 37 Stimmen. Die religiöse Front war nur für den Erlaß einiger Grundgesetze über die Hauptlinien des Regimes und der Festlegung der Rechte und Pflichten der Staatsbürger. Das Wort „Verfassung“ kam darin nicht vor. Dieser Antrag erhielt in der ersten Abstimmung 13 Stimmen, nachher haben sich die Anhänger der religiösen Front enthalten. Die Abstimmungen dauerten bei einer sehr erregten Debatte über 2 Stunden. Israel erhält somit keine Verfassung auf einmal, sondern sukzessive verschiedene Grundgesetze, die in späteren Jahren einmal zu einer Staatsverfassung vereinigt werden sollen.

(In: „Israelitisches Wochenblatt“, 50 [Zürich, 23. 6. 50] 25, S. 5)

9u) Israel-Parlament lehnt Kollektivschuldtheorie ab

Ein Gesetz, das soeben von der Knesseth (dem Parlament) Israels nahezu einmütig angenommen wurde, bestimmt über das dortige deutsche Eigentum: Wer mit dem Nationalsozialismus nichts zu tun hatte, erhält seinen Besitz sofort zurück und kann über ihn frei verfügen. Im andern Fall wird der Besitz treuhänderisch verwaltet und später auf die Wiedergutmachung verrechnet. „Regierung und Parlament Israels“, lesen wir dazu im „Weg“ (V, 32 vom 11. 8. 1950), „lehnten damit erklärtermaßen grundsätzlich die Theorie der Kollektivschuld ab. „Bestraft wird, wer in seiner Person schuldig wurde.“

10. Literaturhinweise

Asch, Schalom, Der Nazarener, Berman-Fischer Verlag, Wien und Frankfurt 1950, 709 Seiten.

—, Der Apostel, ebenda 1946, 773 Seiten.

Wohl noch keiner, der Jude war und bleiben wollte, hat so verständnisvoll über Jesus von Nazareth geschrieben wie Schalom Asch. Wohl noch nirgends ist vor allem so gemeinverständlich herausgearbeitet worden, vor welche große Frage sich die gesetzestreuen Juden durch Auftreten und Verkündigung eines Mannes gestellt sahen, dem man einerseits, wie gleich Schoeps (Nr. 7, S. 23) auch Asch betont, nicht den kleinsten Verstoß gegen das Gesetz nach dem damaligen Stand seiner rabbinischen Auslegung nachweisen konnte und der doch andererseits durch sein einzigartiges messianisch-göttliches Selbstbewußtsein und dessen (meist verhüllte, indirekte) Bezeugung einen Anspruch stellte, vor dem neutral zu bleiben im Grunde unmöglich war. Durchaus treffend läßt Asch den Hohenpriester nach Christi Selbstzeugnis im Verhör vor dem Sanhedrin sagen: „Wenn wir den Angeklagten nicht auslieferten, nachdem wir solche Worte von ihm gehört haben, würde das bedeuten, daß wir sie für wahr halten, und wir müßten uns vor ihm niederwerfen und ihn zum König Messias ausrufen. Keiner, nicht ein einziger in der Geschichte unseres Volkes hat jemals solche Worte geäußert, weder Abraham, noch Moses, noch König David. Sollen wir also annehmen, daß er größer sei als sie, größer als alles Fleisch und Blut, größer als alle die Lebenden und die Toten, daß er in der Tat (Gott sei davor!) eine zweite himmlische Macht sei?“ (S. 654) Dank dieser Verdeutlichung dessen, worum es damals ging (und heute noch geht!), wird dieses Buch sogar einem Leser etwas sagen können, der sonst dem historischen Roman mit Skepsis und dem „Leben Jesu“ als unbefugtem menschlichem Phantasiespiel mit dem Göttlichen grundsätzlich ablehnend gegenübersteht. Natürlich fehlt es auch bei Asch nicht an unzähligen Zügen, die den Verehrer des Evangeliums zutiefst stören. Die Sprache der Hauptpersonen, in der sich ein Hoherpriester über „das sogenannte Himmelreich“ äußern kann, die Einkleidung des ganzen Romans als Memoirensammlung von dank Seelenwanderung in heutigen Menschen wiederaufgetretenen Zeitgenossen Jesu (Judas, der römische Kohortenführer, der Jesus verhaftet hat, und ein Jünger des Rabbi Nikodemus), pikante Details wie die Schilderung des Milieus der Edelkurtsiane Maria Magdalena (Mirjam von Migdol) und ständige rationalistische oder apologetische Entstellungen der

biblischen Botschaft (Jesu Vetter Jakobus Alphaei-als angeblicher „Jakob ben Joseph“ etc. etc.); all das wird den gläubigen Leser ebenso abstoßen wie den geschichtskundigen etwa die Karikatur des Kaisers Tiberius, überhaupt die einseitig nur von Haß und Verachtung diktierte Darstellung der Römer. Aber trotz alledem legt man das Buch nicht ohne jedes Gefühl der Dankbarkeit aus der Hand und wünscht ihm unterscheidungs-fähige Leser — unter Christen und Juden.

In noch höherem Maße gilt dies für den Paulus-Roman „Der Apostel“, schon weil hier wenigstens nicht der wesensunmögliche Versuch vorliegt, den Herrn Selbst mit anderen als den Worten Seiner eignen Offenbarung „sprechen zu machen“. Gewiß, auch hier erscheint uns das biblische Zeugnis eben so einseitig von einem „Judenchristlichen“ wie etwa in Holzners „Paulus“ von einem „Heidenchristlichen“ Standpunkt aus verzerrt. Man vergleiche des letzteren willkürliche Erdichtung eines Seelenkampfes Pauli „zwischen Vers 25 und Vers 26“ von Apg. 21 (S. 345) mit Aschs eben so willkürlichem paulinischem Bereuen antijüdischer Äußerungen aus dem gleichen Anlaß: der Übernahme eines Nasiräatsopfers als Erweis des „den Juden ein Jude“ Seins (S. 550). Trotzdem dürfte man weit mehr über die wirklichen inneren Möglichkeiten jüdischer Menschen zur Zeit Jesu als bei dem von außen psychologisierenden Holzner bei dem von innen heraus um die Offenbarungswahrheit ringenden Asch lernen können, — wenn man nur hinterher wieder zur einzigen unmittelbaren Erkenntnisquelle greift, zur traditionsgetreu erklärten Bibel, in der unter Tränen triumphierende Einheit ist, was die so häufig herkunftsverhaftete bloß menschliche Phantasie von „Juden“ und „Heiden“ in tragische Zwiespältigkeit auseinanderreißt.

William F. Albright, Von der Steinzeit zum Christentum, Monotheismus und geschichtliches Werden. München 1949 Lehnen-Verlag, 495 Seiten.

Dieses Werk eines wissenschaftlich allgemein anerkannten hervorragenden Erforschers der Frühgeschichte des Vorderen Orients ist vor allem dem Religionslehrer wärmstens zu empfehlen, weil es mit einem Schlage einen ganzen Wust von gestrigen populärwissenschaftlichen Überspitzungen der „Bibelkritik“ beseitigt, — ohne ins Gegenextrem zu verfallen, d. h. hyper-„konservativ“ Scheinbeweise für Aussagen vorzulegen, die wir im Glauben annehmen dürfen, ohne sie

evident schauen zu können. Es ist das Buch eines (gläubigen) Historikers nicht das Buch eines Theologen oder eines Apologeten. Nach höchst lehrreichen Ausführungen über die ganz ungemein fein differenzierende heutige Methodik der frühgeschichtlichen Tatsachenerforschung mit ihrem Zusammenwirken von Sprachwissenschaft und Archäologie folgt ein sehr viel weniger überzeugendes Kapitel „Auf dem Wege zu einer organischen Geschichtsphilosophie“, der Versuch eines geläuterten Evolutionismus. Den Hauptteil des Werkes aber füllt die überaus dichte und wissenschaftlich sorgsam dokumentierte Darstellung jener Kultur- und Religionsgeschichte, die uns mitten zwischen den gewiß schon nicht ganz unverächtlichen Geisteswelten Mesopotamiens und vor allem auch des zeitweise erstaunliche Höhen erklimmenden Ägypten die religiöse Gottespflanzung Israels heranwachsen zeigt — bis zu ihrer erfüllenden Reifung, deren Frucht Jesus war, der von seinen Brüdern an die Heiden „überlieferte“ andere Joseph, der sich mit diesen Brüdern schließlich wieder in die Arme fallen wird.

Robert Jaromir, Bibel und Zeitgeist. Eine religionssoziologische Untersuchung. Affoltern a. A. 1949. Ahren-Verlag. 568 Seiten.

Ein vom modernen „Zeitgeist“ verführter jüdischer Mensch proklamiert hier „eine Prometheus-Menschheit, die der Gnade nicht mehr bedarf“ und so auch „auf die Gerechtigkeit verzichten“ könne, weil dieselbe als absolute Geltung beanspruchende — der beglückenden „Einverleibtheit“ des Menschen in die jeweilige Gemeinschaft (insbesondere der Juden in ihre Wirtsvölker) entgegenstehe. Dies Letztere trifft als Tatsachenbehauptung zu, macht seit Jahrtausenden die Würde und die fast untragbar schwere Bürde des jüdischen Volkes aus und wird hier sehr gelobt, aber auch mit sehr viel Trugschlüssen und Anleihen bei wissenschaftlich überholtem Schrifttum, eingehend und doch zutiefst verständnislos analysiert. Stark empfindet man dabei als christlicher Leser, wie völlig schon die Offenbarung im Alten Bunde übernatürlich ist, wenn auch nicht, wie der Verfasser meint, wider natürlich; d. h. wohl wider die „Natur“ des gefallenen Menschen, aber nicht im Kampfe, sondern im Bunde mit seiner besseren und wahren Natur, in der er Gott zum Ebenbild erschaffen ward.

Hans Ornstein, Der antijüdische Komplex. Versuch einer Analyse. Zürich 1949. Verlag: Die Gestaltung. 99 Seiten.

Endlich einmal statt einer simplifizierenden, falsch vereinfachenden, eine differenzierende, sorgfältig unterscheidende „Diagnose und Therapie“ der Judenfeindschaft!

Daß diese nicht nur „Vorurteil“ oder „Haß“ oder „fixe Idee“ oder „Komplex“, nicht nur aus Neid, aus Angst bzw. Furcht, aus Verachtung oder aus Abneigung geboren ist, daß vielmehr einmal diese, ein andermal jene Seite im Vordergrund steht, einmal dieses, ein andermal jenes Motiv, das ist schon einmal eine Erkenntnis, deren Darlegung O.s. Buch vorteilhaft von den meisten üblichen Behandlungen des Themas unterscheidet. Auch wenn er nun meint, aufs Ganze gesehen in erster Linie von einem „antijüdischen Komplex“ sprechen zu müssen, einer durch übermächtiges Gefühl verursachten intensiven geistig-seelischen Fehlbildung, scheint er uns realistischer und tiefer zu sehen als jene, die hier nur ein „Vorurteil“ finden wollen, wie es durch rein intellektuelle Aufklärung und Selbstzucht relativ leicht zu beseitigen wäre. Selbstverständlich tritt auch er im Rahmen der Therapie für Aufklärung und „Kennenlernen“ ein, betont aber mit Recht, daß „Hygiene der Phantasie“ und komplexlösende Erziehung im allgemeinen noch viel wichtiger sind. Ebenso, daß die Therapie „auch die Juden selbst in den Kreis ihrer Maßnahmen einbeziehen müssen“ wird: einmal, „was die Wirkungen jahrhundertelanger Verfolgung und Diskriminierung auf die davon Betroffenen anbelangt“ (Mischung zwischen dem „jüdischen Minderwertigkeitsgefühl“ und dessen Gegenstück, dem „jüdischen Überlegenheitsdünkel“); dann auch, was den positiven jüdischen Beitrag zur gegenseitigen Annäherung anlangt, wofür die Gründung des Staates Israel schon angesichts seiner beschränkten Aufnahmefähigkeit keineswegs genüge.

Man wird dem meisten, was O. vorbringt, für sich genommen, d. h. abgesehen von der theologisch-philosophischen Rückverwurzelung seiner empirisch ganz handlichen Anthropologie, zustimmen können und wohl nur an einer Stelle grundsätzlichere Bedenken anmelden müssen: O. zitiert die Auffassung, der M. S. a. m. u. e. l. erstmals 1940 in einem Buche „The great Hatred“ (2. Aufl. 1943) Ausdruck gab: „Er sieht im Antisemitismus den Ausdruck des verborgenen Hasses gegen Christus und das Christentum... Er verfolge das Ziel, die christliche Epoche in der Geschichte der Menschheit zu beenden.“ Samuel schreibe geradezu: „Sie spucken auf die Juden als die Christus-Töter; weil sie auf die Juden als die Christus-Geber zu spucken verlangen.“ Ähnliches schrieb fast gleichzeitig S. Freud und schrieb inzwischen in einer O. leider entgangenen Studie über „Elemente des Antisemitismus“ M. Horkheimer und Th. W. Adorno: „Im Bild des Juden, das die Völkischen vor der Welt auftrieten, drücken sie ihr eigenes Wesen aus. Ihr Gelüste ist ausschließlicher Besitz, Aneignung, Macht; ohne Grenzen, um jeden Preis. Den Juden, mit dieser ihrer Schuld beladen, als Herrscher verhöhnt, schlagen sie ans Kreuz, endlos das Opfer wiederholend, an dessen Kraft sie nicht glauben können.“ (Aus „Dialektik der Aufklärung“, Amsterdam 1947; Sperrungen von uns) — O. schreibt nun, dieses Motiv dürfe „nicht aus dem Zusammenhang mit den anderen, sogar noch tieferen, gelöst und überbetont werden.“ — Nun, daß es nicht das einzige Motiv ist und in den rechten Zusammenhang gehört, ist zuzugeben, daß es aber „noch tieferen“ Gründe für die Judenfeindschaft gebe, das allerdings meinen wir keineswegs gelten lassen zu können. Schon das neutestamentliche Gotteswort hat nicht umsonst durch Paulus Röm. 11, 16–24 angedeutet, daß heidenchristliche Überhebung über das unverändert gottgeliebte alte Bundesvolk geradezu eine Leugnung jener Gnade ist, kraft welcher wir „Israel“ nachträglich „eingepropft“ sind, jenes aber zuerst und für immer erwählt ward. Wer diese unumstößliche Erwählung bezweifelt, der glaubt also nicht an die zuletzt triumphierende Kraft eben jenes Opfers, durch das auch

er selbst gerettet ist, — so weit er glaubt (Röm. 11, 20). — Und so fehlt denn auch in O.s. (bis auf die für rechtgläubige Juden und Christen gleichermaßen unannehmbar — wenn auch von Söderblom übernommene — These, „durch Mose“ sei der „Naturgott“ Jahwe „zu einem sittlichen, rechtlichen Willen erhoben“ worden, recht lehrreichem) Anhang „Vom Wesen des Judentums“ die genügende Herausarbeitung seines Charakters als „königliches Priestertum“, damit aber auch die der Judenfeindschaft als eines nicht dem Rassenhaß, sondern am ehesten dem Antiklerikalismus ähnlichen Komplexes. Dies alles hindert jedoch nicht, daß wir O.s. Buch als die umfassendste und ausgewogenste Behandlung seines Themas, die uns heute in deutscher Sprache bekannt ist, anerkennen und sein Studium nur empfehlen können.

Ignaz Zollschan, Der Rassenwahn als Staatsphilosophie. Heidelberg 1949. Verlag Lambert Schneider, 112 Seiten.

Diese kleine Schrift hat sich zur Hauptaufgabe gestellt, die nationalsozialistische Rassenlehre nicht so sehr zu widerlegen, was wissenschaftlich längst geschehen war, ehe dieselbe Staatsdogma wurde, als vielmehr in ihrer ganzen Gefährlichkeit zu analysieren. Es wird gezeigt, daß die überlieferten Werte der abendländischen Zivilisation, die auch noch in deren verweltlichtem Stadium von den meisten anerkannt zu werden pflegten, erst im Rassismus endgültig „umgewertet“ bzw. entwertet wurden, ... der totalitäre Nationalismus unserer Prägung entstand erst mit dem Sturz der Religion und dem Ersatz derselben durch den angeblich der Biologie entstammenden nationalen Instinkt als oberste Gottheit.“ (S. 47) „... die Technik der Dekomposition war allerdings eine vollendete. Als bestgeeignetes Instrument dieser Dekomposition der Volksmassen, der Trennung derselben von ihrer Führung und der Infektion der nachwachsenden intellektuellen-Generationen erwies sich die antisemitische Agitation. Dieser Virus, mit Hilfe der Rassentheorie eingepflanzt, wirkte dann selbständig weiter...“ (S. 49)

Geschichtlich, auch ethnologisch, steht ziemlich viel Fragwürdiges in dem Buche, insbesondere in dem kindlich evolutionstheoretischen Vorwort von Julian Huxley. Über die Bedeutung der Rasse selbst jedoch, die noch immer von vielen Falschunterrichteten in Deutschland maßlos überschätzt wird, werden durchaus haltbare Thesen vorgelegt, z. B. daß die „Macht der Vererbung für die kulturellen Ausprägungen nur mehr teilweise im Biologischen begründet ist.“ (S. 89) „Ist also schon die Notwendigkeit ewiger Konstanz von somatischen Eigenschaften zweifelhaft, so ist demnach die Rassengebundenheit zur Psyche und zum Denkkraft, bei dem die Vernunft mit ihrer ausgehenden Logik entscheidend mitwirkt, noch lockerer. Zu den Denkinhalten, die nach ihrer Schöpfung selbständig werden und unabhängige Eigenexistenz gewinnen, ist sie überhaupt nicht mehr vorhanden. Deshalb sind gleiche Denkergebnisse auch bei rassenverschiedensten Gemeinschaften anzutreffen.“ (S. 90) K. Th.

Behrend-Rosenfeld, Else R. Ich stand nicht allein, Erlebnisse einer Jüdin in Deutschland 1933–1944. Europäische Verlagsanstalt Hamburg, 1949, 301 Seiten.

Der Titel des erregenden Buches sagt doppeltes aus: Die Verfasserin, eine an Geist und Herz gebildete Frau, stand nicht allein als Opfer des Rassenhasses — mit ihr litten Tausende, ja Millionen —; sie stand aber auch nicht vereinsamt, nicht ohne Freunde und Helfer da. In den für ihren Mann bestimmten Aufzeichnungen setzt sie neben den jüdischen und ausländischen Freunden, die sich um Rettung und Hilfe bemühten, auch den unbekannten Deutschen ein Denkmal, die ihr beizustehen suchten: der bayerischen Bäuerin und ihrer Tochter, dem Arzt, dem Schulrat, dem Kohlenhändler, dem Gepäckträger am Münchner Hauptbahnhof, dem Bibliotheksbeamten, dem Ordensfrauen in Berg am Laim, den Quäkerfreunden, dem Berliner Fabrikanten... Wir sind der Verfasserin dankbar für dieses Zeugnis. Freilich können diese Einzelnen, die sich Herz und Gewissen bewahrt hatten, nicht die Schande tilgen, die die Judenverfolgungen des „Dritten Reiches“ auf den deutschen Namen häuften. Aber sie tun dar, daß es auch in jener dunkelsten Zeit der deutschen Geschichte noch das andere, das reinere und edlere Deutschland gab. Vom Beginn der Judenfeindlichkeiten an waren sich Frau Rosenfeld und ihr Mann darin einig, daß sie, was immer auch einträte, unter keinen Umständen Haß und Erbitterung in ihren eigenen Herzen zur Herrschaft kommen lassen wollten. Das Gelöbte wurde auf härteste Proben gestellt. Wohl gelang es Frau Rosenfeld, Mann und Kinder kurz vor dem Kriege nach England in Sicherheit zu bringen. Für sie selbst trafen die Auslandspläne nicht mehr rechtzeitig ein. So stellt sie sich der Münchner jüdischen Gemeinde als Fürsorglerin zur Verfügung und erlebt das grauenvolle jüdische Schicksal an unzähligen Einzelnen, Männern, Frauen, Kinder und Greisen, immer wieder von neuem. Als die „Deportation ins Nichts“ auch in dem Lager, das sie betreut, einsetzte, loschen viele ihrer Schützlinge noch im Heim ihr Leben aus. Zu ihren Pfleglingen in Berg am Laim, den Ghetto- und Deportationslagern, gehört auch Professor Paul Nikolaus Cossmann, der frühere Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte, jetzt über 70jährig, Konvertit, dessen Antlitz Güte und Weisheit ausstrahlte, den alle verehren und lieben. (Gestorben 1942 in Theresienstadt — s. S. 31: „Paul Nikolaus Cossmanns Ende“) Ende März 1942 steht auch Else Behrend-Rosenfeld auf der Liste derer, die für die Deportation in den Osten bestimmt sind. Im letzten Augenblick herausgeholt, darf sie noch eine Weile für ihre Leute tätig sein. Dann droht von Neuem und endgültig die Verschickung in ein östliches Vernichtungslager; es glückt ihr, nach Berlin zu entkommen und dort „unterzutauchen“. Als die Gefährdung für die helfenden Menschen und die Nervenbelastung unerträglich werden, wagt sie die Flucht in den Süden und erreicht nach einem angstvollen und gefährlichen nächtlichen Irrweg am 20. April 1944 den rettenden Boden der Schweiz. Man möchte das Buch der tapferen und gütigen Frau, das bei aller Offenheit der Darstellung ohne jedes Ressentiment, in so verständlichem Geiste geschrieben ist, in viele Hände wünschen.

Angela Rozumek.

Bibliographische Notizen

Baeck, Leo, Das Judentum auf alten und neuen Wegen. In „Judaica“ 6, 2 (1. 6. 1950).

Dirks, Walter, Niemals wahr und heute unerträglich (zur Geschichte vom ewigen Juden). In „Frankfurter Hefte“, Juli 1950 (V, 7) S. 772 f.

Ehrhardt, Arnold, Pontius Pilatus in der frühchristlichen Mythologie. In „Evangelische Theologie“ 1949/50, Heft 10, S. 433 ff. Zeigt aus der Überlieferungsgeschichte, daß in Gestalt der Nennung des Pilatus im Credo, ein echtes Bekenntnis vorlag, das die Realität der Passion „Christi gegen allerlei doketisch beeinflusste Geschichtsklitterungen“ (der „Mythologie“) „wie insbesondere gegen gnostischen Antisemitismus sicherstellte“.

Jasper, Gerhard, Das Problem des Antisemitismus. In: „Deutsches Pfarrblatt“, 1950 Nr. 10, 11, 12 und 13.

Müller, Karl Alexander, Paul Nikolaus Cossmanns Ende. In: „Hochland“ 2 (April 1950) Heft 4, S. 368 ff.

Schilling, Annelore, Erez Israel als soziales Experiment. In: „Frankfurter Hefte“, Juli 1950 (V, 7) S. 766 ff.

Schubert, Kurt, Die wahre Krise Israels. In: „Wort und Wahrheit“ 5, 7, Juli 1950: „Die erste große und umfassende Krise ist der Anstoß, der zur Polemik geführt hat, von der das nachchristliche jüdische Leben bestimmt ist, es ist der Anstoß der Form an der Idee, des Gesetzesbundes an seiner eigenen Erfüllung. Die zweite und moderne Krise ist es, selbst den Anstoß nicht mehr ernst zu nehmen, sondern ihn zu ignorieren.“

Vischer, Wilhelm, Das Geheimnis Israels. Eine Erklärung der Kapitel 9–11 des Römerbriefs. In: „Judaica“ 6, 2 (1. 6. 1950).

Weber, Gotthilf, Das Geheimnis Israels im Zeugnis der Schrift. In: Christlicher Friedensdienst, (Bern, Januar-März-1950) Nr. 231, S. 3 ff.

Wittenberg, Martin, Zur Bedeutung des Staates Israel für die Christenheit. In: „Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ IV, 14 (31. 7. 1950).

Mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers der „Judaica“ Pfr. lic. R. Brunner, Basel, veröffentlichen wir die folgenden Leitgedanken eines Beitrags, der demnächst in der „Judaica“ erscheinen wird: Nächstenliebe, jüdisch und christlich. Ein Beitrag zum einschlägigen Gespräch

Kosmala-Farbstein von Karl Thieme. (Zum Beweis dieser Gedanken dient der übrige Inhalt des Artikels.)

Wir fassen zusammen: Die Thora Gottes an Israel gipfelt im Gebot der bedingungslosen Liebe zum „Nächsten“ — wie zum „Fremden“ — „dir gleich“. Gerade, weil beide genannt sind, muß das Liebesgebot universal gemeint sein, konnte aber auch der „Nächste“ von den Schriftgelehrten lange Zeit bloß als der Volksgenosse verstanden werden. (Daß diese buchstabenegetisch haltbare und dazu vor allem die völlig unhaltbare Einengung des „Fremden“ auf den Voll-Proselyten, gemäß Strack-Billerbeck I, 353 ff, primär vom Auswählungsbewußtsein Israels verursacht und erst sekundär durch Judenfeindlichkeit anderer Völker verfestigt worden ist, wie Kosmala S. 248, Anm. 66 betont, ist durch nichts widerlegt oder auch nur im geringsten erschüttert.) Jederzeit, wenn jüdische Menschen mit verstopften Ohren diesem Liebesgebot Gottes lauschten, haben sie es richtig, universal mit allen seinen Konsequenzen verstanden — bis zu den erwähnten fürbittenden Juden im Konzentrationslager sowie Männern wie Leo Baeck und Victor Gollancz. Insofern ist dieses Verständnis des Gebotes der Nächstenliebe jüdisch durch und durch. Nun ist aber — wie noch letzthin wieder Henri Bergsons Testament feststellte — das Christentum erfülltes Judentum. (Was darüber ist, das ist vom Übel — vgl. Apk. 22, 18! —, insofern alle wirkliche Wahrheit in Gottes Wort impliziert ist, das wir unter den Menschen ausschließlich „Juden und Judengenossen“ verdanken.) Und so ist denn das Gebot der universalen Nächstenliebe erst recht christlich. Unterscheidend christlich insofern, als das tiefste und vollste Verständnis des Heiligkeitgesetzes, das im Judentum gewissermaßen nur den Besten in ihren besten Augenblicken aufgeleuchtet ist, aber stets vom „pädagogisch“ (nach Gal. 3, 24) notwendig gewordenen Bewußtsein des eigenvölkischen Ausgesondertseins verdunkelt zu werden drohte, seit und durch Jesus Christus für alle, die an ihn glauben, unbestreitbare, verpflichtende Norm geworden und deren Erfüllung durch sein gottmenschliches Vorleben, -sterben und -auferstehen entscheidend erleichtert ist.

Wo immer der Jude sie auch ohne die Erleichterung durch diesen Glauben uneingeschränkt lehrt und lebt, wird der rechte Christ dies mit Christus freudig anerkennen (Mark. 12, 34; vgl. oben S. 21); wo immer dem Christen gewährt wird, hinter dem, was ihm so unzuwidergeboten ist, nicht allzuweit zurückzubleiben, wird der „rechte Israelit“ (Joh. 1, 47) das beste Eigne beim andern wiederfinden. Jeder darf und soll darin mit dem andern wetteifern; keiner hat ein Monopol darauf; beider ist sie: Nächstenliebe, jüdisch und christlich.

II. Aus unserer Arbeit

Memorandum über die Tätigkeit der Arbeitsstelle Verfolgtenfürsorge am Deutschen Caritasverband (Dr. Gertrud Luckner)

Seit dem in Nummer 4 enthaltenen letzten Tätigkeitsbericht hat sich die christlich-jüdische Arbeit vertieft und ausgedehnt. Wie hilfreich solche grundsätzliche Klärungsarbeit auch für die praktische caritative Fürsorge für die ehemals Verfolgten ist, zeigt u. a. ein Beispiel wie das in Absatz 3 genannte. Die caritative Fürsorge für die ehemals Verfolgten, wie sie in den Verfolgungsjahren als Hilfsarbeit namens des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Dr. Conrad Gröber und des deutschen Episkopates, damals ohne Unterschied auch für Nicht-katholiken und Nichtchristen durchgeführt wurde, ist infolge der verschlepten, d. h. zunächst ausbleibenden sogenannten „Wiedergutmachung“ und Restitution viel dringlicher und schwieriger geworden seither (seit Juli 1949, Nr. 4).

Die Wiedergutmachung und Restitution, die als Prüfstein für die Haltung des deutschen Volkes angesehen wird (s. o. 8f), gibt Grund, daß man „in Deutschland nicht mehr die Frage nach der Verantwortung des deutschen Volkes vor, sondern nach 1945 zu stellen hat und stellen wird“. Es ist noch größtenteils Zukunftsaufgabe, die Forderung des 73. Deutschen Katholikentages von Bochum zur „Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts“ zu verwirklichen, nachdem das Referat auf dem Bochumer Katholikentag „als die Stimme deutscher Katholiken“ in der internationalen Presse hervorgehoben wurde und auch in Deutschland positiv beeinflussend gewirkt hat.

Dank den im letzten Jahr mancherorts neu gegebenen Anerkennungsrichtlinien für die vom Nationalsozialismus Verfolgten sind endlich Nachteile fortgefallen, die bei rechtzeitiger gründlicher Klärung längst hätten beseitigt werden können. (Z. B. das mancherorts be-

stehende Drei-Klassen-System: „Kämpfer gegen den Faschismus“, „Opfer des Faschismus“ und „Verfolgte der nationalsozialistischen Sondergesetzgebung“).

Die christlich-jüdische Arbeit gewinnt an Intensität insbesondere durch die Berufung von Professor Dr. Karl Thieme zum Berater in religiösen Angelegenheiten beim „Deutschen Koordinierungsrat der Christen und Juden“. Zu dem in Nummer 4 genannten bisherigen Beirat der Herausgeber des „Rundbriefs zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente“, an dem sich vor allem die folgenden Damen und Herren beteiligen: H. H. Prof. Dr. Allgeier, Herr Prof. Dr. Bauer, H. H. Rektor Bockel, H. H. Prof. Dr. Bopp, Herr Dr. Borgmann, H. H. Domkapitular Eckert, H. H. Pater Dr. Middendorf, Fr. Dr. Sertorius, und Herr Dr. Winkler, sind mittlerweile außerdem hinzugetreten: H. H. Prof. Dr. Egenter, München; H. H. Prof. Dr. Höfer, Paderborn; H. H. Prof. Dr. Neuß, Bonn; H. H. Prof. Dr. Nielsen, Frankfurt/M.; Fr. Dr. Rozumek, Freiburg i. Br.; H. H. Pfarrer Dr. Stasiewski, Berlin.

Von dem genannten „Rundbrief...“ sind bisher erschienen Nr. 1 bis 8/9 (II Folgen). Der Interessentenkreis weitet sich ständig im In- und Ausland. Ein weit überwiegend positives, in manchem aber auch lehrreich kritisches Echo kommt aus den verschiedensten Kreisen sowohl von seiten der Hierarchie und der theologischen Wissenschaft wie von Christen aus Israel, von ähnlich interessierten Protestanten und nicht zuletzt von Juden (vgl. Nr. 4, S. 15; Nr. 5/6, S. 20 ff; Nr. 7, S. 24 ff; Nr. 8, S. 20).

Es besteht ferner die im Rundbrief 4 unter c) genannte interkonfessionelle Arbeit mit der außerdem neuen Geschäftsstelle der inzwischen in Freiburg gegründeten Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Der bisher von der gleichgerichteten Arbeitsgemeinschaft geplante aber verschobene Vortrag von Rabbiner Dr.

Messinger, Bern, über „Der Staat Israel und die religiöse Hoffnung des jüdischen Volkes“, sowie ein Vortrag von Père Démann (Herausgeber der Cahiers Sioniens), und ein Vortrag von Kreisdekan für Nordbaden, Pfarrer Hermann Maas, Heidelberg, über seine Reise ins Heilige Land als 1. deutscher Gast des Staates Israel, sind für das Wintersemester 1950/51 vorgesehen. Schon in die Wege geleitet ist die Herausgabe einer Reihe von Schriften, unter denen vor allem die in Nr. 2/3 angekündigten „Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage“, (für Religionslehrer und Katecheten) sein sollen. Bei der Werktagung des 74. Deutschen Katholikentages in Altötting wird, im Rahmen der 1. Arbeitsgemein-

schaft, H. H. Prof. Dr. J. M. Nielen, Frankfurt a. M., referieren über: Der Katholische Beitrag im gegenwärtigen Gespräch zwischen Kirche und Synagoge.

Im Rahmen der vorgesehenen Anbetungsstunden im Passauer Dom soll in der Nacht vom 1./2. 9. die Zeit von 24 bis 2 Uhr (Anliegen des Bonifaciusvereins) und am 2. 9. die Zeit von 7—9.30 Uhr (Gebetsstunden der Pax-Christi-Gemeinschaft) auch der Anrufung der heiligen Patriarchen und Propheten um Fürbitte für die Wiedervereinigung des Alten und des Neuen Gottesvolkes gewidmet werden.

Wir bitten auch unsere Freunde, die nicht in Passau sein werden, sich mit diesem Gebet zu vereinen.

Aus dem voraussichtlichen Inhalt von Nr. 10:

Bischof Simon Konrad Landersdorfer: Geleitwort für die „Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage.“

Professor Dr. Josef Solzbacher: Katechese über Christenheit und jüdisches Volk.

Professor Dr. J. M. Nielen: „Der katholische Beitrag im gegenwärtigen Gespräch zwischen Kirche und Synagoge.“

In Kürze erscheint:

Beiträge zur christlichen Betrachtung der Judenfrage

Mit einem Geleitwort von Bischof Simon Konrad Landersdorfer, Passau

•

In diesen Beiträgen werden einige Grundfragen beantwortet, die sich auf das Verhältnis der Christenheit zum jüdischen Volke beziehen. L. BOPP untersucht daraufhin die Liturgie, P. DEMANN behandelt „Heutige Juden“ in Palästina, M. MÜLLER-CLAUDIUS das Verhältnis der Deutschen zu den Juden, W. NEUSS die Stellung der mittelalterlichen Kirche zu den Juden und K. THIEME das jüdische Schicksal im Lichte der Bibel.

Preis etwa DM 2.50

Verlag Dr. Gertrud Luckner-Rundbrief, Freiburg i. Br.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Umfang von ca. 16 Seiten. — Preis der Einzel-Nummer DM 1.-, der Doppel-Nummer DM 2.- Folge II (Nr. 5—8/9). Dr. Gertrud Luckner/Rundbrief Postscheck-Konto Nr. 8035 Freiburg i. Breisg. Bezug durch die Geschäftsstelle Dr. Gertrud Luckner, Freiburg i. Breisgau, Werthmannplatz 4, Deutscher Caritasverband. — Druck: Schwarzwälder Tagblatt GmbH, Villingen